



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

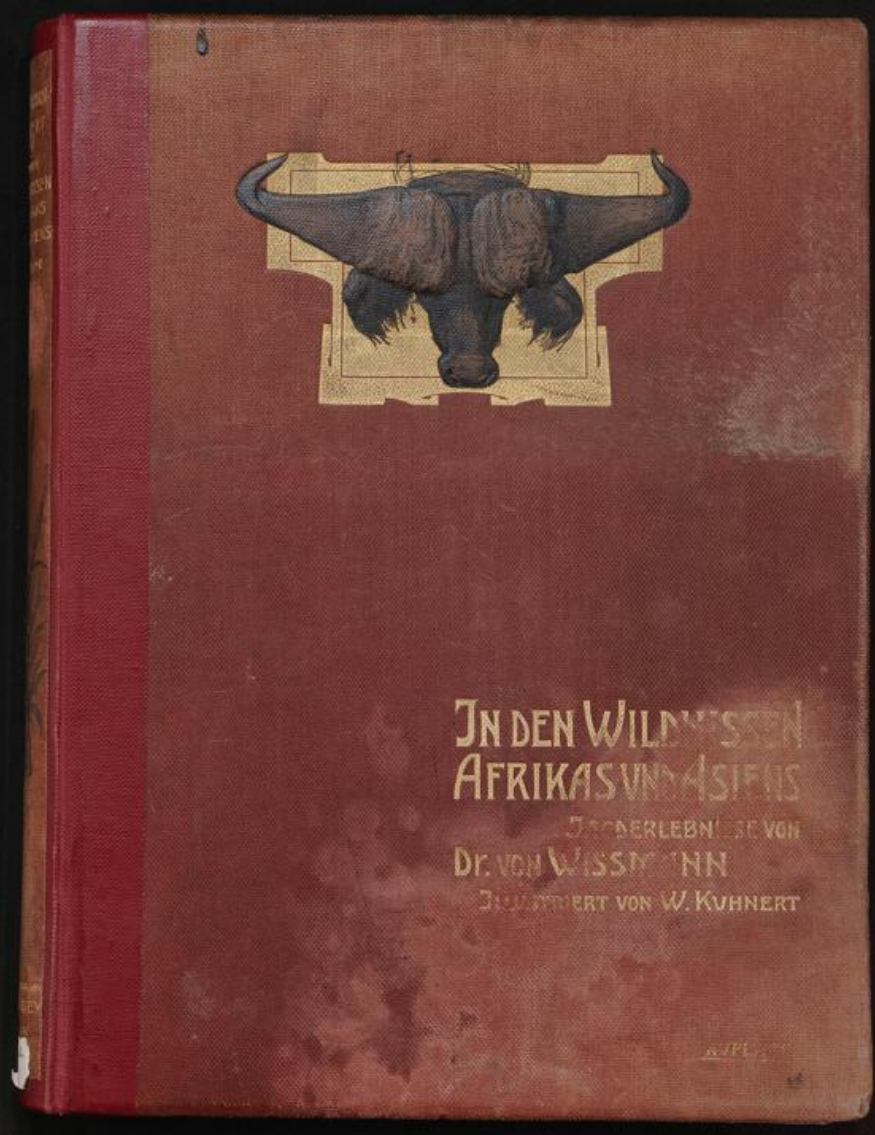
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

In den Wildnissen Afrikas und Asiens

Wissmann, Hermann von

Berlin, 1908

urn:nbn:de:gbv:46:1-9233



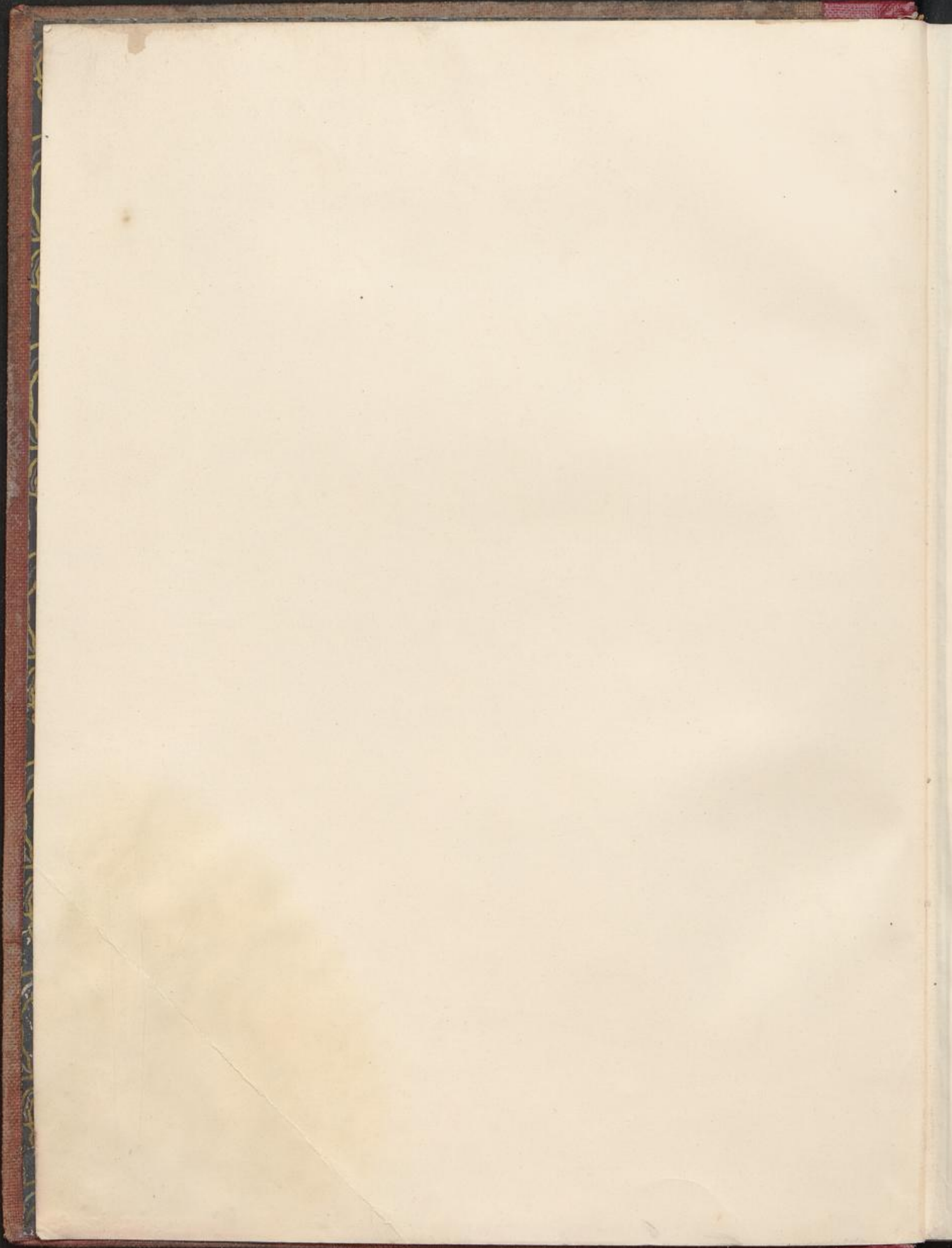


IN DEN WILDMÄRSSEN
AFRIKAS UND ASIENS

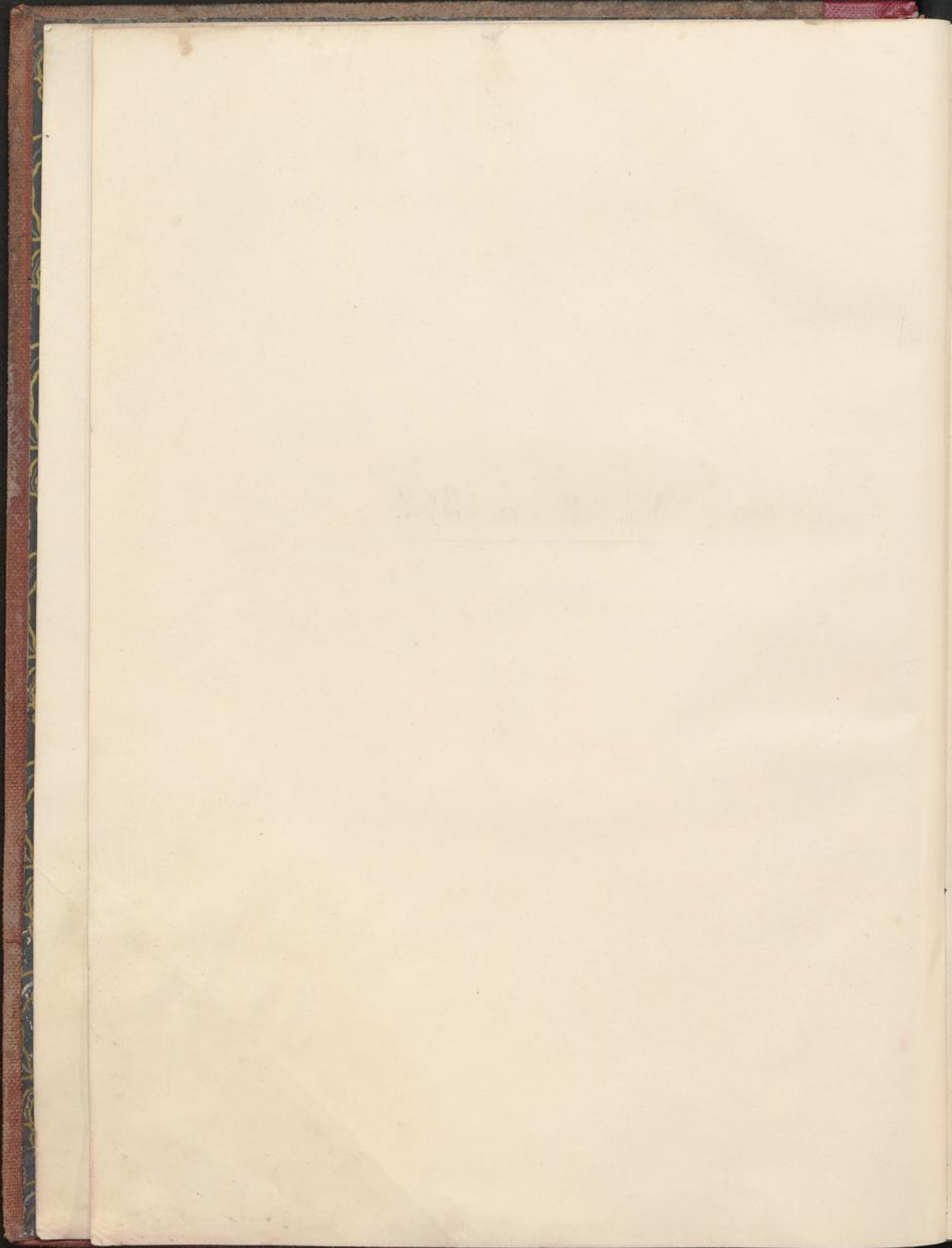
JACHTERLEBNIßE VON
DR. VON WISSMANN
ILLUSTRIRT VON W. KUHNERT







V. 2. a. 0392.



In den
Wildnissen Afrikas und Asiens.

Jagderlebnisse

von

Dr. v. Wissmann,

weil. Gouverneur z. D., Major à la suite der Armee.



Mit 28 Vollbildern und 42 Textabbildungen

von

Wilhelm Kuhnert.

Zweite Auflage.

BERLIN.

VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY.

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstrasse 10.

1908.



V. 2. a. 0392

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Geleitwort zur zweiten Auflage

von Professor Dr. L. Heck.

Jeder bedeutende Mensch hat neben seiner großen Lebensaufgabe, der er seine besten Verstandes- und Willenskräfte weiht, noch eine kleine, stille Liebhaberei, an der sein Herz hängt. Das war bei unserem Wissmann die Tierliebe und die Tierkunde. „Ich möchte am liebsten, daß mein Hermann Zoologe würde, und dann müssen Sie ihm helfen!“ Das ungefähr waren die letzten Worte, die er mit seiner sympathischen Stimme an mich richtete, als wir im Winter vor seinem Tode bei unserem Freunde Rochus Schmidt zusammen waren, und ich erinnere mich noch sehr gut der kolonialen Anfangszeiten, da es außer Wissmann kaum einen anderen Afrikaner gab, mit dem man gleich eingehend über Einzelheiten aus der höheren Tierwelt des schwarzen Erdteils hätte reden können. Seine Gehörn- und Geweihsammlung, neben der Hagenbeckschen wohl die größte Privatsammlung dieser Art, war diesen Sommer noch das zoologische Glanzstück der deutschen Armee-, Marine- und Kolonialausstellung, und wer ihn kannte, wunderte sich nicht, daß er sich zum Ruhesitz die grüne Steiermark wählte, um mit Gemse und Auerhahn gute Nachbarschaft zu pflegen. Wer ihn kannte, war auch nicht im Zweifel, daß er, von Amt und Würden ledig, doch wieder hinausziehen würde in die Wildnisse fremder Weltteile nur „zum Vergnügen“, d. h., nur der Großtierwelt zu liebe, sie jagend zu studieren und beobachtend zu genießen. So kamen Wissmanns Jagdreisen 1897 nach Sibirien, Indien und 1898 nach Deutsch-Südwestafrika zustande, und so entstand als ihre Folgeerscheinung dieses Buch, dessen Schilderungen fremden Wildes und Weidwerks für immer ein ehrenvoller Platz sicher ist, nicht unter der geistig armen Jagd- und Weltbummlerliteratur, sondern unter den zuverlässigen Grundlagen ernster Tierlebenskunde. Ewig schade, daß er die zweite Auflage nicht noch selbst besorgen konnte! Er

wollte sie noch bedeutend vermehren und ergänzen, wie er an den Verleger schrieb. Aber auch so bleiben seine Aufzeichnungen wertvoll genug, und man merkt es den guten Beobachtungen an, daß Hermann von Wissmann schon in jungen Jahren ein hervorragender wissenschaftlicher Forschungsreisender war, längst ehe er „Deutschlands größter Afrikaner“ im heutigen kolonialpolitischen Sinne wurde. Aus dem, was er „In den Wildnissen Afrikas und Asiens“ dem Tierleben abgelauscht, spricht viel mehr der Entdecker und Erforscher des Kassaistromes, der erste Durchquerer Afrikas von West nach Ost als der Bezwingen des Banaheri-Aufstandes und der Kaiserliche Gouverneur unserer größten afrikanischen Kolonie. Gleich der erste Aufsatz über das Flußpferd ist der denkbar beste Beweis dafür. Man könnte, genau genommen, gar nichts Besseres tun, als ihn Wort für Wort abschreiben, wenn man für eine Naturgeschichte eine erschöpfende und doch nicht weitschweifige Lebensschilderung dieses Riesen der afrikanischen Gewässer braucht. Wie vereinigte sich da scharfe, kritische Beobachtung und echte, warmherzige Tierliebe zum rechten Ganzen! Und wie durchziehen dieses Ganze die goldenen Fäden jenes echten sonnigen Humors, der der souveränen, sonnigen Persönlichkeit unseres Wissmann in so unnachahmlichem Maße zu eigen war! Wie schön tritt die Grundehrlichkeit seines wahrhaft edelmännischen Wesens hervor in dem offenen Geständnis, daß er als Gouverneur erst sein erstes Nashorn schoß! Gerade dadurch wird aber allem Positiven, was er berichtet, der Stempel unbedingter und uneingeschränkter Glaubwürdigkeit aufgedrückt, und sein Werk erweist sich als eine absolut zuverlässige Quelle, aus der in der fernsten Zukunft noch jedermann vertrauensvoll schöpfen kann. Was Hermann von Wissmann in den Wildnissen Afrikas und Asiens an der Tierwelt beobachtet, erschaut und erlebt, das bleibt ein wertvoller Teil unseres biologischen Wissensschatzes für alle Zeiten. Es veraltet nie!

VORWORT.

Von Jahr zu Jahr wächst unter den Deutschen die Zahl der Besucher und Kenner fremder Länder und Weltteile, und hiermit wächst auch die Zahl der Jäger, die den für den Weidmann höchsten Genuß, die Jagd in der wirklichen Wildnis, kennen lernen wollen.

Erst in der Wildnis, wo der Jäger ganz auf sich selbst angewiesen ist, sich und seine Karawane zu schützen hat, großem, wehrhaftem und seltenem Wild entgegentritt, dabei fast unbekannte Länder mit ihren vom Menschen noch kaum berührten Herrlichkeiten bewundern kann, erst dort lernt er wahrhaft den Hochgenuß kennen, nur sich selbst seine Erfolge als Jäger zu verdanken. Welch gewaltiger Unterschied zwischen unserem heimischen Wild, selbst in freier Wildbahn, und dem der unberührten Wildnis!

Kein Jäger oder Förster ist dort, der ihm die Wechsel ausmacht, den Stand des Wildes bezeichnet, ihm, wie man sagt, das Wild anbindet. Geführt von Eingeborenen, die zwar das Land, nicht immer aber auch das Wild kennen, muß er es sich selbst ausmachen, aber — in hohem Maße lohnt ihn die viel größere Freude an der Strecke. —

Angeregt durch den Erfolg, welchen einige meiner Erzählungen bei ihrer Veröffentlichung in der jagdlichen Wochenschrift „Wild und Hund“ hatten, habe ich mich entschlossen, meine Jagderlebnisse in Asien und Afrika im Zusammenhang herauszugeben. Gewiß werden dieselben nicht nur den passionierten Jäger, sondern hoffentlich auch manchen Offizier und Beamten in unseren Kolonien interessieren, und vielleicht ist auch manche Beobachtung wiedergegeben, die dem Zoologen neu ist.

Was ich erzähle, ist weder von der Phantasie erdichtet noch ausgeschmückt, es ist kein Jäger-Latein, sondern Jäger-Deutsch, einfache, selbst-erlebte Wirklichkeit, die sicher von einer gewandteren Feder sehr viel schöner und anschaulicher hätte geschildert werden können. Was daran fehlen sollte, wird ersetzt durch die Zeichnungen von der Meisterhand W. Kuhnerts, der

das beschriebene Wild zumeist selbst kennt und dessen lebensvolle Bilder die Anerkennung aller Freunde der Natur gefunden haben.

Die beiden Schlußkapitel enthalten praktische Winke für die Ausrüstung des Jägers in Tropengegenden wie im Hochgebirge, für die Auswahl der dort nötigen Waffen etc. und werden dem Weltreisenden, der sich der Jagd in fremden Ländern zu widmen gedenkt, willkommen sein.

Gut Weissenbach
bei Liezen in Steiermark.
Herbst 1900.

Dr. v. Wissmann.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es ist dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, die vorliegende zweite Auflage seines Werkes noch selbst veröffentlichen zu können, ein viel zu früher Tod hat seinem reichen Leben ein Ziel gesetzt.

Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, die zweite Auflage noch um manche Abschnitte zu bereichern, da der Verfasser noch viel einschlägiges Material aus seinem langen Leben in den Tropen besaß, aber er selbst ist zur Sichtung dieses Materials nicht mehr gekommen, und seinen Hinterbliebenen wie dem Verleger erschien es unter diesen Umständen das richtigste, das Werk in einem unveränderten Neudruck zu veröffentlichen. Der langjährige Freund des Verstorbenen, der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Professor Ludwig Heck, hat es übernommen, dem Werke ein Geleitwort vorzuschicken, und es sei ihm auch an dieser Stelle noch besonders hierfür gedankt.

Möge die neue Auflage des Werkes dazu beitragen, das Andenken unseres größten Afrikaners lebendig in den Herzen des deutschen Volkes zu erhalten.

Berlin, Oktober 1907.

Die Verlagsbuchhandlung.

INHALT.

Geleitwort zur zweiten Auflage von Ludwig Heck	V
Flußpferd	1
Leopard	13
Giraffen	21
Der Hirsch des Altai	29
Straußen	35
Nashornjagd	43
Jagden in Indien	49
Jagd auf Elenantilopen in Südafrika	55
Ein Tag in den Steppen des Kilima Ndjaro	61
Gazellen und kleine Antilopen	67
Ein Jagdtag am Elefant-Marsh	79
Jagd auf den Katschgoar	85
Das Wildschwein	93
Büffeljagd	99
Krokodile, Schlangen und anderes Ungeziefer der Wildnis	103
Auf Antilopen in den Steppen Asiens	113
Jagd auf das Gnu	119
Große Antilopen	123
Zebra-Jagd	137
Afrikanische Elefanten	143
Steinböcke	151
Das Nilgai und ein Jagdfrevel in Indien	159
Waffenausrüstung des Jägers	167
Ratschläge zum Jagen in der Wildnis	174



Verzeichnis der 28 Vollbilder.

Flußpferde auf einer Sandbank.	Palla-Gazelle.
Erlegtes Flußpferd.	Löwen am Riß.
Im Mondschein.	Warzenschwein.
Leopard und Pavian.	Büffel, Feind suchend.
Giraffenherde.	Krokodil.
Äsende Giraffen.	Kämpfende Gnus.
Maralhirsche.	Rappenantilope.
Flüchtiger Strauß.	Kuduantilope.
Erlegte Straußenhenne.	Sichernder Zebrahengst.
Hirschziegenantilopen.	Flüchtige Zebras.
Jagd auf Samburwild.	Kämpfende Zebrahengste.
Elenantilope.	Afrikanische Elefanten.
Amodorcas clarkei.	Steinbock.
Von wilden Hunden gehetzte Springböcke.	Nilgai.





Flußpferd.

Mit keiner Art des afrikanischen Wildes bin ich so vertraut wie mit dem „Weißbierspießer“ unter den vierfüßigen Bewohnern der afrikanischen Wildnis, dem Flußpferd. Die fette Behaglichkeit, das große M—undwerk, der Leibesumfang, das feuchte Dasein, die Freude an der Geselligkeit, alles hat es mit der *Species Civis albocerevisiacus berlinensis* Lin. gemein, und hieran mag es auch liegen, daß ich mich zu diesem, heimische Erinnerung weckenden Wilde so sehr hingezogen gefühlt habe.

Kaum hat ein anderer so viel Gelegenheit gehabt, in so verschiedenen Gegenden diese Überreste einer riesigen, vorzeitlichen Tierwelt zu studieren.

Ihrem Benahmen nach zerfallen für mich die Hippopotamen in zwei Kategorien; die eine lebt dort, wo der Weiße schon jagte oder der Neger Feuerwaffen hat, die andere, wo dies nicht der Fall.

Hier ist das Tier ein harmloses, ruhiges, nur seinem Bauch und seiner Liebe lebendes Geschöpf, furchtlos, weil es keinen Feind kennt, und ungefährlich, weil es mit keinem Wesen den Kampf ums Dasein aufzunehmen hat, und infolge davon ist es natürlich ziemlich stumpfsinnig, unvorsichtig, ja dummdreist.

Der Eingeborene, der nur über Bogen und Speer als Waffen verfügt, kann dem Flußpferde nur mit Fallen beikommen. Hier und da versucht er es auch mit Harpunen; aber das ist selten. Deshalb kennt das Flußpferd den Menschen als Feind nicht und behandelt ihn indifferent.

Die andere Kategorie ist je nach ihren schlimmen Erfahrungen, die sie mit dem Menschen gemacht hat, mehr oder weniger zornig, ja boshaft und dann durch seine Masse und Gewandtheit in seinem Element gefährlich.

Ich habe Flußpferde beobachtet in einem großen Teil des Kongogebietes, hauptsächlich im Kassai mit seinen Nebenflüssen, in fast allen Flüssen, die in den indischen Ozean münden, im Gebiete des Tanganika-, Nyassa- und Rikwa-Sees und des Zambesi, also in dem bei weitem größten Teile ihres Verbreitungsgebietes überhaupt. Ich habe Rudel — dieser Name kommt mir für das Riesentier eigentlich etwas komisch vor — bis zu achtzig Stück genau beobachtet, ich habe an manchem Tage mehr als fünfhundert in Flüssen, in Seen, Teichen, ja Wasserlöchern, in Sümpfen und auch im Meere in der Nähe der Flußmündungen gesehen, und selbst gegen fünfzig — fast nur alte Bullen — erlegt, allerdings in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren. Wenn ich vom Flußpferd spreche, verstehe ich darunter immer nur die große Art und sehe von dem Zwergflußpferd ab, welches sich nur in einem kleinen, aber durch sein Vorkommen, wie durch das des Gorilla und des größten Schimpansen äußerst interessanten Gebiete, der Nordwestecke des tropischen Afrika, aufhält.

Im Jahre 1881 sah ich die ersten Flußpferdspuren an den südlichen Nebenflüssen des Kongo und die ersten Tiere selbst im Tschikapafuß.

Als ich mich dann monatelang an den Ufern des Lulua bei einem Volke aufhielt, das in mir den ersten Europäer bewunderte, verhalf mir das Flußpferd zu einem bedeutenden Ansehen.

Es waren zu dem Balubavolke schon Händler aus afrikanischen Küstenstämmen gedungen, die ihm die ersten Steinschloßgewehre gebracht hatten. Diese „Kioque“ galten den Baluba bis dahin als die vornehmsten Kulturträger und, mit der neuen Waffe in Händen, als die mächtigsten Neger. Diesen war mein Erscheinen bei den Baluba sehr unangenehm, sie fürchteten in mir den Konkurrenten im Elfenbeinhandel und suchten meinen Einfluß dadurch zu untergraben, daß sie den Baluba sagten, wir Weißen hätten nur solche Gewehre, mit denen man nur nach Bäumen schießen könne; denn mit Schüssen auf Baumstämme hatte ich den Baluba oft die Treffsicherheit unserer Waffen im Vergleich zu denen der Kioque bewiesen.

Da schoß ich eines Tages das erste Flußpferd und gab allen benachbarten Dörfern eine große Schmauserei. Fleisch ist für den Neger überhaupt, für die Baluba aber ganz besonders, eine Delikatesse.

Die Verteilung des Fleisches ging nicht ohne Messerstiche und Verwundungen ab, und von meiner Seite nicht ohne sehr ausgiebige Stockprügel, denn ich mußte die von mir eingeladenen Gäste mit Gewalt abhalten, sich des ganzen Fleisches zu bemächtigen, und meinen eigenen Leuten ihren Anteil sichern. „Freundlicher Gastgeber“!

Was meine Büchse geleistet hatte, ein solches Riesentier mit einem Schuß zu töten, das konnten die Kioque mit ihren langen, schön verzierten, mit Amuletten behängten Flinten nicht!

Dieser erste Schuß auf ein Flußpferd war für mich von großem Vorteil, denn diese „Heldentat“ verbreitete sich mit der der Wichtigkeit entsprechenden Eile weit umher und gewann mir viele Freunde bei einem Stamm, von dessen Stellung zu mir viel abhing.

Der Nutzen der Flußpferdjagd ist ein vielfacher. Das Fleisch des Dickhäuters wird gerne gegessen und liegt im Geschmacke zwischen Rind- und Schweinefleisch. Die Haut wird zu den bekannten Flußpferdpeitschen oder sehr schönen Stöcken verarbeitet, in neuerer Zeit aber mit sehr hohen Preisen bezahlt, da man sie zu Schwung-

riemen, wie man solche früher aus der Haut des jetzt immer seltener werdenden Walrosses angefertigt hat, benutzt.

Die Zähne werden, da sie sehr hart und spröde sind, geringer als Elfenbein bezahlt, und heute meistens zu Bilderrahmen, Stockkrücken usw. verarbeitet.

Das Bauchfett des Tieres, das Feist, ist sehr wohlschmeckend, hält sich lange frisch und hat mir in Afrika bei allen meinen Reisen das Fett für die Küche ersetzt. Es ist auch gut zum Einfetten der Waffen.

Die Lebensweise der Flußpferde ist eine ihrem, vom Wasser abhängenden, beschränkten Aufenthaltsort entsprechende, einförmige, ruhige. Sie treten abends auf tief ausgetretenen Wechsellern, die manchmal so steil sind, daß man sich wundert, wie die plumpen Geschöpfe sie ersteigen können, ans Land und beginnen ihre verwüstende Äsung in Gras, Schilf und Binsen der Ufergebiete. Sie nehmen auch alle im Wasser wachsenden Pflanzen an und lieben besonders die saftigen, dickstieligen und großblättrigen Sumpfkrauter.

Wo Urwald an die Ufer tritt, findet man nie Flußpferdwechsel, denn im Urwald wächst auf den faulenden Blättern und Stämmen kein Gras und im Boden bricht das Flußpferd nicht, was, wenn man die hierzu geeigneten Zähne betrachtet, wunderbar erscheinen muß.

In mond hellen Nächten bleibt unser Wild die ganze Nacht äsend am Ufer, in dunklen steht es dort nur abends und morgens, und in ganz stillen Gegenden, wo die Eingeborenen keine Gewehre besitzen, tritt es auch hie und da bei Tage auf Äsung, wie ich das in den weiten, menschenleeren Wasserwildnissen des Kassai beobachtet habe.

Den Tag über liegt das „Behemot“ im Wasser, am liebsten an flachen Stellen, wo es auf dem Grunde ruht und nur Augen und Nase über dem Wasserspiegel hat. Ab und zu geht es dann an tiefere Stellen, schwimmt hier gemütlich hin und her, taucht, kommt wieder an die Oberfläche und stößt mit dem lange unter Wasser angehaltenen Atem Wasserstaub in die Höhe. Das Ausblasen der Luft aus den mächtigen Lungen ist weit zu hören.

Das Einziehen frischer Luft geschieht schnell, dann schließen sich die Nüstern und das Tier verschwindet wieder unter Wasser.

Sehr gerne geht das Flußpferd auf Inseln, Sandbänke oder an ruhige Stellen des Ufers, um sich zu sonnen und zu spielen oder in der Brunftzeit zu kämpfen.

Während man den mächtigen Generalbaß, den man in stillen Nächten meilenweit hören kann, das ganze Jahr hindurch ab und zu vernimmt, einen Ton, der wie aus einer riesigen Tonne hervorkommend, an Mächtigkeit alle Stimmen der Wildnis, selbst das Gebrüll des Löwen übertönt, hört man in der Brunftzeit, wenn die Bullen kämpfen, häufig einen Ton in solcher Höhe, daß er an ein vielfach verstärktes Quietschen der Schweine erinnert.

Die kämpfenden männlichen Tiere drängen sich gegen einander, schieben sich, stoßen sich in die Seiten, rennen in kurzem, plumpem Galopp, aber doch mit einer an das Schwein erinnernden Schnelligkeit der Bewegungen, um einander her und fallen, wenn der Kampf ernst wird, von oben auf den Gegner herab, ihn mit den langen Zähnen bearbeitend.

Jeder alte Bulle hat gewaltige Narben von solchen Kämpfen aufzuweisen.

Die Flußpferde zerkleinern und verstreuen ihre Losung, und zwar meistens im Wasser, durch ganz schnelles Hin- und Herschlagen des kurzen Schwanzes, so daß man von ihnen niemals Haufen von Losung wie von anderem Großwilde findet.

Feinde, außer dem Menschen, haben sie nicht, wenn man von Schmarotzern absieht, durch die sie viel zu leiden haben. Die Haut ist häufig durchbohrt und durchfressen. In dem mächtigen, hellroten Maul findet man Würmer und Egel; ja auch die inneren Teile edler Organe werden von Schmarotzern angegriffen.

Unsere Riesentiere unterliegen auch verheerenden Krankheiten. Ich habe an der Mündung des Kassai in den Kongo an einer Pest verendete Flußpferde einst täglich in großer Anzahl abwärts treiben sehen.

Man kann das Flußpferd auf verschiedene Weise jagen. Die für den Jäger sicherste, aber, ich möchte sagen, am wenigsten würdige, ist die, die Tiere vom Ufer aus „tot zu schießen“ und abzuwarten, bis das vielleicht nach vielen Schüssen endlich zu Tode getroffene Tier an die Oberfläche kommt. Dies geschieht, je nachdem morgens oder abends der Leib noch mehr oder weniger voll von bei Nacht genommener Äsung ist, früher oder später; jedoch dauert es nie länger als 2 Stunden, bis die im Leibe sich entwickelnden Gase den gewaltigen Körper an die Oberfläche bringen.

Diese Jagd entbehrt natürlich ganz des Reizes der Gefahr und ist von mir und meinen Begleitern auch nur betrieben worden, wenn wir Fleisch nötig hatten und uns Fahrzeuge fehlten, um das Tier in seinem eigenen Element angreifen zu können.

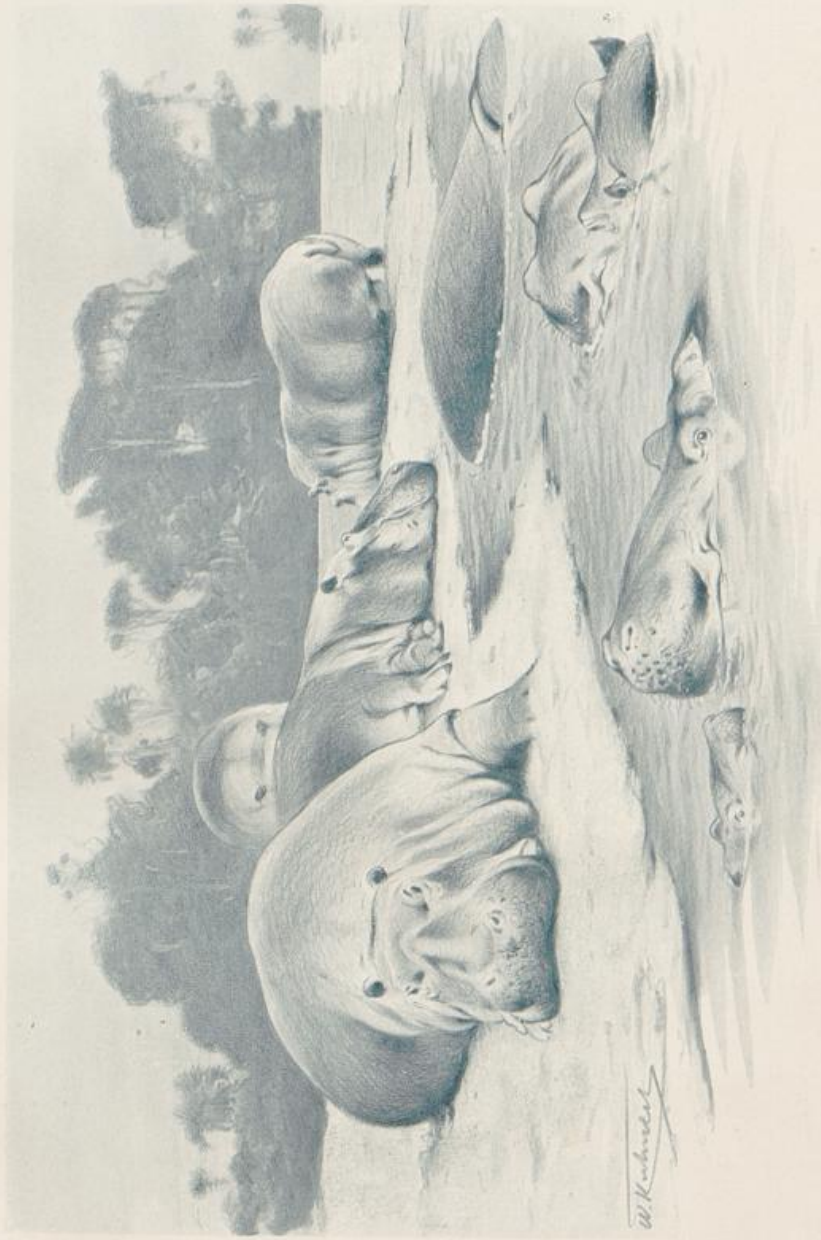
Die zweite Art, die ritterlichere, besteht darin, daß man in einem Kahn, gewöhnlich einem kleinen Kanoe, in dem man nur Platz zum Sitzen hat, das Flußpferd in seinem Element aufsucht und ihm nahe auf den Leib rückt, um ihm mit möglichst großer Sicherheit den einzig tödlichen Schuß ins Gehirn zu geben.

Hier hat auch das Wild eine Chance; es kann, und tut dies oft, das Boot annehmen, oder sich durch Tauchen und Unter-Wasser-Schwimmen dem Auge des Jägers entziehen. An verborgenen Stellen unter überhängenden Bäumen und Gebüsch oder in Wasserpflanzen nimmt es dann frische Luft ein.

Da wo die Tiere schon von der Feuerwaffe gelitten haben, ist diese Jagd oft gefährlich. Ich wurde, als ich einst am Stanley pool mitten in eine Herde hie und da auftauchender Flußpferde hineinfuhr, von meinen europäischen Begleitern beschworen, zurückzubleiben, denn hier waren schon mehrfach von den Riesengeschöpfen Boote angenommen und zertrümmert oder zum Kentern gebracht worden.

An einem Küstenorte Westafrikas, nur wenig nördlich der Kongomündung, machten einst drei englische Offiziere und ein Pflanzler in einem Boot Jagd auf ein Flußpferd, das mit seinem Jungen vor der Mündung des Flusses in der See lag. Die Alte wurde krank geschossen, nahm das Boot an und brachte dasselbe, obgleich es ziemlich schwer war, dadurch zum Kentern, daß sie sich mit ihrem ganzen Gewicht auf den einen Bordrand warf. Die vier ins Wasser geschleuderten Jäger suchten sich schwimmend zu retten, jedoch nur einem, der in grauen Stoff gekleidet war, gelang dies; die drei in Weiß gekleideten Offiziere wurden trotz Tauchens nacheinander von der erbosten Mutter aufgefunden und durch Bisse vollständig zermalmt.

Hie und da begnügen sich die gereizten Tiere auch damit, das Boot zu zerbeißen und umzuwerfen, wie dies im Schire-Fluß häufig vorgekommen ist.



Flusspferde auf einer Sandbank.



Flusspferde auf einer Sandbank.

Die dritte Art der Jagd betreibt man durch Anstand bei den einigermaßen regelmäßigen Wechseln im Mondschein. Selten treten die Flußpferde vor Eintreten der Nacht ans Ufer auf Äsung, und da ein guter Blattschuß selbst mit einer schweren Elefantbüchse wohl kaum den Erfolg hat, das mächtige Wild sofort zu fällen und ein Schuß ins Gehirn bei Mondlicht eine zweifelhafte Sache ist, so hat diese Jagd wegen der Nähe des bergenden Wassers nicht viel Aussicht auf Erfolg.

Ich will nicht behaupten, daß das auf dem Lande angeschossene Flußpferd immer den Jäger annimmt, sondern glaube, daß es sich für gewöhnlich dem bergenden Element zuwendet. Steht aber der Jäger zwischen dem vergrämten oder krankgeschossenen Tiere und seinem Zufluchtsort, dann wird er sicher angenommen, oder wenigstens überrannt werden.

Auf den Fang endlich in Fallen und mit Harpunen komme ich später zurück.

Im Jahre 1882 schoß ich einmal in Lulua einen starken Bullen, der nach dem Schuß ohne jede Bewegung und ohne jeden Ton ganz ruhig herabsank, was erfahrungsgemäß nur geschieht, wenn die Zerstörung des Gehirns eine ganz bedeutende ist. Nach zwei Stunden trieb der an die Oberfläche gekommene Körper stromabwärts und ich folgte am Ufer in der Hoffnung, ihn irgendwo antreiben zu sehen. Dies geschah dann auch, aber an einer Stelle, die schwierig zu erreichen war.

Mitten im Strom, am oberen Rande eines kleinen Katarakts von etwa vier Fuß Gefälle, war der schiefergraue Riesenleib auf einem aus dem schäumenden Wasser ragenden Fels festgetrieben. Nach langem Bitten und vielerlei Versprechungen überredete ich einen Muluba, mit mir in einem kleinen Kanoe hinüberzurudern und das Tier vom Felsen loszuarbeiten, damit es weiter stromabwärts an einer zum Bergen geeigneten Stelle ans Ufer triebe. Zu diesem Zwecke mußten wir ein gutes Stück aufwärts rudern, damit uns der starke Strom nicht an der Stelle vorbeireißen konnte und wir dirigierten dann das Kanoe so, daß es mit einem starken Stoß auf das angetriebene Flußpferd auffuhr und — — umschlug. Hierbei kamen wir zwar auf die Beine, standen aber bis an den Gurt im schäumenden Wasser. Weil wir fürchteten, von der starken Strömung fortgerissen zu werden, kletterten wir auf den Leib des Flußpferdes und es gelang uns, das kleine, leichte Kanoe, welches unterhalb im schäumenden Wasser trieb, festzuhalten.

Der Stoß des Nachens hatte bewirkt, daß meine Jagdbeute sich auf dem Felsen etwas gelockert hatte und sie fing jetzt so bedenklich an zu schwanken, daß wir uns, fortwährend hin- und herbalancierend, nur mit großer Anstrengung oben halten konnten und das Kanoe loslassen mußten.

Der Lulua ist hier sehr reich an Krokodilen und der Strom war unterhalb der Stelle, auf der wir auf dem Flußpferde ritten, tief. Der Schweiß oder vielleicht auch die Witterung des verendeten Tieres zog bald die scheußlichen Echsen heran und hie und da tauchten unterhalb unseres nicht gerade sehr gemütlichen Standortes die Augen und Nasenlöcher der Krokodile auf, und ein gewiß 6 Meter langes Tier zeigte sich sogar mehrfach fast in seiner ganzen Länge.

Am Ufer hatte sich allmählich die ganze Dorfbevölkerung versammelt, und unser gewiß komisch wirkendes Hin- und Herbalancieren auf dem rollenden Leibe des Flußpferdes rief ein, beim Neger so leicht erregtes, jubelndes Gelächter hervor. Man schrie, lief hin und her, traf aber keine Anstalten, um uns aus der gewiß nicht beneidenswerten

Lage zu erlösen, von der man sich gar keine Vorstellung zu machen schien. Lange konnte das Flußpferd, das immer bedenklicher schwankte, nicht mehr liegen bleiben und mit ihm wären auch wir in die tiefe Flußerweiterung mit ihrer umheimlichen Bevölkerung hinabgespült worden.

Wohl eine halbe Stunde dauerte bereits unser Balancieren in der vollen prallen Mittags-Sonnenhitze des tropischen Sommers, und meine Kleider waren schon vollständig nach dem unfreiwilligen Bade getrocknet, da endlich erschien mein Freund, der Häuptling nach dem unfreiwilligen Bade getrocknet, da endlich erschien mein Freund, der Häuptling Tschingenge, mit seinem Staats-Kanoe, das, mit sechs oder acht Mann bemannt, sich uns schnell näherte. Den Stern des Bootes flußabwärts gewendet, ließ man sich, gegen den Strom rudern, an uns herantreiben. Es war aber auch die höchste Zeit, daß wir von der Bemannung an Bord gezogen wurden, denn der kleine Stoß des Kanoes genügte, das Flußpferd, das jetzt von unserer Last befreit war, vom Steine loszumachen; es rollte den kleinen Wasserfall hinab und trieb flußabwärts.

Als ich später das an einem in den Fluß gestürzten Baum angetriebene Tier fand und zerlegt hatte, bedurften wir zweier Kanoes, um den riesigen Kopf desselben, der am äußersten Wirbel abgeschärft war, an unser Ufer zu bringen, und acht Mann waren nötig, um ihn an starken Stangen nach der Station Luluaburg zu tragen, wo der Schädel vielleicht heute noch über dem Stationshause als seltener Schmuck zu sehen ist.

Es war fraglos dieses Flußpferd eines der größten, das ich je gesehen habe, und sein Kopf war so massig, daß man, auf ihm sitzend, mit den Füßen den Boden nicht erreichte.

Der riesige Schädel hat in seinen massigen, urwüchsigen Formen etwas, ich möchte sagen, Monumentales, ja geradezu etwas großartig Ernstes, was jedem Jäger oder sonstigen Beschauer auffällt.

Am meisten Gelegenheit zu Beobachtungen des Hippo, wie es der Engländer nennt, hatten wir, als ich, den Lauf des Kassai erforschend, mit einer Karawane abwärts fuhr, die aus zwanzig bemannten Kanoes und meinem zerlegbaren Stahlboot bestand. So lange ich zwischen Urwaldfern dahinfuhr, war alles ringsum still und tot, nur Schwärme von Papageien unterbrachen hier und da die Stille des Urwaldes, die auch über dem Fluß lagerte. Sobald aber die Ufer freier wurden, und mit Gras bewachsene oder gar sumpfige Inseln und Sandbänke auftauchten, glitten wir unausgesetzt bei unsere Flottille anstauenden Riesenhäuptern vorüber.

Eines Nachts — wir hatten das Lager dicht am Ufer aufgeschlagen und alles lag in tiefer Ruhe — entstand ein furchtbarer Lärm. Alles schrie, stürzte durcheinander, einige Schüsse fielen und ich glaubte schon, wir wären von den Eingeborenen überfallen und diese ins Lager eingedrungen, als sich der Lärm wieder legte und in lebhaftes Schwatzen und Lachen überging.

Ein Flußpferd hatte seinen gewöhnlichen Wechsel zum Wasser von uns besetzt gefunden, wir hatten ihm aber so wenig imponiert, daß es seinen Weg mitten durchs Lager nahm, einige Hütten umrannte und durch sein Erscheinen natürlich einen großen Aufruhr verursachte. Durch das wüste Geschrei erschreckt, war es dann in schneller Flucht, die noch durch einige nach ihm geworfene Feuerbrände beschleunigt wurde, bald im schützenden Flusse verschwunden.

Häufig wurden wir auf Inseln oder am Ufer, wenn wir zufällig in der Nähe von Flußpferdpässen nächtigten, derartig von den Riesentieren belagert und herausfordernd angebrüllt, daß wir die ganze Nacht hindurch Leute mit Gewehren aufstellen mußten, um die frechen Dickhäuter vom Einbrechen ins Lager abzuwehren.

Lange Zeit schwammen sie dann unruhig brüllend und schnaubend dicht vor uns hin und her, traten halb aus dem Wasser heraus und kamen bis dicht an das Lager heran, bis sie, mit Schießen und Schreien begrüßt, sich doch endlich wieder zurückzogen.

Als ich einst mit meinem Stahlboot, mit welchem ich meiner Kanoeflotte stets vorausfuhr, in einen schmalen Flußarm eingebogen war, fand ich ihn ganz von Flußpferden versperrt. In dem höchstens vierzig Meter breiten Arme waren einige fünfzig Flußpferde so dicht Kopf an Kopf gedrängt, daß an ein Passieren, ohne mit den Tieren in Remperei zu kommen, kaum zu denken war. Mitten auf dem Flusse zu fahren, war also unmöglich, da aber das Wasser bis dicht ans Ufer eine genügende Tiefe hatte und die Wurzeln der am Rande des Wassers stehenden Bäume aus der abgestürzten Uferwand herausragten, so konnten wir ein Fahrzeug nach dem andern an den Wurzeln dicht am Lande langsam vorwärts ziehen, bis wir die erregte Herde der Dickhäuter hinter uns hatten. Bei dieser ungemütlichen Fahrt tauchten die riesigen Schädel auf eine Entfernung von den Booten und Kanoes auf, daß wir sie mit den Paddeln hätten erreichen können. Dann schlug auch wohl ein Tier, über die Störung beunruhigt, einige Purzelbäume im Wasser, so daß die hierdurch erzeugten Wellen unsere kleinen Kanoes fast zum Kentern brachten.

Jedes Kanoe führte ein Europäer, der nach meinem Beispiele mit der schwersten Büchse so saß, daß er sie einem etwaigen Angreifer direkt ins Gesicht hätte abfeuern können. Aber die Flußpferde gefährdeten uns nicht ernstlich und begnügten sich mit unruhigem Hin- und Herschwimmen, Tauchen und Brüllen. Sicher waren sie noch nie in Berührung mit Feuerwaffen gekommen, sonst hätte uns die Fahrt gewiß einige Verluste gekostet.

Wenn ich des Abends beim Lager am Ufer auf und ab ging und einen der Dickhäuter beim Auswechseln störte, war ich oft darüber nicht klar, ob der Riese mich annehmen wollte. In der Dunkelheit kam ich häufig bis auf einige Meter an die Kolosse heran; die Begegnung endete aber meistens mit einem heftigen Schnauben, einer kurzen Drehung und dem Verschwinden des Tieres nach dem Wasser zu.

Im sumpfigen Boden, wo die schweren Läufe des Flußpferdes spanntief eindringen, klang das Trollen, als wenn ein Mensch in zu großen schweren Stiefeln davon liefe.

Nicht immer waren allerdings die Begegnungen so harmlos. Als mich einst am Lomami-Flusse die Flußpferde in einer Vollmondnacht gar nicht schlafen lassen wollten, sondern durch einen Mordsspektakel das ganze Lager wach erhielten, machte ich mich mit der Elefantenbüchse auf, um uns Ruhe und Fleisch zu verschaffen. Es war Mitternacht und fast tageshell. Die grunzenden, schnaubenden und brüllenden Kolosse schienen vom Mond beleuchtet ganz weiß. In einem trocken liegenden, fast mannstiefen Graben kam ich dicht heran, ja mitten ins Rudel hinein und schoß auf 20 m einen starken Kerl, der sich am wütesten benahm, mit der Elefantenbüchse, 8 Bohr, aufs Blatt. Sofort kam er, mit durchdringendem Geschrei klagend, vorne nieder, war aber

bald wieder hoch und zog nun direkt auf die Stelle zu, wo ich mich in den Graben duckte. Am Rande des Steilabfalls verhielt das Tier, vor Wut schnaubend und seinen Feind suchend, während andere Stücke der Herde von allen Seiten neugierig herbeikamen. Ich stand in kaum 4 m Entfernung, die Büchse am Kopf, unter dem erbosten, Massen von Schweiß um sich werfenden Bullen und feuerte unter das Ohr, als er mir, nach der entgegengesetzten Seite suchend, schräg die rechte Seite des Hauptes zeigte. Langsam sank der Koloß zusammen und rollte verendend in den Graben. Das schwere Geschloß war von unten her in das Gehirn gedrungen.

Als ich sicher war, daß mein Schuß genügt hatte, lugte ich vorsichtig über den Grabenrand und gewahrte, daß 4—6 Flußpferde mißtrauisch herankamen, um das Schicksal ihres Kameraden festzustellen. Ich schlich mich im Graben seitwärts, um das Benehmen des Wildes weiter zu beobachten. Leider aber kamen meine Leute, die die Schüsse gehört hatten, schreiend aus dem Lager angelaufen und vertrieben die Dickhäuter, die erst stutzten, dann unruhig durcheinander trollten und endlich nach dem Flusse zu sich drückten.

Zweimal wurden Kanoes meiner Kameraden in die Höhe geworfen, eines davon kenterte und einer der beiden Leute flog durch den Stoß von unten aus dem Fahrzeug heraus und dem Flußpferde, welches sich davon machte, direkt auf den Rücken. Mit Entsetzen trennten sich Reiter und Reittier, die gegen ihren Willen vereinigt waren.

Auf meiner ersten Reise, bevor ich noch Respekt vor Krokodilen bekommen hatte und täglich im Lulua umherschwamm und tauchte, fand ich mich ganz plötzlich, aus dem Wasser auftauchend, dem Riesenschädel eines Flußpferdes auf wenige Meter gegenüber. Mit einem, aus Schreck hervorgestoßenen, scharfen Prusten verschwand jedoch das Ungeheuer alsbald wieder unter dem Wasserspiegel, aber auch ich tauchte unter und schwamm so schnell als möglich dem Ufer zu.

Mehrfach bin ich mit dem ersten Dampfer, mit dem ich den eben erforschten Kassai aufwärts ging, über Flußpferde hingefahren, so daß das ganze Boot in rollende und springende Bewegungen geriet. Das Flußpferd, welches wie die Walze einer Wäscherolle von uns übergerollt war, schwamm, wie es schien, durchaus gesund und unverletzt in mächtigen Sätzen im Wasser davon.

Dasselbe Boot wurde öfter von Flußpferden angegriffen, und einmal wurden ihm sogar beide Stoßzähne tief in den Rumpf hineingerannt. Es verging kein Tag ohne irgendwelches interessante Erlebnis mit den mächtigen Bewohnern des Flusses.

Am hellen Tage war ich einst an einer sumpfigen Stelle des Nyassa-Sees ans Land gegangen, um das etwas höher und zurückliegende Ufer zu erreichen. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht die Flußpferde sich durch die riesigen Sumpfgewächse Tunnels hindurchgebrochen hätten, die oben und an den Seiten aus fast undurchdringlichen Schilf- und anderen Sumpfpflanzen bestanden. In einem solchen „Wechsel“ ging ich bis an den Bauch im Wasser, als ich plötzlich an einer Biegung auf 10 Schritt einem Flußpferde gegenüberstand, das mich ganz erstaunt anglotzte. An Ausweichen war nicht zu denken und wenn ich geschossen hätte, würde mich das sehr starke, alte Tier wahrscheinlich angenommen haben. Kurz entschlossen riß ich mein Taschentuch heraus und schwenkte es schreiend dem gewaltigen Dickhäuter entgegen, der auch wirklich sofort erschreckt, aus den Nüstern wie eine Dampfmaschine blasend, herumfuhr und sich einen neuen Paß seitwärts im Sumpfdickicht brach.



Erlegtes Flußfisch.



Erlegtes Flußpferd.

Häufig beobachtete ich auch Flußpferde vor den Mündungen der Flüsse zwischen den Korallenbänken der Küste Ostafrikas. Sie schienen sich im Salzwasser ebenso wohl zu fühlen, wie in den Flüssen. Auch in den mit Mangrovebäumen bestandenen Deltabildungen afrikanischer Flüsse sind sie heimisch.

Am Zambesi wohnte ich einst einer Jagd der Eingeborenen mit Harpunen bei. Zwei Kanoes mit je drei Mann, von denen einer hinten das Kanoe lenkte, der zweite mit der Harpune und der dritte mit leichteren Wurfspeeren bewaffnet war, fuhren in ein Rudel von auf- und abtauchenden Flußpferden hinein. Sobald eines der mächtigen Häupter auftauchte, flogen die Harpunen, hefteten sich im Genick fest und die Leine wurde gelockert. Sofort verschwand der Koloß und versuchte zunächst, sich durch Überschlagen und schnelles Schwimmen des Geschosses zu entledigen. Hierbei kam er mehrfach an die Oberfläche und riß das Kanoe einige Male so scharf herum, daß alle Gewandtheit des Steuermanns dazu gehörte, es in die Richtung zu bringen und vor dem Kentern zu bewahren. Die übrigen Stücke des Rudels flüchteten, von einem Kanoe verfolgt, stromaufwärts. Nachdem das „angeschossene“ Tier sich durch Toben etwas ermüdet hatte, wurde die Leine mehr und mehr eingeholt. Das Flußpferd, das anfangs, um Atem zu holen, nur in sehr langen Zwischenräumen über Wasser erschien, wurde wohl mehr durch das lange Verbleiben unter Wasser, ohne zu atmen, als durch den geringen Blutverlust geschwächt und war gezwungen, je länger die Zeit vom Harpunieren andauerte, in um so kürzeren Zwischenräumen wieder in die Höhe zu kommen.

Jetzt standen beide Jäger, bewaffnet mit kleineren Wurfspeeren, bereit und jedesmal, wenn der ermattete Dickhäuter an die Oberfläche kam, flogen zwei Speere nach ihm hin und vergruben sich in seinen Körper, der auch anfangs, sehr viel Schweiß zu verlieren. Dieses grausame Spiel dauerte über eine Stunde, während welcher Zeit die Kraft des Flußpferdes immer mehr abnahm. Endlich konnte es kaum noch, wenn es Atem geholt hatte, unter Wasser kommen und jetzt fuhr das Kanoe dicht heran und der Harpunier stieß dem kraftlos gewordenen Tiere einen schweren, mit haarscharfem Eisen bewehrten Speer, so oft es ging, tief in den Nacken und in die Schultern und warf ihm, bevor es verendend untersank, geschickt eine Schlinge über den Kopf. Dann ruderten die Jäger ans Ufer und zogen mit Leichtigkeit das mächtige Wild ans Land und mit Hilfe der schon wartenden Eingeborenen zum Zerlegen ganz aufs Ufer.

Ich war erstaunt, daß der gequälte Riese nicht ein einziges Mal einen Versuch machte, sich seiner Feinde durch einen Angriff zu entledigen, hörte aber, daß die Harpuniere, lange bevor sie ihre Jagd beginnen, den Trupp beobachten und sich nur solche Tiere aussuchen, die nicht böse sind, also vielleicht junge weibliche oder Kälber. Diese Leute waren aus einem entfernten Stamm und machten sich lediglich durch Flußpferdjagd einen für ihre Verhältnisse bedeutenden Verdienst.

Mehrere Reisende haben von den sinnreichen Fallen berichtet, die der Eingeborene dem „Behemot“ stellt. Fallgruben, in denen sich das hineinstürzende Tier an den Schultern und Hüften einklemmt, werden im Wechsel gegraben und vorsichtig verdeckt. Ferner bringt man über den höhlwegartig ausgetretenen Wechsell am Ufer schwere Baumklötze mit starker Eisenspitze, die Widerhaken hat, derart an, daß, wenn der Dickhäuter eine über den Wechsel gespannte Schnur berührt, der bewehrte Klotz herabstürzt und sich die Spitze in das Genick vergräbt.

Der Schirefluß, zurzeit noch der einzige Verbindungsweg vom englischen Nyassa-Land zur Küste, war in den Jahren, als ich unseren ersten Dampfer nach dem Nyassa-See brachte, derartig von bösen Flußpferden unsicher gemacht, daß sich die Regierung gezwungen sah, die Tiere zu vernichten.

Meine Fahrzeuge wurden häufig angegriffen, waren aber sämtlich zu groß und zu schwer, um gekentert werden zu können. Oft aber verfolgten uns wütende Flußpferde brüllend und tobend lange Strecken.

Ein englischer Jagdreisender, der mit einem mit Jagdtrophäen und Sammlungen voll beladenen Fahrzeuge aus dem Innern zurückkommend, nach der Küste ging, wurde seiner ganzen Habe durch ein Flußpferd beraubt, welches das große Boot zerbrach und zum Kentern brachte, und er selbst und seine Leute konnten kaum das nackte Leben vor dem erbosten Angreifer retten.

Woher kam es, daß hier und an einigen anderen Stellen, wo ich ähnliches beobachtete, die Flußpferde so ganz ihre friedliche Ruhe, die sie sonst zeigen, verloren haben? Hatte ich doch im Innern häufig gesehen, daß Eingeborene ihre Netze auf Sandbänken trockneten, auf denen rings um sie her ruhende Flußpferde lagen. Die Fischer bewegten sich furchtlos auf zwanzig Meter Entfernung von denselben und diese nahmen von den Menschen gar keine Notiz.

Der Grund liegt — ich habe keinen anderen Ausdruck — in Aasjägerei. Fast jeder Europäer und viele Eingeborene knallen zum Zeitvertreib auf jeden der unschuldigen Dickhäuter, wenn er auch nur einen kleinen Teil des Kopfes über Wasser zeigt. Es ist bei Dampferfahrten auf afrikanischen Flüssen geradezu ein Hauptzeitvertreib, alles was da krecht und flucht, als Scheibe anzusehen. So gut und nützlich dieser Schießsport auch gegen Krokodile sein mag, so schädlich und grausam ist das Feuern mit häufig ganz wirkungslosen Waffen auf die friedlichen Flußpferde.

Nur ein Schuß ins Gehirn tötet dieses Wild, und dann sinkt es entweder, wenn das ganze Gehirn zerstört ist, langsam unter und kommt erst nach einer bis zwei Stunden wieder an die Oberfläche, oder es verschwindet und erscheint um sich schlagend zwei oder dreimal, gewöhnlich mit den Läufen zuerst, an der Oberfläche, um dann verendet zu versinken.

Jedes andere Zeichen ist ein Beweis, daß das Tier nicht ins Gehirn, also nicht tödlich getroffen ist. Mag es tobend und noch so viel Schweiß um sich werfend, brüllend und prustend die Wasserfluten aufrühren, mag es sonst zeichnen, wie es will, wenn es nicht mit den Läufen zuerst an der Oberfläche erscheint, ist es nicht tödlich getroffen.

Da auch die Eingeborenen oft versuchen, mit ihren schlechten Waffen Flußpferde zu töten, die eisernen Kugeln aber aus den glatten Läufen kaum imstande sind, den Schädel zu durchschlagen und alle anderen Schüsse nicht töten, so kann man sich denken, wie die friedlichen Flußpferde gequält und gepeinigt werden und bald in jedem Menschen einen Feind sehen, der ihm schmerzliche Wunden beibringt.

Als ich zum zweiten Male in Zentralafrika das Volk der Baluba besuchte, war zu ihm schon eine Anzahl von Steinschloßflinten gebracht worden. Ich schoß eines Tages beim Übersetzen eines Flusses einen starken Flußpferdbullen, der auf nicht mehr als drei Meter vom Kanoe auftauchte und zu meinem Erstaunen Miene machte,



Im Mondschein.



Im Mondschein.

das Kanoe anzunehmen, während ich die Dickhäuter des Lulua früher nur als harmlose Wesen kennen gelernt hatte.

Als das Tier zwei Stunden nach dem Schuß an die Oberfläche kam, war es inzwischen Abend geworden und wir konnten gerade noch in der Dunkelheit erkennen, daß der Körper auf einen, etwa sechzig Schritte vom Ufer liegenden Stein angetrieben war. Da es zu schwierig gewesen wäre, das ganze Tier herüber zu schaffen, weil ich nur ein kleines Kanoe zur Stelle hatte, so zerlegten wir das Wild und brachten, so lange der Mond noch genügend helles Licht verbreitete, die Hälfte des Wildprets, die vier Läufe und den Kopf ins Lager, und verschoben die Wegschaffung des anderen Teiles bis zum nächsten Tage.

Am Morgen war aber nichts mehr von dem Flußpferd zu sehen; offenbar hatten die Krokodile den Rest hinabgerissen.

In dem Teile aber, den ich den Abend vorher schon gesichert hatte, fand ich nicht weniger als acht eiserne, mehr oder weniger tief unter der Haut sitzende Kugeln, wie sie die Eingeborenen für ihre Vorderlader hämmern. Einige dieser Geschosse waren schon eingekapselt, andere hatten häßliche Wunden verursacht. Hier hatten wir einen unantastbaren Beleg dafür, auf welche Weise das friedfertige Tier zum gefährlichen Flußpiraten gemacht wird.

So wird das gemütliche, biedere Flußpferd in Gewässern, die schiffbar sind, leider verschwinden müssen, denn der Mordlust der Menschen ist ja doch nicht in der Weise zu steuern, daß die Passagiere eines Dampfers abzuhalten wären, auf die armen Dickhäuter ein Scheibenschießen zu veranstalten und sie dadurch allmählich böse und gefährlich zu machen. Mit dem Flußpferd würde aber ein Geschöpf verschwinden, welches der Wildnis wie kein anderes einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht.

Der Beobachter, der die Riesenhäupter über dem Wasser oder die Riesenleiber sich auf Sandbänken sonnen sieht, fühlt sich in frühere Erdperioden versetzt, in denen die gigantischen vorgeschichtlichen Wundertiere die Herrschaft über alles Lebendige ausübten.

Welch ein großer Anziehungspunkt für jeden zoologischen Garten ist doch das Flußpferd! Ich entsinne mich noch aus meiner Jugend, mit welchem Erstaunen ich den bekannten „Hermann“ und seine „Dorothea“ im zoologischen Garten in Amsterdam angestaunt habe.

Gerade jetzt, wo ich dies schreibe, stehe ich vor einer Aufgabe, in der ich — so hoffe ich — etwas für die Erhaltung meiner alten, langjährigen Freunde in den gelben Wässern Afrikas tun kann, nämlich als deutscher Vertreter bei einer internationalen Konferenz zum Schutze afrikanischen Wildes.

Es finden sich genug abgelegene Stümpfe und Lagunen und Wasserwildnisse, die noch Jahrhunderte hindurch von der vordringenden Kultur unberührt bleiben werden, wo das Behemot der Bibel, das in seinem Äußern und seiner Lebensweise so eigenartige Riesentier geschont und erhalten werden kann. Es bedarf nur einer Uferstrecke mit Graswuchs, Schilf, Binsen, Sumpf- und Wasserpflanzen, um den mächtigen Leib zu füllen. Nicht gerne wechselt das Flußpferd vom gewöhnlichen Stand.

Aus Geländen, die bebaut werden, muß es, das gebe ich zu, verschwinden, denn was von dem torähnlichen großen Rachen nicht abgerissen wird, wird zermalmt unter den säulenartigen Läufen, die die gewaltige Last des walzenförmigen Leibes tragen.

Aber obwohl in Afrika die Eingeborenen mit ihren Feldern und Gärten größtenteils auf die nächste Nähe der Flüsse angewiesen sind, so hört man doch selten von Verwüstungen durch Flußpferde, sehr viel häufiger von solchen durch Wildschweine, am häufigsten durch Affen, was doch wohl beweist, daß das Flußpferd ein leicht zu verscheuchendes Schadwild ist.

Nicht der Vorteil, den die Jagd auf das Flußpferd bietet, wird in erster Linie zur Erhaltung des Tieres mitsprechen, sondern das wissenschaftliche Interesse und der Umstand, daß man mit nur geringem Aufwand ein solches interessantes Werk der Schöpfung vor völliger Ausrottung zu schützen vermag.



Leopard.

Erst nachdem ich vom Jahre 1880 bis 1896 Afrika im Dienste der Wissenschaft und Politik bereist hatte, unternahm ich Reisen nach Asien und Afrika, deren Zweck in erster Linie die Jagd war. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß mir auf den früheren Reisen keine jagdlichen Gesichtspunkte den Weg vorschrieben und die Jagd von mir nur als einziges Vergnügen und gelegentlicher Zeitvertreib, oder auch, um meine Leute mit Nahrung zu versehen, betrieben werden konnte. Trotzdem bleibt es mir unerklärlich, daß ich ungleich seltener großes Raubwild beobachtet habe, als Jäger, die im Verlauf nur Wochen dauernder Reisen Löwen, Leoparden und anderes Raubwild in einer Anzahl erlegt haben, die mein Erstaunen erregte.

Ich kenne Jäger, die in wenigen Monaten 5—10 Löwen erlegten. Diese reisten ausschließlich zum Zwecke der Jagd und besuchten nur Gebiete, die als wildreich bekannt und daher auch reich an Löwen waren — vornehmlich das Innere des Somalilandes.

Seltener als der größten Katze, dem Herrn der Wildnis, dem Löwen, begegnet man, trotzdem sie häufiger ist, der schönsten, grimmigsten und gefährlichsten, dem Leoparden, denn er ist viel schlauer und scheuer als der Löwe, und mehr ein Tier der Wälder oder besser des kuperten und bedeckten Geländes, während der Löwe als Jagdgebiet hauptsächlich die weite, offene, wildreiche Steppe liebt.

Meine erste „Leopardenjagd“ war gewiß eine recht sonderliche, denn erstens war bei derselben überhaupt kein Leopard zugegen und zweitens hätte sie trotzdem sehr unangenehm ablaufen können.

Ich ging einst ganz zu Anfang meines Reiselebens in Angola morgens früh nur mit der Doppelflinte bewaffnet aus dem Lager, um einige der zu Tausenden umher-schwärmenden Tauben für unseren Tisch zu schießen. Bald kam ich an eine Stelle, die vor kurzem durch Abbrennen des hohen, trockenen Grases in eine schon frisches junges

Gras treibende Wiese verwandelt war. In der Mitte derselben stand ein dicht belaubter Baum, dessen Zweige sich, als ich mich näherte, leicht bewegten. Es war windstill und durch die unerklärliche Bewegung neugierig gemacht, schlich ich mich näher heran und gewahrte plötzlich zu meiner größten Überraschung durch die dichten Zweige das bunte Rosenfell eines Leoparden.

Natürlich packte mich sofort die Jagdleidenschaft mit ihrer Allgewalt — aber, was tun? Ich hatte nur eine Schrotflinte bei mir und die stärkste Ladung, die ich in der Tasche hatte, war Nr. 00. Später bin ich nie ohne einige Rundkugelpatronen oder Witzlebenschsche Geschoß-Patronen ausgegangen. Aber auf nahe Entfernung mußte auch diese Ladung für einen Leoparden genügen und es kam nur darauf an, ob mich die Bestie so nahe heranlassen würde, daß der Schuß eine fast kugelgleiche Wirkung hatte.

Mit der allergrößten Vorsicht und Geduld kam ich auch wirklich bis auf 15 Schritte an den Baum und visierte ab und zu nach dem Leoparden, der mich, seinem Benehmen nach, noch nicht bemerkt hatte. Leider verdeckten die dichten Zweige so sehr den bunten Körper, daß ich die Umrisse nicht genau erkennen, ja nicht einmal ausmachen konnte, wo der Kopf war. Zuletzt beschloß ich auf die Stelle zu feuern, die ich sah, legte an — — und aus dem Baume ertönte plötzlich ein lauter Angstschrei, ein Gewehr fiel aus den Zweigen herab und gleich darauf rutschte ein baumlanger Eingeborener — wie sich später herausstellte, ein Häuptling aus dem Stamme der Massongo — zur Erde und stand mit schlotternden Knien, aschgrau vor Angst und Schrecken, vor mir. Der Mann hatte eine Leopardendecke über dem Rücken hängen und nur diese hatte ich durch den dichten Blätterwuchs erkennen können.

Ein lautes Gelächter und freundschaftliches Hinhalten der Hand überzeugte ihn schnell von meinem Irrtum, dann nahm ich ihn mit ins Lager, um ihn durch einige Geschenke ganz zu beruhigen. Hätte ich geschossen und, was auf diese Entfernung wahrscheinlich, den Mann getötet oder schwer verwundet, so würde das für unsere kleine Karawane mitten im Gebiete des mächtigen Stammes der Massongo sehr bedenkliche Folgen gehabt haben.

Von der unbeschreiblichen Wildheit und Frechheit des Leoparden erhielt ich Beweise, als ich später mit Dr. Pogge im Zentrum des äquatorialen Afrika die von wüster, wilder Vegetation geradezu unwegsam gemachten Gelände des linken Nomami-Ufers passierte.

Es war mitten in der Regenzeit und furchtbare Überschwemmungen hatten die Eingeborenen gezwungen, ihre Dörfer zu verlassen und sich auf höher gelegenen Orten vorübergehend anzubauen. In einem solchen interimistischen Dorfe lagerten wir einst für eine Nacht. Gegen Mitternacht wurden wir durch Schüsse und ein wüstes Durcheinanderschreien geweckt. Ich lief zur Stelle, von der der Lärm kam und fand einen meiner Träger buchstäblich zerfleischt am Boden liegen. Der Mann hatte sich aus dem Lager geschlichen, um in der Nähe Kalabassen mit Palmenwein zu stehlen, und war, kaum zwanzig Schritte vom Lager, plötzlich von einem Leoparden angefallen worden. Die Katze hatte den kleinen, aber stämmigen und muskulösen Mann niedergeworfen, und beide hatten sich dann, wie das ringsumher niedergedrückte Gras zeigte, lange Zeit ringend am Boden gewälzt. Unsere durch das Stöhnen des Menschen und das Knurren der Bestie aufmerksam gewordenen Wachen waren nach der Stelle gelaufen und hatten durch

einige Schüsse in die Luft — denn auf das Knäuel von Mensch und Tier konnten sie nicht schießen — den Leoparden verjagt. Der Träger hatte schwere Bißwunden im Gesicht; der vordere Teil des Schädels war skalpiert, ein Auge ausgerissen, und in Brust und Rücken hatte er zahlreiche Prankenhiebe, die bis in die Lunge gedrungen sein mußten, denn aus den Wunden drang bei jedem Atemzug hellrotes Schaumblut. Am Oberschenkel, wo sich die Katze mit den Hinterpranken eingekrallt hatte, waren bis auf den Knochen dringende Zerfleisungen.

In dreistündiger Arbeit versuchte ich mit Nadel, Pflaster und Bandagen den schrecklich Zugerichteten zu verbinden; am dritten Tage erlag der kräftige Neger trotz seiner zähen Natur aber doch den furchtbaren Wunden.

Durch die immer höher steigende Überschwemmung waren wir gezwungen, längere Zeit an demselben Orte zu verweilen. In der nächsten Nacht abermals Lärm und Hilferufe. Schnell hinzugeeilt fand ich ein Weib, dem an zwei Stellen die Hand schrecklich zerfleischt war. Ein Leopard hatte sich einer der nur oberflächlich hergerichteten Hütten, in der zwei Träger und ein Weib schliefen, genähert, die Hand des Weibes, die unter dem Gras der Hütte hervorgesehen, gepackt und versucht, das Weib herauszuzerren. Die Männer waren auf den Hilferuf der Frau aufgesprungen und andere aus den benachbarten Hütten hinzugekommen, aber die wütende Bestie hatte erst losgelassen und war in langen Fluchten ins Dickicht entflohen, als diese Leute Feuerbrände aus nächster Nähe auf sie geworfen hatten.

Am nächsten Morgen kamen Bewohner eines anderen Dorfes und erzählten höchst aufgeregt, daß gestern ein Weib, das sich, um Wasser zu holen, am hellen Tage kaum fünf Minuten weit vom Dorfe entfernt hatte, von Leoparden geschlagen, ins Dickicht gerissen und zerfleischt worden sei.

Die Eingeborenen wagten sich überhaupt nur noch in Trupps und bewaffnet aus ihren Dörfern. Sie verrammelten für die Nacht ihre Häuser und einige Leute schlugen die ganze Nacht hindurch die Trommel, um ein ganzes Rudel — sie behaupteten fünf Stück — Leoparden, die die Umgegend unsicher machten und außer den uns bekannt gewordenen Fällen noch andere mit traurigem Ausgang herbeigeführt hatten, abzuwehren.

Heute, beim Erzählen, kommen mir diese Erinnerungen selbst wunderlich vor, und ich hätte nach meinen sonstigen Beobachtungen diese Tatsachen für Jagdgeschichten gehalten, wenn ich sie nicht zum Teil selbst erlebt hätte. Ich habe daher auch später ähnliche Berichte über die Frechheit und Blutgier, Schlaueit und Kraft der Leoparden nicht angezweifelt.

Natürlich wünschte ich auf die menschenräuberischen Bestien zu Schuß zu kommen und schlug zu dem Zweck mit meinen Leuten aus einer Palme, deren Stamm erst zwei Meter hoch war, die inneren Blätter heraus und stellte so einen bequemen Hochsitz her, der ringsum von den stehengebliebenen, stacheligen Palmenblättern geschützt war. Zur Rechten und Linken je eine Doppelflinte mit Rehposten stark geladen, Messer, Revolver und Beil zur Hand gelegt, saß ich dann drei Nächte hindurch auf meiner Kanzel. In Schußnähe band ich ein von der noch säugenden Ziege genommenes Kitz an, an dessen Lauf ich eine Schnur befestigt hatte, um es, wenn es zu rufen aufhörte, wieder zum Schreien zu zwingen. In nervöser Spannung erwartete ich allnächtlich, solange der Mond noch einigermaßen den Schuß erlaubte, das Erscheinen der Bestien.

In der Stille der Nacht konnte ich genau verfolgen, wo sie sich bemerkbar machten, sogar wo sie versuchten, in die verrammelten Häuser einzubrechen und durch Speerstöße von Innen verhindert wurden, ihr Vorhaben auszuführen. Auch zeigte mir das entferntere und nähere Geschrei und Trommeln genau an, in welchem Teile der äußerst bevölkerten Gegend die frechen Räuber jagten.

Doch alles Klagen meiner jungen Ziege war umsonst, kein Leopard erschien, und wenn der Mond unterging und mit ihm das Büchsenlicht schwand, mußte ich mich stets erfolglos ins Lager zurückbegeben. Dieser Rückzug auf schmalen Fußsteigen zwischen dicht verwachsener Wildnis, das arme Kitz an der Leine hinter mir, war der unangenehmste Teil des fruchtlosen Anstandes, denn ich war so mit Waffen behängt, daß ich wohl zum Gebrauch derselben nicht gekommen wäre, bevor die wilden Menschenjäger sich auf mich gestürzt hätten.

Manchen erfolglosen Schuß hatte ich schon gelegentlich auf vorbeihuschende Leoparden abgegeben, als ich endlich den ersten in der Umgegend der von mir erbauten Station Luluaburg im Lande der Baluba zur Strecke brachte.

Ein der Fährte nach sehr starker Leopard hatte lange schon des Nachts bei der Station umher gelungert und sogar einen meiner Teckel zerrissen.

Die Bestie war in leichtem Satz über die fast drei Meter hohe Pallisadenwand, die die Station schützte, gefallen und hatte ruhig den Hof der Station abgesucht, bis die Hunde sie zur Flucht zwangen. Da sie stets in derselben Dichtung gespürt wurde, ging ich eines Morgens mit meinem langjährigen Begleiter, dem Schiffszimmermann Buchschlag, nach der Stelle, wo die Eingeborenen den Leopard vermuteten.

Der erste Versuch mißlang vollständig, denn der schlaue Räuber hatte sich schon gedrückt, bevor die Leute zum Treiben angestellt waren.

Jetzt ließen wir ihm einige Zeit Ruhe, dann köderten wir ihn zwei Tage hintereinander mit einem jungen Schwein an, bis ihn die leichte Beute in der Nähe der Station festhielt und er sich bei Tage kaum noch aus der Dichtung entfernte. Der Wechsel aus dieser in die nächste war unbedingt ein schmaler Streifen Buschwerk, der die beiden Dichtungen in dem sonst offenen Gelände mit einander verband.

Kaum hatten die Treiber zu lärmern begonnen, als ich auch schon an den Bewegungen der Büsche erkannte, daß sich ein unsichtbares Etwas vorsichtig drücken wollte. Ab und zu blieb es stehen, um zu sichern, dann schlich es, jede Deckung benutzend, behutsam weiter. Jetzt mußte der Leopard etwa 10 Meter Lichtung passieren — aber kaum hatte ich Zeit, die Büchse hochzureißen, da war die Bestie auch schon an der anderen Seite wieder im lichten Gebüsch, so blitzschnell hatte sie in langen Fluchten das offene Gelände überflogen. Ich folgte mit der Büchse dem hellen Streifen, drückte — und ein wütendes Stöhnen und Knurren und ein Brechen im Buschwerk gab mir sofort Sicherheit, daß ich nicht umsonst geschossen hatte. Ich sprang im Eifer der Jagd sofort hin — gewiß eine große Unvorsichtigkeit, deren ich mich später als erfahrener Jäger nicht mehr schuldig gemacht hätte — aber zum Glück blieb alles still, und als ich die Büsche auseinander bog, lag die schöne Katze verendet vor mir. Die Kugel, ein Expansionsgeschloß aus 500 Expreß, war in den Hals gedrungen und hatte, sich ausbreitend, eine große Verwüstung in den Halsmuskeln angerichtet und den Halswirbel zerschmettert.



Leopard und Pavian.



Leopard und Pavian.

Es war ein starker männlicher Leopard, doch leider von so dunkler Farbe, daß die Rosenzeichnung darauf kaum hervortrat, auch war die Decke schlecht im Haar und hatte abgeschundene Stellen. Offenbar hatte ich einen alten Räuber gestreckt, über den von den benachbarten Dörfern schon viele Klagen gekommen waren.

Ein anderes Zusammentreffen mit Leoparden hatte ich dicht am Ufer des Tanganika, während ich auf der Missions-Station Plymouth-Rock bei dem Missionar Griffith wohnte.

Ich ging eines Abends nach einem kleinen Holzverschlag, der zwanzig Schritte vom Haus entfernt stand. Als ich die Tür öffnete, fuhr dicht an mir ein Tier von der Größe eines starken Hundes vorüber, das nach einigen weiten Fluchten nieder kauerte und ein drohendes Knurren hören ließ, an dem ich sofort den Leopard erkannte, doch war es zu dunkel um das Tier zu sehen. Ich rief Mr. Griffith, schnell herauszukommen und unsere Gewehre mitzubringen, und wir gingen dann auf die Stelle zu, von der die Bestie gewarnt hatte. Wieder einige Fluchten im Dunkeln vor uns und wieder verhielt das Tier und drohte.

Nun bat ich den Missionar, mit einem Stück Holz nach der Bestie zu werfen, während ich mit der Büchse fertig stand.

Auf den Wurf erfolgte ein drohendes Knurren, aber nichts regte sich und als ich vorsichtig weiter ging, war die Stelle leer.

Jetzt bewegte sich etwas weiter hin das Gras, ich schoß und glaubte nach dem diesmal ganz anders klingenden Stoßgebrüll der Katze annehmen zu können, daß ich sie nicht gefehlt hatte; aber leider haben wir sie nicht gefunden.

Drei Tage später saß ich mit demselben Herrn abends am Tisch, auf welchem eine Lampe stand, die auch durch die weit geöffnete Tür einen Teil des Platzes vor dem Hause beschien. Plötzlich wurde unser lebhaftes Gespräch durch tiefes Knurren unterbrochen, das durch die Tür hereindrang — und mitten in dem beleuchteten Raume im Freien stand ein Leopard und äugte erstaunt und knurrend ins Zimmer hinein, war aber, als wir die Stühle zurückschleudernd aufsprangen und nach den Gewehren eilten, spurlos verschwunden.

Obwohl der Leopard ein durchaus nächtliches Raubtier ist, begegnet man ihm doch nicht allzu selten, denn er dehnt seine Jagd auf weite Entfernungen aus und bricht oft schon in den Nachmittagsstunden auf, um seine weiten Raubzüge durchführen zu können.

Die meisten Leoparden habe ich in Gegenden beobachtet, wo es viele Affen und ganz besonders Paviane gibt. Da sich letztere fast ausnahmslos in felsigen Bergen aufhalten, so kann man auch mit ziemlicher Sicherheit in solchem Gelände auf Leoparden rechnen.

Nächst dem Pavian ist die häufigste Beute der schönen Katze das Perlhuhn; sie verschmäht aber nichts Lebendiges und selbst die größeren Antilopen sind wohl ebenso wenig vor ihr sicher, als im Notfalle Ratte oder Maus. Jeder Vogel bis zum Strauß hinauf, ja auch Fische finden sich, wie die Eingeborenen behaupten, auf ihrer Speisekarte, und für den schönen, kühnen, schlauen, gewandten und starken Räuber ist der Tisch überall gedeckt, niemals braucht er Not zu leiden, was der reichlich gesammelte Feist fast immer beim Abdecken und Zerwirken beweist.

Einst schoß ich einen Leopard in dem Gebiete des Lulua vom Kanoe aus, als er sich, nachdem er den Fluß durchschwommen und behutsam das Ufer bestiegen hatte, das Wasser abschüttelte und dann reinlich und zierlich wie eine Katze das Fell leckte.

Die Kugel drang ihm (der Flußarm war etwa fünfzig Meter breit und der Leopard drehte mir nach dem Ufer aufsteigend den Rücken zu) zwischen den Schulterblättern da, wo der Hals ansetzt, ein, zerbrach ihm die Wirbelsäule und warf ihn sofort tot nieder.

Ein einziges Mal habe ich seinen nächsten Verwandten in Afrika, den Gepard, gesehen, als ich auf dem Dampfer „Peace“ mit dem Missionar Greenfield einen kleinen Nebenfluß des Kassai, den Lua, aufwärts fuhr. Ein Tier, das ich dem Kopfe nach für einen Leopard ansprach, sprang vor dem Dampfer in den Fluß und kreuzte ihn schwimmend. Rasch griff ich zur Büchse.

Als das hochläufige schlanke Geschöpf aus dem Wasser stieg, entpuppte es sich als ein Gepard, der aber auf meinen Fehlschuß im hohen Grase verschwand.

Leider legten wir die Büchsen in der Annahme weg, daß die Katze verscheucht und flüchtig geworden sei, und kamen deshalb zu spät, als wir, die Austrittsstelle mit dem Dampfer passierend, den schönen, schlanken Panther am Ufer stehen und erstaunt das dampfpuffende Fahrzeug beobachten sahen. Ehe wir abermals die Büchse zur Hand hatten, war der schlanke Räuber, dessen alle andern Geschöpfe der Welt weit übertreffende, geradezu verblüffende Schnelligkeit ich später in Indien an einer verwandten Art bewundern konnte, im Schilf verschwunden.

Verwundet wurde ich von einem Leopard in Wien im Schönbrunner Tiergarten, gewiß für jemand, der so lange den Bestien in ihrer Heimat dazu Gelegenheit gegeben hat, ein eigentümlicher Fall.

Einer meiner Offiziere besaß im Jahre 1890 einen zahmen, fast ausgewachsenen Leopard, der an einem Taubenschlag an die Kette gelegt war. Der Herr fertigte Photographieen vom Leopard, der zwischen einem halben Dutzend weißer Tauben stand, an — ein Sinnbild wilder Blutgier und des Friedens.

Kein Wild habe ich in Größe, Farbe und auch Körperform der einzelnen Individuen so verschieden gefunden wie den Leopard, und zwar nicht nur in Afrika, sondern in seinem ganzen Verbreitungskreis, der sich über Arabien nach Persien, Indien, Südsibirien, ja bis nach China hinein ausdehnt.

Eine Unterscheidung verschiedener Arten ist daher fast unmöglich und ich glaube, es wird den Zoologen nicht gelingen, grundlegende Unterschiede zu finden. Auch die Spielarten der schwarzen Panther, der Nebelpanther und Irbis kreuzen sich, so viel ich weiß, mit dem gewöhnlichen Panther und erhalten sich nur in ganz bestimmt abgegrenzten Gebieten (Inseln) rein.

Unter tausend Häuten findet man kaum zwei, die sich gleichen.

In derselben Gegend trifft man große, einem schwachen Tiger an Masse nahe kommende Tiere, neben ganz kleinen, schlanken, zartgliedrigen, die nicht viel stärker sind als der Serval.

Ich möchte aber doch im allgemeinen behaupten, daß die Leoparden des westlichen Afrika, in dem weniger Steppen und trockene Savannen vorherrschen, als Urwälder und eine reichere Flora, stärker sind als die des

ostafrikanischen Tierreiches. In ihnen haben sie durch eine reichere Auswahl kleinerer Tiere bessere Nahrung.

Man findet hie und da Leoparden, die Ansätze zu einer Mähne haben, wie auch eine der Spielarten des Jagdleoparden eine solche Mähne-Entwicklung zeigt.

Ich glaube auch bestimmt, daß sich alle Katzen kreuzen, selbst der Löwe mit dem Panther, und wir haben in unseren zoologischen Gärten schon die wunderlichsten Kreuzungen durchgeführt, so die der doch scheinbar fernstehenden Arten des amerikanischen Puma und Leoparden.

Über die Stimme des schönen, rosenhäutigen Räubers mit den weichen, graziösen Bewegungen möchte ich noch erwähnen, daß man in der Wildnis vornehmlich zwei Stimmungsäußerungen unterscheiden kann.

Die eine, die man häufig abends und morgens vernimmt, und die vielleicht wie das Brüllen des Löwen den Zweck hat, das Wild aus dem Lager aufzuscheuchen, so daß es der Räuber leichter entdecken kann, ist ein kurz abgebrochenes, heiseres, rauhes Bellen.

Dann habe ich des Nachts ein langgezogenes, klagendes Geschrei gehört, das an die Liebeslieder unseres Hauskaters erinnert, natürlich entsprechend der Körpergröße lauter.

Dies wird wohl auch beim Leoparden die Liebesklage sein, denn mehrfach habe ich die eigentümlichen Töne sehr bald aus anderer Richtung beantworten hören.

Das Geschrei der jungen Leoparden ist ganz dem bekannten „Miau“ unserer Katzen ähnlich, ich möchte es aber mehr als ein „Eau“ wiedergeben. — Ich hörte es einst am Tanganika, als ich zwei Leoparden am Ufer gewahrend, mit meinem Boot anlegte, um an die Räuber heranzubirschen. Riesiges Felsgerölle, rund gewaschen von den brechenden Wellen, begrenzte den Rand des Sees und gab den Leoparden unzählige unerreichbare Schlupfwinkel.

Auf einer Stelle, wo diese Felsüberreste zu einem Hügel zusammengetürmt waren, hörte ich mit meinem Begleiter unter uns das Schreien zweier junger Panther, die offenbar nach ihren von uns verscheuchten Eltern riefen, aber es war unmöglich, bis zu ihrem tiefen Versteck zu gelangen, denn die riesigen Granitblöcke, unter denen sie sich eingenistet hatten, spotteten jeden Versuches, sie zu bewegen.

Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß die Jagden auf den Panther selten so glatt ablaufen wie die, die ich selbst mitgemacht habe, und möchte auch behaupten, daß die Jagd gefährlicher ist als die auf den Löwen; denn der königliche Räuber ist nicht so blitzschnell in seinen Bewegungen und vor allem in seinen Entschlüssen wie der Leopard, der verwundet schon mehrfach drei, ja vier Jäger böseartig geschlagen hat, ehe sich Gelegenheit bot, ihm den Rest zu geben.

Mit verblüffender Schnelligkeit und Wut wirft er sich von einem Feind auf den andern, und die Schläge seiner scharf bewehrten Pranken und seine Bisse sind nicht zu verachten, wenn sie auch nicht wie die des Löwen als absolut tödlich bezeichnet werden können.

Ein durch seine Kleidung schon etwas vor den scharfen Prankenhieben geschützter Europäer ist mehrfach schon mit einem guten Jagdmesser eines anspringenden Leoparden Herr geworden, was natürlich beim Löwen nicht der Fall ist. Aber dieser

ist wieder nicht so schnell und unberechenbar in seinen Angriffen, wirft häufig einen Feind nieder und stellt sich grollend über ihn, ja — wie man sagt — beginnt mit ihm zu spielen wie eine Katze mit der Maus, ehe er ihn tötet, und gibt dadurch, wovon ja Beispiele genug bekannt sind, Gelegenheit, seiner Herr zu werden.

Im Vergleiche zu seiner Größe ist jedenfalls der Panther oder Leopard das vollkommenste Raubtier und nötigt deshalb jedem Beobachter der Natur Bewunderung ab.



Giraffen.

Eine der seltensten und, ich möchte doch sagen, trotz ihrer wunderlichen Form edelsten Wildarten ist die Giraffe. Nur mager sind die Berichte über sie und nur selten sehen wir sie jetzt bei uns in Europa. Soviel ich weiß, ist sie augenblicklich nur im Berliner Garten vertreten, obgleich man, besonders in London, große Preise für die Tiere bietet. In die weiten, wasserarmen Wildnisse, die die Giraffe bevorzugt, kommen Europäer äußerst selten, und diese Gelände sind nicht offene, weit übersichtliche Steppen, sondern lichte, weite, meist aus Akazien bestehende Wälder, die der Giraffe Äsung bieten, und die sie dem Auge verbergen. Es gehört schon Übung dazu, sie zwischen den gefleckten Akazienstämmen und anderen, meist hell gefärbten Bäumen herauszufinden, wenn sie sich nicht bewegt.

Die Seraffe des Arabers oder Twiga des Ostafrikaners, das Kamel des Buren, kommt doch immerhin noch vom oberen Nil durch Ostafrika, nördlich an den von den Buren eingenommenen Gebieten vorbei bis nach Südwestafrika hinein vor. Ich selbst habe sie an vielen Stellen in Ostafrika getroffen, ferner am mittleren Zambesi, am Tanganika- und Rikwa-See und in Südwestafrika an der Etoschapfanne und im äußersten Osten unserer Kolonie. Von der Etoschapfanne soll sie noch bis dicht an die Küste kommen. In Ostafrika ist das sicher der Fall, denn ich habe sie dort während der Niederwerfung des Araber-Aufstandes an der Mündung des Kinganiflusses selbst gespürt.

Interessant muß die Entwicklung des Tieres aus früheren Formen gewesen sein. Sie zeigt noch, wie die Rosenstöcke des Hirsches, zwei jetzt mit Haut überdeckte Knochenzapfen und auf der Nase die Basis zu einem dritten verkümmerten Horn, denn anders ist die Erhöhung nicht zu erklären.

Die Grundfarbe variiert in ihren Nuancen von fast Dunkelbraun bis Hellgelb und die Zeichnung von großen Pantherflecken bis zu ganz kleinen Tüpfeln, welch' letzteren

eine Giraffe im Somaliland wohl hauptsächlich zu verdanken hat, daß sie als eine neue Spielart angesprochen wird.

Edel sind meiner Ansicht nach ihre Bewegungen in ungestörter Ruhe, wunderbar schön das Auge, das mit seinem tiefdunklen Sammtglanz Dichtern schon Vergleiche mit dem sanften, milden Glanz des Auges der Semitin aufgezwungen hat.

Schwierig ist die Jagd auf dieses Wild, denn die enorme Höhe des Lichtes über dem Boden erlaubt ihm nicht nur einen weiten Umblick, sondern auch Einblick in niedrige Dickungen, die sein Feind zum Anschleichen benutzt.

Das Auge ist nicht allein der schönste Schmuck der Giraffe, sondern auch ihr schärfster Sinn, ihre beste Waffe im Kampfe ums Dasein. Der Geruch ist wohl dem Durchschnitte der wilden Wiederkäuer entsprechend; das Gehör soll gegen diesen zurückstehen.

Daß die Äsung unseres Wildes hauptsächlich in den äußersten Enden der Baumzweige, besonders der Akazien und des Kameldornbaumes besteht, ist bekannt, ebenso, wie schwierig es demselben wird, Äsung vom Boden aufzunehmen. Hinzuzufügen ist nur noch, daß die Giraffe höchstens jeden vierten, fünften Tag Wasser braucht, und in Gegenden, wie z. B. in Südwestafrika, wo Wasserkürbisse und wasserhaltige Wurzeln vorkommen, nie zum Wasser tritt.

Ich will der Reihenfolge nach meine Erlebnisse mit dem interessanten Wilde erzählen.

Als ich im Jahre 1883, zum ersten Mal Afrika durchquerend, den Tanganika-See, von Westen kommend, überschritten hatte und mich durch das bevölkerte Uhha, ich kann wohl sagen, hindurchschleichend dem Malagarassi näherte, sah ich die ersten Giraffen, die westlich des Tanganika im ganzen Kongobecken nicht vorkommen.

Einen Ausruf höchsten Erstaunens entlockte meinen westafrikanischen Begleitern der erste Anblick eines flüchtigen Trupps von fünf Stück, denn kaum ist ein Bild in der Wildnis fesselnder als das eines flüchtigen Rudels dieser riesigen Tiere.

Obwohl im ganzen Gebiet der Wanimwesi die Giraffe häufig ist, gelang es mir doch erst nahe der Ostküste, meine erste zu strecken und dieser Tag ist mir besonders aus dem Grunde in der Erinnerung haften geblieben, weil ich innerhalb einer Stunde den kleinsten Wiederkäuer und den größten, die unsere Erde beherbergt, erbeutete.

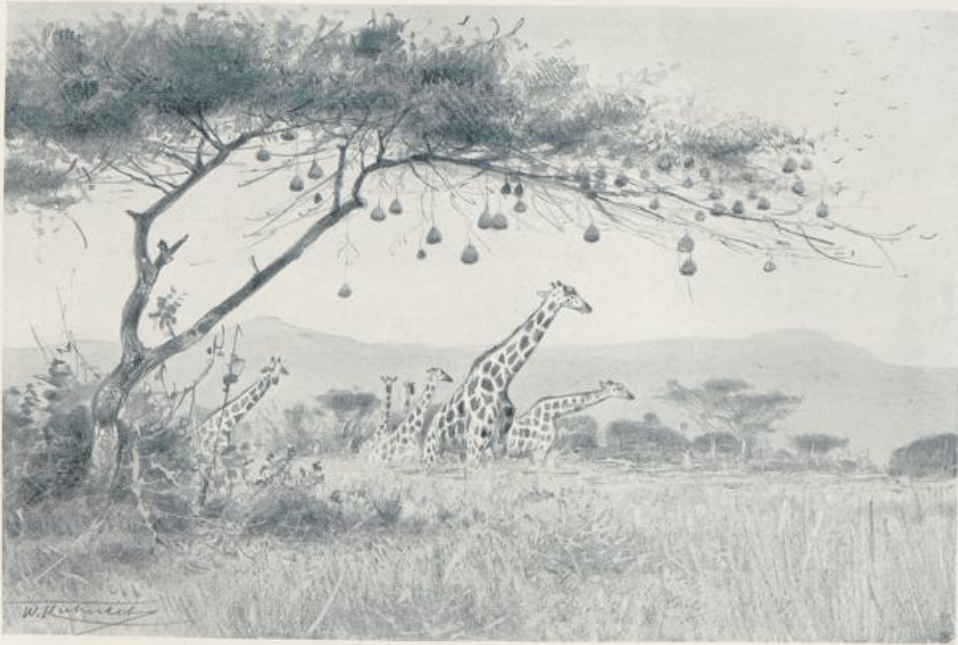
Ich hatte eben eine Zwergantilope geschossen, die so zierlich war, daß sie von meinem Geschoß vollständig in Stücke zerrissen wurde. Die Zunge der Giraffe ist fast doppelt so lang, wie diese kleine Verwandte von ihr.

Nach diesem Schuß traten wir in einen lichten Akazien-Hochwald, wo weite ebene Wälder und Savannen sich an einen Bergzug anlehnen, und bald gewährte ich ein Rudel von 6 oder 7 Giraffen. Der Wind war gut und es gelang mir, mich bis auf zweihundert Schritt heranzubirschen, bevor die scharfen Lichter des Wildes mich gewahrten und es anfang, unruhig zu werden. Noch ehe ich zum Schuß kam, der auf diese Entfernung wegen des riesengroßen Zieles ein leichter ist, hatten sich die wunderlichen Tiere bereits in ihren drolligen, schwerfälligen Galopp gesetzt und wandten sich unschlüssig bald hierhin, bald dorthin.

Den stärksten Bullen mußte ich mitten aufs Blatt getroffen haben, denn deutlich hörte ich den Einschlag des Geschosses, und ich war meines Schusses sicher, obwohl



Giraffenherde.



Giraffenherde.

das Tier in keiner Weise zeichnete. Doch bald trennte es sich vom Rudel, zeigte große Unruhe und kam flüchtig direkt auf mich los. Obgleich ich ganz frei stand, gewährte mich, da ich mich nicht rührte, das kranke Tier doch erst, als es nur einige zwanzig Schritte vor mir in der Flucht verhielt.

Ich konnte jetzt die weiteren Vorgänge ganz genau beobachten, denn der riesige Bulle war offenbar so krank, daß er mir nicht entgehen konnte. Nach einigen Sekunden bewegungslosen Verhaltens senkte sich der lange Hals langsam zur Erde hinab, das schon schwankende Riesentier stellte, um sich aufrecht zu erhalten, die vier Läufe seitwärts und auswärts, ein Zittern überflog den Riesenkörper und mit dumpfem Fall brach es vorwärts zusammen. Als ich hinzuspringend den Gestreckten abfangen wollte, wie man es in Ostafrika als Jäger leider tun muß, damit die muhamedanischen schwarzen Begleiter das Wildpret nicht verschmähen, rief mir einer meiner ostafrikanischen Träger zu, ich möchte mich vorsehen; und wirklich schnellte auch das Tier mit den außerordentlich sehnigen Läufen nach mir. Ein solcher Schlag ist gewiß imstande, auch den stärksten Knochen zu zermalmen. Wenn man bedenkt, welche Kraft schon in dem Laufe eines Hirsches wohnt, so wird man sich eine ungefähre Vorstellung von der zermalmenden Wucht eines solchen Schlages machen können.

Noch zweimal erhob meine Jagdbeute das Haupt, als wenn sie mit letzter Kraftanstrengung den Versuch machen wollte, hoch zu werden, dann blieb sie liegen, und ich sah ihr einige Augenblicke in das große, jetzt allmählich brechende Licht.

Es überkam mich ein Gefühl, ich möchte sagen, der Wehmut und der Reue, das meine Freude an der schönen Jagdbeute sehr herabstimmte, denn der Ausdruck dieser wundervollen Augen im Todesbrechen ist unvergeßlich.

Anders meine Begleiter, besonders die westafrikanischen, die zum ersten Male ein solches riesiges Wild vor sich sahen. Sie entrissen mir die Büchse und tanzten schreiend und singend, dieselbe wie ein Fetisch hochhaltend, um die erlegte Giraffe.

Natürlich bildete dies Ereignis den Schluß des Tagesmarsches und bald erhoben sich die Lagerhütten rings um die farbenprächtige Jagdbeute, die ich dann aus der großen und außerordentlich dicken Decke schlagen ließ.

Ein Teil der Leute ging bewaffnet, denn die Gegend war damals vor Rugaruga nicht sicher, nach dem zwei Stunden entfernten Wasserplatz und die andern zerlegten die Giraffe und suchten das Wildpret nach Möglichkeit auf die Lasten zu verteilen. Da es nicht möglich war, auch nur den vierten Teil desselben mitzunehmen, denn ich hatte nur zehn Träger bei mir, sandte ich andere Leute nach dem Dorf zurück, bei dem wir zuletzt genächtigt hatten, und lud die Eingeborenen zum Schmaus ein. Mit Weib, Kind und Körben erschien bald die ganze Dorfbewölkerung und in kürzester Zeit war absolut nichts mehr von dem ganzen Tiere zu sehen, denn kein Körperteil, selbst nicht der Panseninhalt, den die Eingeborenen kochen und essen, bleibt in Afrika vom Wilde unbenutzt.

Als ich am nächsten Morgen aufbrechen wollte und den Versuch machte, die frische Haut von zwei Mann tragen zu lassen, stellte es sich heraus, daß sie viel zu schwer war. Ich schärfte daher den größeren Teil derselben im Oval um die Rückenlinie heraus. Leider wurde mir dies Stück später in Deutschland von allen Gerbern zurückgeschickt, da es zu dick und hart sei, um gegerbt werden zu können.

Meine nächste Begegnung mit Giraffen war südlich des Zambesi in ähnlichem Gelände wie das oben beschriebene. Das Wild wurde diesmal, bevor ich zum Schuß kam, flüchtig und zwar nicht von mir ab, sondern in spitzem Winkel auf mich zu. Ich hatte, wie jeder Jäger, der zum ersten Mal eine flüchtige Giraffe sieht, den Eindruck, ihr den Weg abschneiden zu können. Die Flucht derselben sieht so langsam aus, daß man glaubt, es gehörte keine große Anstrengung dazu, sie zu Fuß einzuholen. Die lange Zeit, die jeder Galoppsprung dauert, indem sich das Tier in schwerfälliger Weise von der schwachen Hinterhand auf die mächtige Vorderhand wirft, und die scheinbare Ungeschicklichkeit des Sprunges selbst lassen falsche Schlüsse in bezug auf ihre Schnelligkeit ziehen, denn wie ich später zu Pferde erfahren mußte, ist die Flucht doch so schaffend, daß schon ein leidlich gutes Pferd dazu gehört, die Giraffe einzuholen.

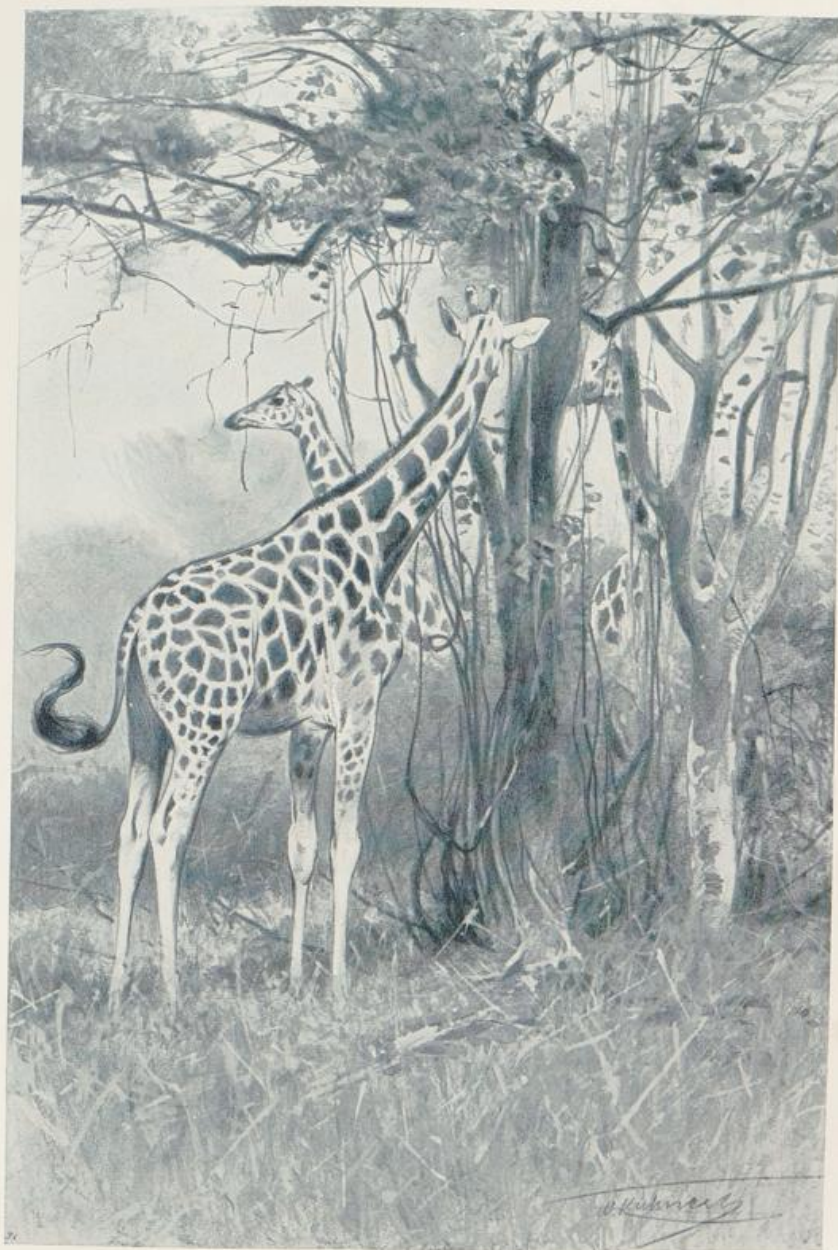
Sie soll übrigens eine der wenigen Wildarten sein, die von den Buschmännern Südafrikas nicht zu Fuß niedigerannt wird.

Während der Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika berührte ich auch im Jahre 1885 auf meinem Zuge gegen den mir ausgewichenen Führer der Araber, Buschiri, die Makata-Ebene, das wildreiche Tal des mittleren Kingani. Ich hatte von der Küste Pferde mitgenommen, um im äquatorialen Afrika die ersten Versuche mit deren Benutzung zu machen. Damals war mein braunes, schnelles Somalipferd noch gut imstande, und so beschloß ich, es bei einer Hetze auf Giraffen zu versuchen.

Da die beschriebene Niederung ein Lieblingsaufenthalt dieser Wildart ist, gelang es bald, ein Rudel aufzufinden, und zwar auf einer Ebene, die selbst nur spärlich hier und da mit Akazien bestanden war, aber nach Norden von einem Akazienbuschwald begrenzt wurde. Das Gebüsch war nicht höher als zwei Meter und ziemlich licht, die ganze Ebene aber leider von Termiten durchwühlt. Bis auf sechshundert Schritt näherte ich mich leidlich gedeckt dem Rudel, dann legte ich mich dem Pferde auf den Rücken, deckte meinen Oberkörper durch dessen Hals und drückte es langsam und mit Unterbrechungen, in denen ich das Tier Gras rupfen ließ, nach dem Rudel zu.

Die langen Häuse senkrecht hochgestreckt, beobachtete das Wild aufmerksam das noch nie gesehene Wesen, ließ mich jedoch bis auf 400 Schritte heran, bevor es unruhig wurde und bald darauf gab ein Stück des Rudels, das sich zur Flucht wandte, das Zeichen für die andern, zu folgen. Jetzt warf ich mich in den Sattel, gab meinem Somali-Pony die Sporen und jagte ventre à terre vorwärts, um noch möglichst Raum zu gewinnen, bevor das Wild aus den ersten schwerfälligen Sprüngen in volle Flucht gelangte. Plötzlich gewahrte ich zu meinem größten Schrecken, daß ich über ein Gelände hinwegjagte, das dicht mit tiefen Löchern eingestürzter Termitenbauten bedeckt war. Diese Löcher sind von einem Durchmesser, daß das Pferdebein bequem hineingeht, zwei bis vier Meter tief und haben harte Ränder, so daß ein Tritt in ein solches Loch dem Pferde rettungslos das Bein brechen muß.

Ich hatte Überlegung genug, dem Pferde vollständig die Zügel zu geben, denn wenn man es fest im Zügel hat, kann es die nötige Aufmerksamkeit nicht auf den Boden unter sich wenden. Bald war ich über die schlimme Stelle hinweg und jagte nun in das Buschdickicht hinein. Ich war dem Wilde bis auf zweihundert Schritte aufgetückt, verlor jedoch viel von diesem Vorteil wieder, weil mein noch nicht zu dieser Jagd gedrilltes Pferd sich nur schwer zum Abspringen und Schießen verhalten ließ.



Äsende Giraffen.

Mein Schuß hatte trotzdem scheinbar großen Erfolg, denn das letzte Stück des Trupps brach unterm Feuer zusammen. Während ich in den Sattel stieg und eben anspringen ließ, um nach dem Wilde zu galoppieren, war das kranke Tier wieder auf den Läufen und in voller Flucht, als ob nichts geschehen wäre. In dem jetzt dichter bewachsenen Gelände verlor ich bald die Fährte des angeschossenen Stückes, nahm die des ganzen Rudels, die leichter zu halten war, wieder auf und folgte ihr, so schnell es in dem jetzt ziemlich bewachsenen Dornendickicht gehen wollte.

Doch in diesem Gelände war das Wild dem Pferde weit überlegen; denn Gebüsch, welches den muskulösen, hohen Läufen der Giraffe nicht mehr Widerstand bietet als dem Pferde leichter Graswuchs, gestattet der Giraffe unverminderte Flucht, zwingt das Pferd aber, sich in fortwährenden Schlangenlinien hindurchzuwinden und machte außerdem durch die nadelscharfen Dornen mein etwas heftiges Pony so ungeberdig, daß ich die weitere Folge aufgeben mußte.

Mein Pferd und ich schweißten aus vielen nicht unbedeutenden Rissen und der größte Teil meiner Hose war in Fetzen an den Büschen zurückgeblieben.

Am nächsten Tage fanden die Eingeborenen die krankgeschossene Giraffe.

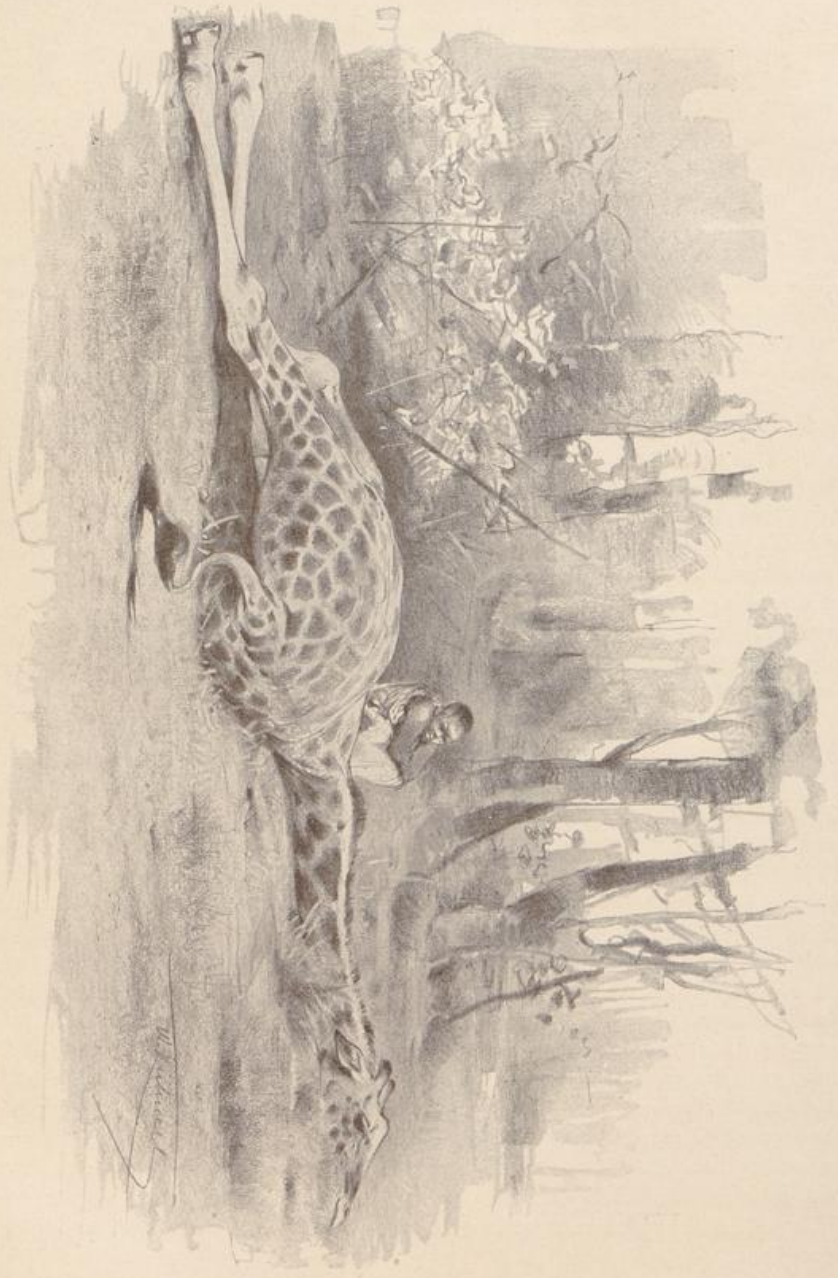
Im äußersten Osten Deutsch-Südwestafrikas, an der Grenze des sich im Kreise um unsere Kolonie ausdehnenden Ringes wasserloser Wildnis, die diese Kolonie in der Trockenzeit vom Inneren vollständig absperrt, habe ich Giraffen hier und da gespürt, ohne sie zu Gesicht zu bekommen. Später aber, an der Etoschapfanne, gelang es mir noch einmal, eine Hetze auf das wundervolle Wild durchzuführen. Diesmal traf ich es in einem lichten Hochwald, der aus Bäumen bestand, die ich noch nie gesehen hatte — ganz helle, ebenfalls fleckige Stämme, die der Giraffe durch gleiche Färbung denselben Schutz gewähren wie Mimosenwälder, Bäume, in deren Stamm man mit Leichtigkeit das Jagdmesser bis ans Heft hineinstoßen kann.

Dort standen vier Giraffen, die im selben Augenblick, als ich sie sah, flüchtig wurden. Sofort drückten wir — nämlich ich, mein Mulattenjäger und ein schwarzer Diener — den Pferden die Sporen in die Seiten und in halsbrecherischem Lauf ging's zwischen den Bäumen hindurch dem Wilde nach.

Der Boden war eine gute, feste Grasnarbe ohne Unterholz und erleichterte den sonst schwierigen Ritt. Mein schneller Schimmel ließ bald meine Begleiter hinter sich und, da auf dem weichen Boden das Geräusch der Hufe meines Pferdes nicht zu hören war, so kam ich dicht an das Rudel und sogar, rechts seitwärts vorbeihaltend, auf gleiche Höhe mit demselben.

Da ich den Karabiner bei mir hatte, so gab ich im vollen Laufe zwei Schüsse auf das letzte Stück des Rudels ab, aber ohne Erfolg, und ich beschloß daher, abzuspringen. Ich riß mein Pferd zur Seite, kam wieder hinter das Rudel und wollte nun links auf gleiche Höhe kommen, um abzuspringen und zu schießen. Doch als ich eben mein Pferd zur höchsten Anstrengung anspornte, sah ich mich plötzlich vor einem ausgetrockneten Bach, dessen Ufer mit so dichtem Baum- und Buschwuchs bestanden war, daß ich, wäre ich in voller Fahrt hineingeritten, wahrscheinlich mir und meinem Pferde alle Knochen zerbrochen hätte. Zum Glück konnte ich den Schimmel noch rechts herumreißen und in einer Volte den Einbruch in das Dickicht vermeiden.

Erlegte Giraffe.





96

Erlögte Giraffe.

Das Wild war, wie ich nachher sah, auf einem etwas freieren Wechsel durch das Dickicht hindurch und jetzt, als ich so schnell als möglich nach der Stelle ritt, wo es in das Uferdickicht eingebrochen war, schon weit voraus.

Drüben, auf dem andern Ufer des Baches, war der Boden dicht bewachsen und, da mein armer Schimmel schon in den Flanken schäumte — er hatte an diesem Tage bereits die dritte Hetze durchgeführt — gab ich in der Überzeugung, die in voller Flucht enteilenden Giraffen nicht mehr einholen zu können, die Jagd auf.

* * *

Das Wildpret der Giraffe ist gut, hell von Farbe und, wenn auch etwas langfaserig und trocken, doch zart; das einer jungen ist sogar ein Leckerbissen, und die Haut einer solchen, weil in den Farben frischer, eine der schönsten Decken, die ich kenne. Die Haut der ausgewachsenen Giraffe läßt sich kaum wegen ihrer Härte und Stärke zu einer Decke verarbeiten, wie ich ja schon weiter oben erwähnt habe.

Wenn man dieses interessante Wild erhalten will, muß man ihr Wildreserven und zwar solche von großem Umfang geben, denn es wechselt sehr rege und ist auch während des Äsens in einer ziemlich fördernden Fortbewegung. Ich habe mehrfach ganz frische Fährten von Giraffen nach stundenlanger schneller Verfolgung aufgeben müssen.

Der Hauptfeind der Giraffe ist der Löwe und die einzige Waffe des großen, scheuen, furchtsamen Tieres die, daß es ein Raubwild, welches ihm im Nacken sitzt, an Baumästen abrennen oder -quetschen kann, was auch mit dem Löwen vorkommen soll.

Ob es wahr ist, daß der Wildhund vor den furchtbaren Schlägen der Vorder-schalen Respekt hat, bezweifle ich und halte es für eine Erzählung, die nur die Kraft des Laufes der Giraffe als Waffe gegen den mörderischsten Feind des afrikanischen Wildes veranschaulichen soll. Vielleicht wird es dem Wildhund schwer, die flüchtige Giraffe in vollem Lauf so anzuspringen, daß er edle Teile derselben durch den Biß verwunden kann.

Man sieht unser Wild stets in kleinen Rudeln, wohl Familien, aber immer allein, getrennt von anderem Wilde bei der Äsung. Es hat nicht die Gewohnheit, sich mit anderen Wildarten zusammenzutun, wie Straußen, Gnus und Zebras, drei so verschiedene Tierarten, die sich, wie man sagt, eines auf die Klugheit und Vorsicht des andern bauend, so gerne auf der Steppe zusammenfinden.

Man kann aber mit Sicherheit darauf rechnen, daß Gegenden, die Giraffenfährten aufweisen, auch reich an anderem Wild sind, denn die Vorsicht hat die Giraffe gelehrt, in vom Menschen möglichst wenig berührten Gebieten zu stehen, Gebiete, die aus demselben Grunde auch von anderen Wildarten aufgesucht werden.



Der Hirsch des Altai.

Vom Kamme des westlichen, sibirischen Altai, auf dessen mächtigen, grasigen Kuppen ich das Wildschaf gejagt hatte, stiegen wir nach Süden zu hinab nach dem Flußgebiet des schwarzen Irtisch, eines der beiden gewaltigen Quellflüsse des Ob. Fast immer die chinesische Grenze zur Linken neben uns, durchzogen wir bei einem furchtbaren Sturm und Schneewetter die rauhen Schluchten, die von aufgestauten Eisschollen verbarrikadierten, längs der Wildwasser dahinführenden Pfade.

Mit beispielloser Sicherheit überstiegen unsere kleinen Kalmücken-Ponys Berge aufgestauter Eisschollen oder wühlten sich durch fast zwei Meter hohe Schneehäufungen hindurch, niemals ausgleitend, mit einer Gewandtheit und Geduld, die bei einem Pferde geradezu bewunderungswürdig ist.

In umgekehrter Reihenfolge wie beim Aufstieg nach dem Kamme des Altai-Gebirges hinauf begegneten wir jetzt nach abwärts zuerst der Zirbelkiefer, dann weiter abwärts der Fichte, die noch weiter hinab der Lärche wich. Dichter bewaldet als die Nordabhänge des Gebirges, bieten die südlichen Hänge mehr dem Rotwild Unterkunft, dem Wapiti dieses Teiles Asiens, dem *Cervus eustephanus*, dem Maral, wie er bei Kalmücken und Kirgisen, die allein diese Wildnis durchziehen, heißt. Schlimm steht es schon mit der Zukunft dieses, wohl nur dem Wapiti Nordamerikas an Größe nachstehenden Gliedes der Hirschfamilie.

Es ist nicht das Wildpret oder die Decke, die eine so heftige Verfolgung durch den Menschen begründet, es ist vielmehr der Aberglaube des sinnlichen Chinesen, der das in der Kolbenzeit getrocknete und pulverisierte Geweih des Hirsches fast mit Gold aufwiegt, da er es für ein sicheres Mittel der Stärkung seiner Zeugungsorgane hält.

Derselbe Umstand hat allerdings auch einige unternehmende russische Bauern dazu veranlaßt, das genannte Wild in Gärten zu hegen und dem Hirsch in der Kolben-

zeit das Geweih abzuschneiden; aber ich fürchte, daß diese Operation von nachteiligem Einfluß ist auf die Brunft des Hirsches und infolgedessen das gehegte Wild sehr bald degenerieren wird. Ist es doch bekannt, daß die Zeugungsorgane des Hirsches in sehr naher Beziehung zu seinem Geweih stehen, daß der größte Teil der widersinnigen Geweihe auf Verletzungen des Kurzwildpretres zurückzuführen ist und daß ein gelegter Hirsch nur perückenartige Stangen aufsetzt, die nicht reif und nicht gefegt werden.

Und so glaube ich auch, daß umgekehrt die Wegnahme des noch nicht entwickelten Geweihes auf die Erfolge der Brunft von Einfluß sein wird.

Die im Gehege gesetzte, also von derartig verstümmelten Hirschen gezeugte Nachkommenschaft, die ich sah, war offenbar gegen die aus der Wildnis direkt eingeführten Stücke in der Entwicklung außerordentlich zurückgeblieben.

Leider hat die russische Regierung, wie sie meint, einerseits um das Wild zu schützen, andererseits aber, um den Jägern nicht den so außerordentlich lohnenden Gewinn der unreifen Geweihe zu entziehen, den Abschluß des Hirsches nur vor der Brunft, also in der Kolbenzeit erlaubt. Sollte die Regierung nicht bald, auf einige Jahre wenigstens, eine vollständige Schonung anordnen, die sie allerdings schwer wird durchführen können, so wird schon in einem Jahrzehnt der Hirsch des Altai zu den ausgerotteten Wildarten gezählt werden müssen.

Es kommt dieser Hirsch ja nicht allein im Altai vor, sondern sein Verbreitungsgebiet geht weiter nach Nordosten hin und schließt so ziemlich die die russisch-chinesische Grenze begleitenden Gebirgszüge in sich; aber gerade der Umstand der Nachbarschaft Chinas wirkt überall gleich vernichtend auf das genannte Wild, und soviel ich weiß, steht in den weiter nach Sibirien hineinreichenden Gebirgen schon ein anderer Hirsch.

Zu spät erst erfuhr ich, daß schon an den nordöstlichsten Ausläufern des Altai der Elch und das Ren vorkommen, denn Kalmücken sowohl wie Kirgisen erzählten mir, daß es dort noch zwei ganz andere Hirscharten gäbe, von denen eine, mit einem Geweih wie eine geöffnete Handfläche, noch größer sei wie der Maral, eine andere, bei der auch das weibliche Stück ein Geweih trage, kleiner wie dieser. Der Maral geht bis auf die höchsten Höhen des Altai; ich habe bei 3000 m Höhe oben auf den kahlen Bergen — der Heimat der Wildschafe und des Steinbockes — einige abgeworfene Stangen gefunden. Er tritt andererseits aber nicht bis in die Ebene hinab, sondern hält sich nur an den Hängen des Gebirges, nicht einmal an den tiefsten, in denen dafür der stolze Rehbock Sibiriens mit seinen erstaunlich starken, bis zu 40 cm hohen Kronen als häufigstes Wild gefunden wird.

Einer Jagdgesellschaft von einem russischen Fürsten und einem englischen Lord, die vor uns im Altai gejagt hatte, war es nicht gelungen, auf den Maral zum Schuß zu kommen, obgleich sie sechs Wochen lang in seinem Bereich auf ihn gejagt hatten.

Nur ein Europäer, soviel ich erfahren konnte ein englischer Major, hatte auf einem seiner beiden Jagdzüge nach dem Altai einen Hirsch erlegt, jedoch war ihm das Geweih in Sibirien gestohlen worden, so daß der von mir erlegte Hirsch, den ich dem Museum für Naturkunde in Berlin gegeben habe, das erste Exemplar ist, welches nach Europa kam.

Der Maral legt sein Geweih weiter nach den Seiten aus als durchschnittlich unser Hirsch (*cervus elaphus*). Augensprossen und Eissprossen stehen dicht bei ein-

ander und sind ziemlich gleich entwickelt. Eine Kronenbildung soll selten vorkommen, und gewöhnlich endet das Geweih in einer die andern weit überragenden Spitze.

Ein anderes Geweih, welches ich unweit des Platzes, an dem ich einen Hirsch erlegte, fand, war fast doppelt so stark, wie das von mir erbeutete, und konnte sich mit einem starken amerikanischen Wapiti messen.

Der Hirsch selbst ist, wie auch der Wapiti, ich möchte sagen nicht so edel, wie der Hirsch unserer Heimat. Er zieht nicht so stolz, sondern trägt das Haupt beim Ziehen tiefer. Sein ganzes Auftreten zeigt nicht so viel Adel, wie das unseres Königs der Wälder, und gar seine Stimme in der Brunft fällt jämmerlich gegen das Orgeln unseres Edelhirsches ab; es ist ein aus hohen Fisteltönen zusammengesetztes Schreien, dessen einzelne Töne an diejenigen des Dudelsacks erinnern. Immerhin bietet der mächtige Hirsch durch seine Größe, besonders in der Flucht, noch ein wundervolles Bild.

Am Jessater, der sein meistes Wasser von den Gletschern der Belucha, des höchsten Berges des sibirischen Altai, erhält und rauschend und schäumend zwischen Wänden, die bald dicht bewaldet, bald parkartig mit einzelnen Baumgruppen bestanden sind, offene Wiesen dem Wilde bietend, sich hindurchwühlt, schlugen wir nach einem ermüdenden Tagmarsche unser Lager auf, inmitten eines sanft zum Flusse neigenden lichten Hochwaldes von Lärchen.

Am ersten Tage durchzog ich, von nur einem Kalmückenjäger begleitet, die nördlich des Flusses gelegenen Hänge. Wohl fanden wir einige frische Fährten und einen scheinbar sehr gut besuchten Brunftplatz, machten jedoch nur zweimal weibliches Wild hoch, auf das ich, um den Brunfthirsch, den wir spürten, nicht zu vergrämen, nicht schoß. Am nächsten Tage fanden wir wieder Fährten, die uns zeigten, daß auch in der letzten Nacht der Brunftplatz besucht war, und so beschlossen wir, von hochgelegenen Punkten aus den Lockruf für den Brunfthirsch die Hänge hinunterschallen zu lassen, um ihn zur Antwort zu reizen.

Mein Kalmücke trug zu diesem Zweck ein, einer langen spitzen Düte ähnelndes, aus Birkenrinde zusammengedrehtes Instrument bei sich, dem er so drollig klingende, hohe fistelnde Töne entlockte, daß ich nicht eher mich von der Natürlichkeit des Lockrufes überzeugen ließ, bis ich plötzlich tief unter uns aus einer dichten Fichtenwildnis ganz gleiche Töne als Antwort heraufschallen hörte.

Jetzt stiegen wir von unseren Ponys und zogen uns langsam, von Zeit zu Zeit den Lockruf blasend, in der Richtung der stets erfolgenden Antwort abwärts. Entweder täuscht der Ruf des Maralhirsches dadurch, daß er nach verschiedenen Seiten hin ausgestoßen wird, ganz außerordentlich, und es läßt sich danach die Entfernung und Richtung sehr schwer beurteilen, oder es waren drei Hirsche, die in verschiedenen Stimmen und verschiedenen Richtungen uns antworteten. Ich glaube jedoch das erstere, denn alle unsere Mühen späterer Tage wurden nicht mehr von Erfolg gekrönt — wir fanden keinen Hirsch mehr in der ganzen Gegend.

Einen Wolf, der offenbar sich auch durch unsern Lockruf hatte täuschen lassen, scheuchten wir dicht vor uns auf, natürlich schoß ich nicht, denn mich lockte das erste Geweih des Maralhirsches viel mehr als der Balg des Räubers. Ich glaube jedoch nicht, daß sich der Wolf an ausgewachsenes Maralwild wagt, jedenfalls nicht allein, denn die scharfen Schalen dieser mächtigen Tiere sind ihm fraglos eine zu gefährliche Waffe.

Fast eine Stunde lang wechselten so Ruf und vorsichtiges Anschleichen. Der oder die uns antwortenden Hirsche schienen in Geduld das Näherkommen des Rivalen abzuwarten. Als wir annahmen, daß der Hirsch schon in nächster Nähe von uns stehen müßte, blieb der Kalmücke zurück, und ich birschte allein, von dem Tone geleitet, nach vorwärts. Vor mir lag eine flache Höhe, auf deren anderer Seite ich den Hirsch vermutete, und fast hätte ich mir das Wild vergrämt, als plötzlich nur 50 Schritte vor mir aus dem Schnee, in dem der Hirsch sich sein Bett tief eingedrückt hatte, ein mächtiges Geweih von zwölf Enden und dann ein starker Hirsch auftauchte. Kurz vorher war er laut geworden — also im Lager sitzend —, es hatte mich aber seine Stimme auf die Entfernung hin zu einer falschen Annahme bewogen. Der Hirsch



Hurte armer Kalmücken.

schien unschlüssig zu sein und nach kurzem Überlegen mehr Lust zu haben, sich vor dem Rivalen zu drücken, als ihn anzunehmen. Bevor er sich aber ganz abwandte und mir dadurch den Schuß aufs Blatt entzogen hätte, gab ich Feuer, und nach einem mächtigen Sprung stürmte der starke Hirsch in weiten Fluchten über den Schnee dahin. Schnell gab ich ihm den zweiten Lauf. Es wäre aber nicht mehr nötig gewesen, denn schon nach wenigen Fluchten brach er zusammen und war verendet. Mein Geschoß aus der 500-Expresbüchse saß mitten auf dem Blatt.

Jetzt kam der Kalmücke jubelnd angerannt, leider so laut, daß es aussichtslos war, festzustellen, ob vielleicht noch andere Hirsche, wie wir vorher vermutet hatten, in der Gegend seien.

Als der Hirsch hoch geworden war und nicht, wie unser Hirsch, wenn er sichert, mit stolz erhobenem Haupte, sondern wenig edel und eindrucksvoll, in der

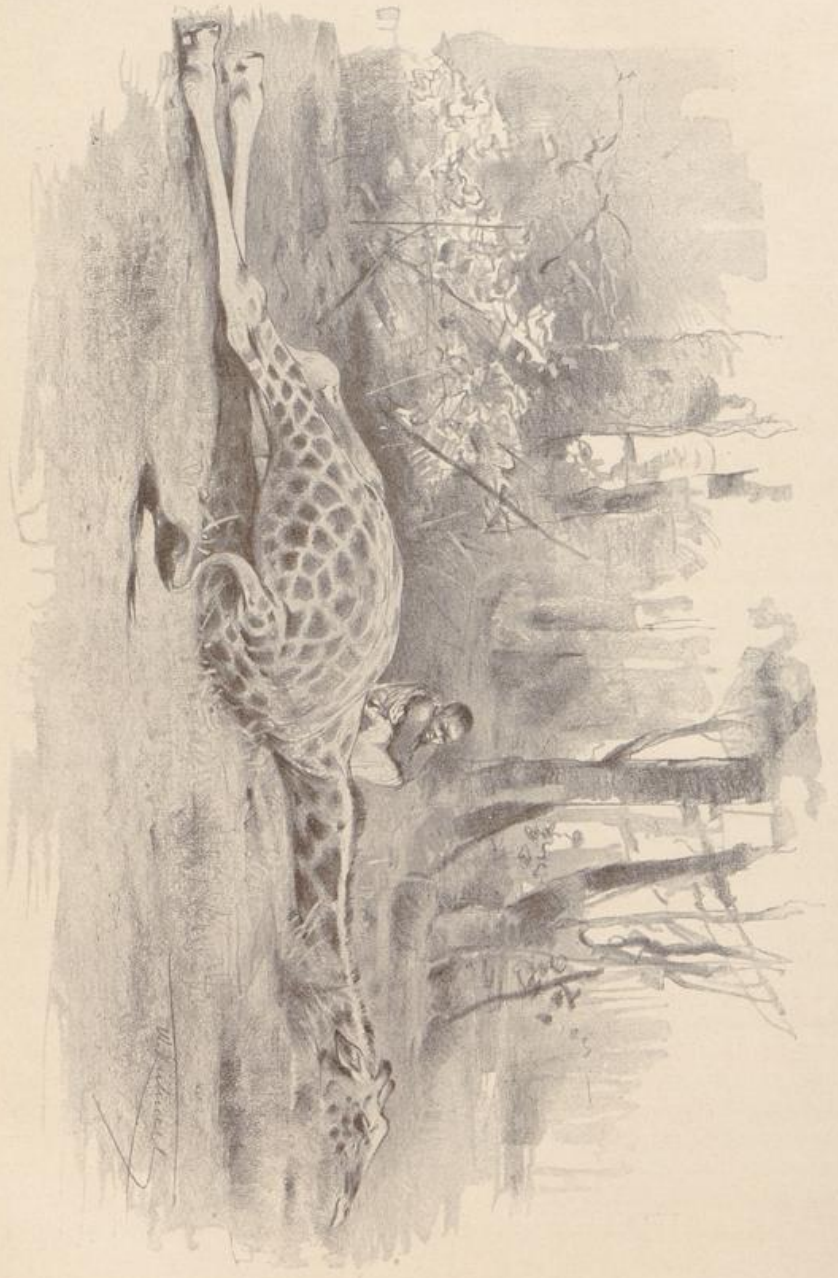


Maralhirsche.



Maralhirsche.

Erliegte Giraffe.



Haltung noch unsicher, was er beginnen sollte, vor mir stand, fiel es mir auf, wie viel weniger er als unser Hirsch die Bezeichnung des Edelhirsches verdient.

Es war allerdings ziemlich zu Ende der Brunftzeit und dann ist ja auch unser Hirsch in seinem Äußeren nicht auf der Höhe.

Es lag mir soviel daran, den Hirsch, von dessen Transport wir seines riesigen Gewichtes wegen absehen mußten, nicht zu verlieren, daß ich dem Kalmücken half, ein tüchtiges Feuer anzufachen, ihm noch eine Decke gab und ihm befahl, die Nacht beim Hirsch zu bleiben.

Wer weiß, ob mir nicht die Wölfe in ihrer Gierigkeit selbst das Geweih verschleppt hätten. Ich suchte mir, so gut es ging, den Weg zum Lager, den ich allerdings ohne mein braves Pony wahrscheinlich nicht gefunden hätte, und traf lange nach Eintritt der Dunkelheit dort ein.

Am nächsten Tage verfertigten wir aus zwei Baumstämmen eine Schleppe, die wie eine Gabel einem der Pferde am Gurt befestigt wurde, und auf deren auf dem Schnee schleifenden Ende der Hirsch festgemacht wurde. Und so brachten wir ihn hinab dem Lager zu.

Das Wildpret war natürlich kein besonderer Genuß, ebenso wenig wie bei unseren abgebrunfeten Hirschen, wurde jedoch von den Kalmücken und einer bei uns vorbeiziehenden Kirgisenhorde sehr geschätzt.



Straußen.

Einer der bekanntesten Jäger und Händler in Deutsch-Südwestafrika, der Schwede Erikson, war früher Begleiter und Präparator des berühmten Ornithologen Anderson, blieb aber in Afrika zurück und verwendete seine Erfahrungen, Kenntnisse und Fertigkeiten für sich selbst, er wurde Händler in Straußenfedern und Elfenbein.

Wie überall, hielt die gute Ernte des Elfenbeins in dem von ihm bereisten Gebiete nur wenige Jahre vor, so daß er dann selbst erklärte, daß sein einziges rentables Geschäft das mit Straußenfedern sei.

Welche Wichtigkeit der Handel mit diesen erreicht hat, beweisen am besten die älteren Unternehmungen und neuen Versuche mit Straußenzucht. Es gibt solche in großer Anzahl in Südafrika, dann bei Kairo, im Nilgebiet, in Algier, ferner in Kalifornien und in Australien, nach welchen letztgenannten Ländern der Strauß natürlich ausgeführt ist. Neuerdings werden auch in Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika Versuche mit Gründungen von Straußenzüchtereien gemacht.

Viel bedeutender aber als der Handel mit den Federn gezüchteter Straußen ist der mit dem Schmuck der in der Wildnis lebenden Vögel, welcher am regsten in Südwestafrika und vom Somalilande nach Aden hinüber betrieben wird. Die Federn der wilden Straußen sind den andern weit vorzuziehen. Nur während einer kurzen Zeit des Jahres ist der Strauß im Vollschmuck seiner Federn, von denen die schönen schwarz und weißen ausschließlich vom Hahn stammen; doch kann man sie heute auch nach Belieben färben.

Außer dem Menschen verfolgen viele Raubtiere, unter denen das heißhungrigste der Wildhund ist, den stolzen Riesenvogel, und man muß sich wundern, daß er nicht schon längst verschwunden oder doch außerordentlich dezimiert ist. Daß dies nicht geschehen, sondern vielmehr in den verschiedensten Gegenden Afrikas noch ein großer Reichtum an Straußen vorhanden ist, kann nur seiner großen Klugheit und Vorsicht, verbunden mit großer Fruchtbarkeit, zugeschrieben werden.

Bekannt dürfte sein, daß Afrika von dem oberen Nilgebiete an durch den Osten des Kontinents hindurch nach Südwestafrika und im Westen bis Benguela nordwärts, dann Arabien und einige Steppen Südwestasiens die Heimat des Straußes sind.

Der oben erwähnte schwedische Jäger und Kenner behauptet zwar, es gäbe zwei verschiedene Arten Strauße, die sogar in ein und derselben Gegend heimisch wären,

nämlich in Südwestafrika, allein es ist mir nicht gelungen, auch nur oberflächliche Anhaltspunkte für diese Behauptung zu finden. Er will kürzere niedergestellte und schlanke, hochständigere unterscheiden und hält die Federn der erst beschriebenen für die besseren. Einige seiner farbigen Jäger bestätigten diese Behauptung, aber wie gesagt, unter den Hunderten, die ich gesehen habe, ist mir eine Verschiedenheit nicht aufgefallen, ich will jedoch hiermit die Behauptung des alten erfahrenen Jägers und Beobachters nicht in Zweifel ziehen.

Die einzelnen Sinne des Vogels sind an Schärfe außerordentlich verschieden. Obenan steht das Licht, das in seiner Größe und tiefen schönen Farbe etwas an das der Giraffe erinnert, wenn es auch nicht den sanften — ich möchte geradezu sagen — milden Ausdruck desselben hat. Wie bei der Giraffe steht es so hoch über dem Erdboden, daß es dem Vogel eine weite Umsicht und Einsicht in die Deckungen seiner Feinde gewährt, und man glaubt gar nicht, bis zu welcher Höhe sich der Strauß, wenn er behutsam Umschau hält, aufrecken kann.

Die Farbe des langen dünnen Halses ist derartig, daß sie vollkommen in der vorwiegend gelben Umgebung verschwindet, und so wird man meist von dem Strauß erübt, lange bevor man seiner selbst ansichtig wird; denn man erkennt ihn erst an dem schwarzen oder braunen Leib, der bedeutend tiefer liegt als die Lichter, und sieht Straußen selbst dann nicht, wenn sie sich in der Buschwildnis bewegen und mit ihren langen Halsen über die Deckung hervorragen. Wenn der Strauß sitzt und das Gras auch nur geringe Höhe hat, so verdeckt dasselbe den dunkelgefärbten Leib und der lange, dünne Hals mit dem Kopf ist nur für das scharfe Auge der Wilden zu gewahren.

Man sagt, daß die Vorsicht des großen Vogels und das durch sein scharfes Gesicht bedingte frühe Erkennen einer Gefahr der Grund sei von dem wunderlichen geselligen Zusammenstehen verschiedener Wildarten auf der afrikanischen Steppe. Sehr häufig sieht man zwei, drei, ja vier verschiedene Wildarten in einem Rudel vereinigt, allerdings nur zur Äsung, denn aufgeschreckt trennen sich diese Trupps alsbald wieder und die einzelnen Arten suchen Schutz und Rettung, wie es durch körperliche und geistige Begabung einer jeden bedingt wird.

Es sind dies der Strauß, ein Vogel, das Zebra, ein Einhufer, das Gnu, das Bindeglied zwischen Antilope und Rind, und das Hartebeest, die schnellste und ausdauerndste aller Antilopen. Ich habe mich oft gefragt, ob die Natur diese Geschöpfe gelehrt hat, sich so zusammenzufinden, daß alle Sinne, die das Wild vor seinen Feinden schützen, sich hier vereinigen? Der Strauß mit dem unübertrefflichen scharfen Gesicht, das Zebra mit dem feinen Gehör, und die beiden anderen mit der hervorragenden feinen Witterung? Es ist gewiß, daß es dem Jäger schwer wird, sich an ein solches Rudel anzubirschen und für die beiden Wiederkäuer, über deren wunderliches und oft für sie so verderbliches Gebaren ich in anderen Kapiteln berichtet habe, ist die Freundschaft der beiden anderen klugen und vorsichtigen Tischgenossen eine besonders wichtige Hilfe im Kampfe ums Dasein.

Die Schärfe der Lichter muß dem Strauß den Mangel an den anderen, der Sicherheit des Wildes dienenden Sinnen ersetzen, denn wittern kann er, wie wohl alle Vögel, überhaupt nicht, und die Eingeborenen behaupten sogar trotz aller von mir ausgedrückten Zweifel fest, daß er auch absolut taub sei. Man könne ein Gewehr in seiner



Flüchtiger Strauss.

nächsten Nähe abdrücken, er würde keine Notiz davon nehmen, wenn er nicht durch die Lichter aufmerksam darauf gemacht würde. Versuche darüber habe ich nicht anstellen können, denn wenn allerdings auch Strauße auf weitere Entfernungen auf den Knall meines Gewehres keine Rücksicht nahmen, so war das doch noch kein Zeichen, daß sie ihn nicht gehört hatten, sie wußten ihn sich vielleicht nicht zu erklären, wie ich häufig an Wild in Gegenden, in welchen noch kein Gewehrknall die Stille der Wildnis unterbrochen hatte, beobachtete.

Neben dem scharfen Gesicht schützt den Strauß vor seinen Feinden die Schnelligkeit der stahlharten, sehnigen Ständer, mit denen er, unterstützt von dem Schlagen der plumpen Flügel, außerordentlich weite Schritte in der Flucht machen kann. Endlich ist der Strauß auch keineswegs wehrlos. Er besitzt in den harten, nun, sagen wir „Schalen“, mit denen die muskulösen Ständer bewehrt sind, eine nicht zu unterschätzende Waffe. Es ist vorgekommen, daß Hähne, deren hochgradige Erregtheit in der Balzzeit an der tiefen Rötung des Halses und der nackten Teile am Körper erkenntlich ist, ihren Wärter mit einem Schlag auf den Kopf sofort durch Zerschmettern der Hirnschale getötet haben.

Der Strauß kann hin- und herspringen, sehr gewandt ausweichen und im Hochsprung seinen Hieb von oben herab führen. Erstaunlich ist es daher, daß der Wildhund, der doch nicht die Gewandtheit der großen Katzen besitzt, der gefährlichste Feind des Straußes ist.

Daß unser Wild nicht in dichte Wälder tritt, ist bekannt. Offene, lichte Wälder beherbergen ihn zwar häufig, am meisten liebt er aber mit vielem niedrigen Buschwerk und vereinzelt Bäumen bestandene Steppen. Die Büsche entziehen seinen Körper dem spähenden Blicke seines Feindes, die Bäume gewähren ihm Schatten, und ich habe die meisten Straußennester dicht am Stamme eines niedrigen Baumes gefunden.

Unbestritten gibt es mehr Hennen als Hähne und selten hat ein Hahn weniger als zwei, mehrfach sogar drei Hennen bei sich. Der Grund dieses Zusammenstehens ist nicht einzig der der Paarung, sondern die Hennen unterstützen sich auch beim Brüten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Vögel beim Brüten abwechseln, und daß auch die Hennen, die nicht gelegt haben, mitbrüten. Vielfach kommt es vor, daß zwei Hennen in ein- und dasselbe Nest legen, die dann am Tage abwechselnd brüten, während in der Dunkelheit die ganze Nacht hindurch der Hahn auf den Eiern sitzt.

Der einzige Ton, den ich von Straußen gehört habe, ist das bekannte Trommeln, ein Geräusch, das am meisten an die Töne von in einiger Entfernung geschlagenen tief gestimmten Kesselpauken erinnert.

In der Balzzeit ist der Hahn leicht zu überlisten, wenn er aus Eitelkeit und Sucht, den Hennen zu gefallen, unter den drolligsten Kapriolen reguläre Tänze auführt. Sechs-, siebenmal hinter einander dreht er sich im Kreise herum, schlägt mit den Flügelstümpfen in die Luft, verrenkt den langen Hals in komischer Weise, rennt kurze Strecken voran, springt von einem Tritt auf den andern und wiederholt dies alles vielmal in abwechslungsreichen Touren, so daß man nicht müde wird, das interessante Balzballet stundenlang zu bewundern.

Das Brutgeschäft scheint nicht fest an eine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sagte mir wenigstens in Südwestafrika, daß man, außer in der dort so kurzen

Regenzeit, das ganze Jahr hindurch Eier fände; jedenfalls erhielt ich solche vom Juli bis zum Dezember und fand selbst, wie ich später erzählen werde, ein Nest mit frisch gelegten Eiern im Oktober. Im Januar und Februar, ja noch im März, habe ich ganz junge, erst vor wenigen Tagen ausgefallene Straußen gesehen, die häufig von Eingeborenen gefangen werden.

Die Eier haben einen eigentümlichen, ich möchte sagen „überkräftigen“ Nebengeschmack und sind, wenn man sich an diesen gewöhnt hat, eine große Delikatesse. Nur ein Buschmann bringt es fertig, ein hartgekochtes Straußenei in einer Mahlzeit allein zu vertilgen. Ich habe, wenn ich in Südwestafrika mich auf längere Zeit vom Lager entfernte, das Dotter eines hartgekochten Straußeneies als vollständig ausreichende Nahrung für einen Tag mitgenommen.

Zu Koch- und Backzwecken ist das Ei außerordentlich gut verwendbar. Man siedet es entweder in zwanzig bis dreißig Minuten hart oder man öffnet es an einer Stelle, quirlt es in rohem Zustande durcheinander, tut etwas Salz hinein und gewinnt so ein vorzügliches Rührei.

Das Wildpret des Straußes ist ebenfalls nicht schlecht, wenn auch stark faserig. Es ist an den verschiedenen Teilen des Körpers ganz außerordentlich verschieden und wird von den Eingeborenen sehr geschätzt — mehr aber noch das gelbe Fett, das der Vogel in der Zeit vor dem Brüten sehr reichlich ansetzt und das von Eingeborenen und Buren zu tausenderlei Zwecken verwendet wird.

Auch die Haut benutzt man zu Kappen, Taschen, Säcken und anderen Zwecken, so daß eigentlich von dem erlegten Tier nichts verloren geht.

Die ungleichmäßige Brutzeit der einzelnen Vögel bedingt auch eine Verschiedenheit in der Entwicklung der Federn der verschiedenen Familien, so daß man sehr wohl an demselben Tage einen tadellosen Vogel schießen kann und einen, der, einem Stachel-schwein ähnlich, nur mit einigen starren Federposen bedeckt ist.

Es kommt zwar vor, daß man sechs und sogar noch mehr Straußen vereinigt sieht, doch ist das nur ein zufälliges Zusammenfinden, denn gewöhnlich stehen die Vögel allein oder, wie schon gesagt, der Hahn mit einer bis drei Hennen zusammen. Selbstverständlich verstehe ich hierunter nur alte Strauße, denn so lange die jungen Vögel noch bei den alten stehen, bilden sie nicht selten Trupps von 20 bis 25 Stück.

Junge Strauße kann man sehr leicht aufziehen, sie werden schnell zahm, ja es scheint, daß sie sich vom ersten Augenblick der Gefangenschaft an an ihren Herrn gewöhnen. Dies erleichtert das Anlegen einer Straußenzucht sehr, und ebenso das Einsetzen gezähmter Wildlinge in die Straußengehege zwecks Blutauffrischung.

Am meisten Erfahrung in der Straußenjagd habe ich in Deutsch-Südwestafrika gewonnen. Es kam vor, daß wir zwanzigmal an einem Tage Straußen sahen, doch habe ich nur selten und zwar nur dann die Jagd aufgenommen, wenn ich einen Hahn im vollen Schmuck seiner Federn fand. Auf einen solchen ist die Jagd höchst interessant, denn er stellt dem Pferde eine Aufgabe, der nur ein zäher, schneller Renner, und zwar nur auf hindernislosem Grund, gewachsen ist, denn mit großartiger Kraft und Gewandtheit überfliehet der Strauß im Sprunge die Hindernisse der Wildnis.

In ganz auffallender Weise die Meinung der Eingeborenen, daß der Strauß taub sei, bekräftigend, kam ich einst mit meinen Begleitern an einen in voller Pracht seines

Federschmuckes stehenden Hahn heran, der so eifrig mit dem Aufnehmen der abgefallenen Früchte eines Baumes beschäftigt war, daß er uns nicht eräugte. Ich hätte ihn leicht schießen können, zog aber die lustige Hetze vor und nahm dieselbe auf, als er noch kaum mehr als vierzig Schritte von mir entfernt war.

Anfangs kommt der Reiter dem Vogel schnell näher, denn dieser scheint vor der Gefahr den Kopf zu verlieren und rennt planlos hin und her, den langen Hals bald duckend, bald hochreckend, ungleich mit den Flügeln schlagend und wie ein Betrunkener hin und her taumelnd. Bald aber hat er sich für eine Richtung entschieden und nun geht es schnurgerade mit langgestrecktem Halse vorwärts.

Jetzt ist es eigentlich zu spät, denn im vollen Laufe einzuholen ist der Strauß nicht mehr, wenigstens nicht für die besten Jagdpferde Südwestafrikas, und ich bezweifle sogar, ob selbst für ein edles Pferd. Will man deshalb den Strauß zu Pferde jagen, so muß man entweder im ersten Anlauf, die Unentschlossenheit benutzend, heransprengen, abspringen und schießen, oder — und das geht nur, wenn man ein sehr ausdauerndes Pferd unter sich hat — ihm im leichten Jagdgalopp und Trab folgen, bis er hallali ist und sich vom Reiter mit einem Stock oder dem bekannten Schambock, der Peitsche der Südafrikaner, niederschlagen läßt.

Eine solche Parforcejagd, die, solange der Strauß frisch ist, geradeaus geht, sobald er aber etwas Ermüdung spürt und Haken zu schlagen beginnt, um dem Jäger zu entkommen, in den verschiedensten Windungen verläuft, kann sich leicht über mehr als zwanzig englische Meilen erstrecken und muß von einem Eingeborenen geleitet werden, weil der Europäer, der den Strauß nicht kennt, zu Anfang leicht die Fährte verliert und mit dieser auch den Strauß.

Ist die Ebene, in der man dem flüchtigen Strauß folgt, nicht ganz offen, so verliert man ihn häufig aus den Augen und muß dann der Fährte in der vom Führer angegebenen Richtung folgen. So verlor ich auch den oben erwähnten prächtigen Hahn bald aus dem Gesicht und sah nach wenigen Kilometern in gestrecktem Galopp leider ein, daß es mir unmöglich sein würde, ihn einzuholen. Als meine zurückgebliebenen Begleiter herangekommen waren, wollten sie zwar die Jagd wieder aufnehmen, allein ich unterließ es doch aus Rücksicht auf mein ermüdetes Pferd.

Das nächste Mal, als ich drei Straußen auftat, ließ ich mich von meinem Jäger, einem Mulatten, der in Südwestafrika heimisch war, führen und folgte ihm in scharfem Trab oder leichtem Jagdgalopp. Oft verloren wir die Strauße ganz und schließlich, als sie schon ermüdet waren, trennten sie sich und jetzt ging's hinter dem Hahn her, der uns nun nicht mehr aus den Augen kam. Er war zuletzt vollkommen hallali, die Flügel hingen ihm schlapp am Leibe herab und machten höchstens einmal den Versuch, den taumelnden Körper aufrecht zu erhalten und der lange Hals kam der Erde immer näher. Als ich ihm endlich so nahe war, daß ich ihn vom Pferde mit dem Karabiner erlegen konnte, waren aber auch wir und unsere Pferde vollständig fertig. Diese legten sich sofort nieder und dachten erst viel später ans Fressen. Sie waren buchstäblich mit Schaum bedeckt und zitterten am ganzen Leibe. Ich aber dachte: einmal und nicht wieder. Ich hatte, um diese Jagd kennen zu lernen, an diesem einen Male genug — denn will man den Strauß auf diese Art jagen, so muß man einen ganzen Marstall von Pferden mit sich führen. Ich mußte meinen Schimmel tagelang nach diesem Dauerritt schonen.

Häufig bin ich später noch im ersten Anlauf so nahe herangekommen, daß ich schießen konnte, und häufig habe ich mich zu Fuß angebirscht. So sah ich einmal auf freier Steppe, die mit lichtigem Hochwald untermischt war, Straußen. Ich birschte mich bis auf dreihundert Meter heran, wurde dann aber von den Vögeln erügt. Erstaunlicherweise wurden dieselben — es war ein Hahn und zwei Hennen — nicht flüchtig, sondern zwei rannten unentschlossen hin und her und einer versteckte sich.

Als ich noch näher kam, ergriff der Hahn die Flucht, die zwei Hennen aber standen so dicht beieinander, daß ich sie kaum unterscheiden konnte. Ich wollte einmal eine Henne schießen, die erste und einzige, die ich überhaupt erlegt habe, — drückte ab und sah eine der beiden flüchtig abgehen und nach etwa 20 Fluchten im vollen Lauf ein Ei verlieren.

Rasch lief ich in der Richtung meines Schusses und sah eine der Hennen verendet am Boden liegen und — ein wunderbar überraschend schöner Anblick — dicht hinter ihr eine flache Mulde, angefüllt mit 19 schönen, in ihrer Größe und Form stark variierenden Eiern.

Meine farbigen Begleiter brachen in Jubel aus, nicht über den erlegten Strauß, wohl aber über die so erwünschte Beute, die wir im Neste fanden. Vor allem suchten wir jetzt festzustellen, ob die Eier bebrütet seien, außerdem war ich aber auch im Zweifel, ob ich sie fornehmen sollte. Mein Jäger aber versicherte mich, daß die beiden flüchtig gewordenen Vögel sicher nicht an ein Nest zurückkehren würden, von dem sie derart vergrämt wären, zumal der gestreckte Strauß stark geschweift hatte und der Schweiß bis ins Nest gespritzt war. In nicht weit entferntem Wasser stellten wir fest, daß alle Eier frisch waren, denn sie sanken unter und legten sich unter Wasser auf die Seite. Wir fanden später auch die Richtigkeit der Wasserprobe bestätigt, die Eier waren noch nicht bebrütet und boten uns auf lange Zeit schwelgerische Mahlzeiten in der Wildnis.

Jetzt trat die wichtige Frage des Fortschaffens der schweren Eier und des Wildpretes an uns heran. Wir waren nur drei Reiter und die Eier mußten vorsichtig transportiert werden, obwohl ich erstaunt war, wie hart und widerstandsfähig die Schale der noch nicht entleerten Straußeneier ist.

Zunächst balgten wir vorsichtig den Strauß ab und zwar so, daß wir den langen, an einem Ende zugeschnürten Hals mit der frischen, dehnbaren Haut als Sack benutzten und eine Anzahl Eier hineinstopften, und ebenso wurde die Haut des hinteren Endes des Körpers benutzt. Dann wurden die Satteltaschen gefüllt und unsere an den Ärmeln und oben zugebundenen und mit Eiern gefüllten Röcke zu beiden Seiten des Sattels befestigt und das Wildpret über den Sattel gehängt.

Unsere Beute belastete die drei Pferde so, daß meine beiden Begleiter ihre Reittiere führen mußten. Wir hatten gewiß sechzig bis siebzig Pfund Eier und an 150 Pfund Wildpret mitzuführen, und selten hat mir eine Jagdbeute in der Wildnis so viel Freude gemacht, und sich auch gleichzeitig in materieller Hinsicht so rentiert, wie die beschriebene.

Ich will den Leser nicht mit Birschgängen auf Hähne ermüden, denen ich den schönen Schmuck zu Geschenken für die Lieben in der Heimat abnahm*), und nur noch eines Falles aus den großen Steppen des Nordens von Deutsch-Ostafrika Erwähnung tun.

*) Wenn man neben der Straußenfeder noch solcher des Marabustorches und des Edelreihers habhaft werden kann, so kann man daraus Fächer herstellen, wie sie schöner nicht denkbar sind.



Erlagte Straußenhenne.



Erlegte Straußenhenne.

Auf dem Marsche mit zwei Kompagnien meiner Truppen gewahrte ich auf eine große Entfernung seitwärts unseres Weges einige Straußen und übte mich mit meinen Begleitern in der Schätzung der Entfernung. Da wir mit unserer Meinung sehr weit auseinander waren und ich auf siebenhundert Metern bestand, nahm ich zur Probe das Mausergewehr eines meiner Leute, schoß mit diesem Visier und legte einen der Straußen nieder.

Dies war in der vollen Regenzeit, also der Zeit, wo die Straußen sicher nicht balzen oder brüten. Einen komischeren Anblick, als den, den dieser Strauß bot, habe ich selten gehabt. Er war fast vollkommen nackt und die wenigen Federn, die auf seinem fleischfarbigen Körper starrten, waren noch durch Regen und Dornenbüsche vollständig ihres Flaums beraubt, so daß das Tier eine uns allen auffallende Ähnlichkeit mit „Hans Huckebein, dem Unglücksraben“ hatte.

Ist auch der Strauß, wie schon oben gesagt, heute noch ein häufiger Bewohner der menschenleeren Steppen Ost- und Südwest-Afrikas, so kennen wir doch weite Gebiete, in denen er schon vollständig verschwunden ist, und wir sollten das durch seine schönen Federn nützliche Tier zu schützen suchen, wenn es auch sehr viele andere Tiere der Wildnis gibt, deren Erhaltung der Menschheit einst viel wichtiger werden kann, als die des Straußes, der uns ja doch nur zu Schmuckzwecken dienen wird.



Nashornjagd.

Ein interessantes Gebiet in unserm Deutsch-Ostafrika ist das südlich der Rovuma-Mündung gelegene kleine Deltagebiet Kionga, welches unter dem Gouvernement des Herrn von Scheele von der portugiesischen Provinz Mozambique an Deutschland abgetreten wurde. Hier tritt noch einer der drei mächtigen Dickhäuter, die in Afrika vorkommen und von denen man glaubt, daß man sie weit im Innern des Kontinents aufsuchen muß, bis an den Strand des Meeres heran. Hier tummelt sich auf den Deltabildungen noch eine Anzahl verschiedener Wildarten. Nur ein schmaler Landsaum am Seestrande ist mit einigen Dörfern der Eingeborenen besetzt, sonst muß man schon weit landeinwärts und den Rovuma aufwärts gehen, um wieder Bevölkerung zu finden.

Natürlich sind die feuchten Niederungen des Deltas besonders bevölkert von Wildschweinen und den langschaligen Sumpfantilopen (*tragelaphus*); aber auch andere, größere Antilopen haben diese stille Gegend aufgesucht.

Ich hatte noch kein Nashorn geschossen; denn in ihrer vornehmlichen Heimat, nördlich des Kilima Ndscharo-Gebietes oder den Zambesi weiter aufwärts, war ich nicht gewesen. Einmal, dicht am Kilima Ndscharo, entging ich knapp dem Schicksal, von einer boshaft schnaubenden Nashornkuh, die von einem Jungen begleitet war, über den Haufen gerannt zu werden, hatte aber dem anrennenden Tier (ich führte kein Gewehr bei mir) im dichten Busch ausweichen können.

Meine ersten Jagerlebnisse mit Rhinozerosen im Jahre 1883 waren noch betrübender. Zweimal stürzte ich in Ugogo und dem Marenga mkali während des Birschens in Rhinozeros-Fallgruben, die von den Eingeborenen so geschickt verdeckt werden, daß der Mensch, der diese Anlagen nicht kennt, sie unmöglich entdecken kann.

Das Rhinozeros hält ziemlich regelmäßig Wechsel, und diese Wechsel sind mit von den scharfen Dreihufen häckselartig zerschnittenem, vertrocknetem Gras bedeckt.

Mit diesem Material werden auch die mitten auf dem Wechsel angelegten Fallgruben überdeckt.

Schaden macht klug. Von da ab sah ich mich stets vorsichtig um, ob ich einen in der Wildnis unmotivierten Erdhaufen gewahrte. Der Boden, der aus der Fallgrube ausgehoben wird, wird nicht zerstreut, denn das stumpfsinnige Nashorn besitzt nicht soviel Scharfsinn, daß ihm die aufgehäufte Erde zur Warnung dienen könnte. Man zweifelt vielleicht, daß ich anderen Tieren soviel Beobachtungsgabe zutraue; ich habe aber sehr häufig meine Reittiere, auf deren Rücken ich jahrelang in Afrika gereist bin, Stellen vorsichtig untersuchen und umgehen sehen, die irgend welche Unregelmäßigkeit im Boden aufwiesen.

Zum Glück ist die Sohle der Fallgruben für Rhinozerosse nicht, wie die der Elefanten, mit spitzen Pfählen versehen, an denen sich das hineinstürzende Tier so schwer verwundet, daß es unfähig wird, Fluchtversuche zu machen. Der Elefant, so behaupten die Eingeborenen, arbeitet sich mit Stoßzähnen und Rüssel aus jeder Fallgrube heraus, ja die anderen Tiere des Rudels sollen dem verunglückten Verwandten dabei behilflich sein, was ich von dem Muttertier zur Rettung des Jungen unbeanstandet glaube. Die Fallen der Nashörner verjüngen sich nach unten bis zu einem spitzen Winkel. Beim Sturz klemmt sich das Tier in den Blättern und Keulen an den Seitenwänden fest und wird somit fast bewegungsunfähig, da die Läufe den Boden nicht berühren.

Das eine Mal war mein Einbrechen in eine solche Grube besonders unangenehm. Ich birschte mich mit schon gespanntem Gewehr auf ein Rudel von Kudu-Antilopen an, als plötzlich der Boden unter mir schwand, ich 3—4 Meter abwärts fiel und im Sturze sich beide Läufe des Gewehrs entluden, zum Glück beim Kopfe vorbei. Natürlich war auch das Wild, von dem mir ein prächtiger Kudubock mit weit ausgelegtem Gehörn am nächsten stand, verschwunden.

Doch zurück nach Kionga.

Es gelang mir, in dem Dörfchen bei der Station des Gouvernements zwei Jäger anzuwerben, die mich in die Buschländer, die Heimat des dortigen Nashorns, führen sollten. Einer der Nimrode hatte sogar schon ein Nashorn geschossen, der andere war bei einem solchen Falle zugegen gewesen und galt deshalb auch als großer Nashornjäger!

Weidmännische Kunst ist für das Jagen des Nashorns nicht von nöten. Der mächtige, plumpe Dickhäuter ist wohl das stumpfsinnigste Wild des schwarzen Kontinents, und nur ein Sinn ist wirklich scharf ausgebildet, der des Geruchs; aber selbst die Witterung des Menschen veranlaßt das Nashorn — und es ist hierin vielleicht das einzige Wild der Welt — nicht, oder häufig nicht zur Flucht, denn es fürchtet den Menschen nicht. Es kommt häufig vor, daß es aus Faulheit oder Stumpfsinn sogar durch Schreien nicht vom Wege zu vertreiben ist, wenn Eingeborene passieren wollen. Auch das Gehör kann man wohl nicht geradezu stumpf nennen. Aber das Gesicht ist sehr gering ausgebildet, wie bei allen Riesen des Kontinents und bei den Wildschweinen.

In Kionga hatten wir es mit dem Busch-Rhinozeros zu tun, das immer noch im Vergleich zu seinem Verwandten, dem Steppen-Rhinozeros, „schön“ genannt werden kann, denn das Verhältnis der Höhe der Läufe zu dem mächtigen, walzenförmigen Leib

ist immer noch besser wie bei jenem, und der Kopf ist sogar verhältnismäßig klein. Die Entwicklung der Hörner, besonders des vorderen, bleibt hinter dem des Steppen-Rhinozeroses weit zurück, es ist massiver, aber erreicht nie die Länge der bis zu 110 cm langen Waffe des Steppen-Rhinozeroses. (Ich besitze selbst ein Horn von dieser Länge.)

Die Hauptäsung besteht, wie schon aus seinem Aufenthaltsort hervorgeht, aus Buschwerk, jungen Zweigen und Früchten des Waldes, auch den giftigen Strichnusäpfeln. Gräser, wie das Steppen-Rhinozeros fast ausschließlich, scheint es gar nicht zu äsen, wenigstens trockene Steppengräser nicht, während es wohl Schilf und Binsen nicht verschmäht.

Neben der Äsung ist die Hauptbeschäftigung das Suhlen, und hierbei hört man häufig laut grunzende, Behaglichkeit ausdrückende, Töne. In Kionga geht das Busch-Rhinozeros sogar zum Suhlen in die See. Ich habe die Fährte durch den Sand bis in die salzige Flut verfolgt und die beim Rücktritt der Flut noch mit Wasser angefüllten Vertiefungen, die sich die Tiere gewühlt hatten, beobachtet.

Schlammige Wasserlöcher zieht unser Wild wohl vor, besonders in der Zeit, wenn es am meisten von Insekten gequält wird. Die tiefen Furchen in der Haut, die Hauptangriffsstellen der Insekten, sind deshalb häufig mit Schlamm ausgefüllt.

Von meinen zwei Jägern, einem Koch und einem Diener, sowie einigen Trägern, die Zelt und Proviant für einige Tage trugen, begleitet, zog ich aus, um inmitten des Hauptstandortes der Nashörner mein Lager aufzuschlagen. Den ersten Tag benutzte ich dazu, die Gegend kennen zu lernen, nahm verschiedene Fährten auf, bekam jedoch kein Wild zu sehen.

Wie manches andere Wild, besonders auch die Zwergantilopen, so setzt das Nashorn seine Losung gern auf einem Haufen ab, und man findet Losungshügel bis zu Meterhöhe.

In ziemlich dichtem Busch, auf frischer Fährte, veranlaßte mich plötzlich ein lautes Rascheln nach meinem schweren Achtbohr, den mir mein Jäger nachtrug, zu greifen, aber es war kein Nashorn, sondern eine große Herde von Zebramangusten, die das Geräusch verursacht hatte. Die kleinen, klugen Tiere, die in der Gefangenschaft so amüsant sind, daß man sie in Afrika bei den Eingeborenen häufig als Haustiere findet, waren bei der Arbeit, einen großen Haufen Rhinozeroslosung zu durchwühlen, offenbar nach Mistkäfern und anderen Kerbtieren, die sich in großer Anzahl darin finden.

Am zweiten Tage fand ich die ganz frische Fährte eines von einem jungen Stück begleiteten, starken Nashorns. Ich folgte bis gegen Mittag und kam zuletzt in ein solch dichtes Buschwerk, daß es häufig nur auf allen Vieren möglich war, auf der Fährte zu bleiben. Bald mußte unser Wild dicht vor uns sein, denn während der heißen Stunden des Tages ruht das Nashorn, wenn zugänglich, im tiefen Schatten und in einer Wasserlache.

Ich glaube, daß das „wüste“ Wild nicht länger als bis gegen 8 Uhr morgens auf den Läufen ist und nicht vor 5 Uhr abends wieder auf Äsung tritt. In der Zwischenzeit ist es nicht ungefährlich, ohne besondere Vorsicht einer Fährte zu folgen, denn man wird meist in dem unübersichtlichen Buschgelände ganz plötzlich auf den ruhenden Koloß stoßen und dann wohl ausnahmslos angenommen werden.

So schlichen wir denn mit größter Vorsicht weiter, bis wir ganz dicht vor uns das Schnauben und Prusten des Wildes hörten. Wir konnten die Töne des jungen Tieres von denen der Alten genau unterscheiden. Die Alte ruhte offenbar, während das junge Stück um sie herum spielte. Bei diesem Rundgalopp um die Mutter kam das Junge so dicht an uns heran, daß wir auf nur wenige Meter vor uns die Büsche sich bewegen sahen. Das Buschwerk war so dicht, daß von Aufrechtgehen keine Rede war. An ein Ausweichen in diesem Dickicht war nicht zu denken, und ein Nashorn auf den ersten Schuß zu fällen, ist eine große Seltenheit, so daß die Chancen für den Ausgang hier ungünstige waren und ich nach langer Überlegung betrübten Herzens mich von dem begleitenden Jäger zurückführen ließ. Wahrscheinlich war auch noch das Junge so klein, wohl noch im Gesäuge, daß mir der Schuß schwer geworden wäre. Ich hätte sicherlich die Fährte nicht aufgenommen, wenn nicht der Jagdeifer auf das einzige noch nicht erlegte Wild übermäßig gewesen wäre.

In einer Entfernung von ungefähr 50 Schritt fanden wir eine kleine Lichtung, und von hier aus warf ich Steine nach der Gegend, wo das Wild sich niedergelassen hatte. Obgleich die Steine sicher in nächster Nähe niederfallen mußten, ließ sich



unser Wild in keiner Weise stören oder beunruhigen, sodaß ich die Jagd aufgab, mit der Absicht, wenn ich keine weidgerechte Fährte finden sollte, gegen Abend zurückzukommen.

Durch die ganz frische Fährte eines anderen, stärkeren Nashorns wurde ich am Abend von dieser Absicht abgebracht. Aber auch diese Fährte brachte uns bis zur vollständigen Dunkelheit nicht an das Wild heran.

Nachts, gegen 12 Uhr, kam plötzlich mein kleines Lager auf die Beine, und ich hörte in nächster Nähe das Toben und Brechen von schwerem Wild, tiefes Grunzen und ein bis zu den höchsten Tönen gehendes, durchdringendes Geschrei kämpfender Rhinocerosbullen. Ich machte mich sofort nach der Gegend auf, da es Mondschein war, mußte mich jedoch bald überzeugen, daß das Licht des Mondes, der noch dazu häufig von Wolken beschattet wurde, ein so mangelhaftes war, daß die Jagd in dem Buschgelände aussichtslos verlaufen mußte, und stand ab, besonders weil mich meine Jäger baten, bis zum ersten Tageslicht zu warten, „wir würden dann die Tiere noch auf derselben Stelle finden“.

Mit dem ersten Schein der Dämmerung brachen wir auf; noch immer leitete uns das Pusten, Grunzen und Schreien wie in der Nacht. Immer näher kamen wir den wüsten Tönen, und endlich blieb, im Schreck zusammenfahrend, mein schwarzer Jäger vor mir stehen und flüsterte mir zu: „farao“, das Nashorn. Es war still geworden, das Wild hatte uns offenbar vernommen oder Witterung von uns. Nach den Stimmen zu urteilen, mußten mindestens drei Stück vor mir stehen. Ich suchte in der Richtung, die mir der Jäger angab, konnte aber nichts entdecken, so daß mein Führer ganz ungeduldig wurde. Jetzt erst sah ich auf einmal nur 20 Schritte vor uns, durch eine Bewegung des mächtigen Kopfes aufmerksam gemacht, das Nashorn.

Die Ohren fest angelegt, den Kopf zu Boden gesenkt, so stand der Koloß ganz unbeweglich und schien zu vernehmen. Er zeigte mir das rechte Blatt. Ich hob meine Elefantbüchse, einen Achtbohr, schoß und warf den Riesen auf die Knie nieder. Im Augenblick jedoch war er wieder auf den Läufen, und mit einem Pusten wie von einer Lokomotive, fuhr er scharf herum. Mein Jäger machte kehrt, rannte mich an, daß ich über eine Wurzel stolpernd zu Boden fiel, und verschwand. Als ich mich wieder aufrichtete, brach das Rhinoceros seitwärts von mir ab, hielt aber nach 20 Schritten wieder an und sicherte diesmal mit hochgehobenem Kopfe nach allen Seiten. Es hatte mir jetzt das linke Blatt für das schwere Langblei meines zweiten Laufes zugewandt. Das mächtige Tier brach vollständig zusammen, aber wieder nur für einen Moment — sprang abermals auf und ging nun flüchtig, alles niederbrechend, mit prasselndem Geräusch gerade auf das Lager zu. Mit meiner kleinen Büchse, 500 Expresß, schoß ich jetzt auf zirka 50 Schritt von der Seite rückwärts nach dem Kreuz des Tieres ohne jeden sichtlichen Erfolg.

Durch meine Schüsse waren meine Leute im Lager auf die Beine gekommen und standen vor dem Zelt, auf das jetzt das Rhinoceros in gerader Linie losrannte. Schreien und Tücherschwenken der Leute machten es stutzen, einen Haken schlagen und im spitzen Winkel rückwärts flüchtig werden. Jetzt kam es mir wieder näher, aber ich sah, wie seine Sprünge kürzer wurden und unsicherer, und wie es plötzlich stehen blieb. Ich lief nun auf das schwerkrank zeichnende Wild, das ich in jedem Moment glaubte

zusammenbrechen zu sehen, zu, um ihm den Fangschuß zu geben. Noch einmal setzte es an, wurde aber diesmal trollend flüchtig. Ich rannte in wildem Jagdeifer hinter- und bald nebenher und feuerte auf kaum zwei Meter meine 500 Express-Büchse direkt ins Gehör des sich langsam vorwärts schleppenden Kolosses. Wie vom Blitz getroffen stürzte nach dem Schuß der Riese vorwärts, rannte sein mächtiges Horn tief in einen Termitenbau hinein, aus beiden Nasenlöchern fuhr der Dampf meines Schusses, der durch das Ohr nach vorn durchgedrungen war, heraus, und wie ein vorweltliches, Feuer atmendes Ungeheuer lag es bewegungslos vor mir.

Es war ein starker Bulle. Das vordere Horn maß 52, das hintere 24 cm. Ich bemerkte erst jetzt, daß, wahrscheinlich infolge der Kämpfe mit Nebenbuhlern, das rechte Auge ausgestoßen war und deshalb der Riese, da ich meist an dieser Seite war, mich nicht angenommen hatte. Vielleicht auch war er gleich vom ersten Schuß so schwer getroffen, daß er überhaupt nicht mehr zu einem Entschlusse kommen konnte.

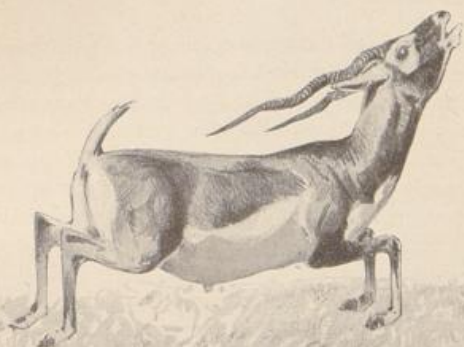
Die Fährte zeigte uns, daß noch zwei andere starke Tiere mit dem erlegten gespielt oder gekämpft hatten, die auf den ersten Schuß flüchtig geworden waren. Der Fährte nach waren alle drei von dem nur etwa 800 m entfernten Meeresstrand herangewechselt.

Infolge dieser Jagd verschrieb ich mir sofort einen Karabiner Modell 88. Der europäische Jäger ist nicht imstande, während des stundenlangen Folgens einer Fährte durch die Dickungen der Wildnis, bei glühenden Sonnenstrahlen das schwere Elefantengewehr zur Jagd auf großes Wild selbst zu tragen. Es kann ihm, wie es mir ja schon früher mit Elefanten ergangen war, leicht passieren, daß er ganz plötzlich vor dem Wilde steht, welches dann meist annimmt.

Früher einmal ergriffen meine schwarzen Begleiter, die meine Gewehre trugen, vor Elefanten im ersten Schreck die Flucht, so daß ich vollkommen wehrlos dem riesigen Wild gegenüberstand und von einem Elefanten, der mich flüchtend aus dem Wege räumen wollte, zu Boden geschlagen wurde.

In Buschdickungen würde man kaum Zeit haben, die schwere Büchse zur Hand zu nehmen, da sich leicht der begleitende Eingeborene durch plötzliches Erscheinen wehrhaften Wildes einschüchtern lassen und zur Flucht wenden wird. Man sollte deshalb stets einen kleinen, leichten Karabiner (Kaliber 8 mm) bei sich tragen, um für solche Fälle schnell einen auf geringe Entfernung vernichtend wirkenden Schuß zur Verfügung zu haben.

Ich bin sonst für die Jagd, besonders für afrikanische, ein Gegner der neuen, weittragenden Waffen, schon deshalb, weil sie den Jäger verleiten, auf riesige Entfernung zu schießen und dadurch viel Wild zu Holz geschossen wird. Wo bleibt denn auch der Reiz der Jagd, wenn man das Wild auf Hunderte von Metern niederknallt? Nur für Überraschungen möchte ich eine solche Waffe empfehlen, die so leicht wie möglich sein sollte, und die man mit Halbmantelgeschossen laden müßte. Sie ist für alle unvorhergesehenen Fälle eine Waffe, deren man sich im dichtesten Gebüsch schnell bedienen kann und deren Schuß selbst vernichtender ist, als die großen Geschosse der schweren Elefantbüchsen. Ich habe niemals auf Wild, das mir irgend eine Chance zum Anbirschen gab, mit dem kleinkalibrigen Gewehr geschossen.



Jagden in Indien.

Trotz geringer Jagderfolge zähle ich meine Reise nach Indien zu der schönsten und interessantesten.

Ein Wunderland mit reicher Abwechslung in Gestaltung, Flora und Fauna, mit großartigen, unerreicht schönen Bauten und einer Bevölkerung, die in Kultur und Abstammung überraschend vielseitig ist, muß es jeden Fremden fesseln und ihn bei jedem Schritt und Tritt fühlen lassen, daß die Wunder von „Tausend und eine Nacht“ bestanden haben. Nur ein Gefühl, das des Bedauerns, hat mich während der ganzen Reise nicht verlassen, daß der wüste Despotismus, der solche Wunder in Indien schuf, ein Volk von 300 Millionen Menschen zu solcher Erbärmlichkeit herabdrückte, daß es eine Handvoll zäher Europäer knechten konnte.

Der Hauptzweck meiner Reise, die Jagd, blieb leider weit hinter meinen Erwartungen zurück.

Da ich während meines dortigen Aufenthaltes Landsleute getroffen habe, die, um zu jagen, die kostspielige Reise unternommen hatten und sich enttäuscht sahen, so möchte ich in erster Linie die Ansicht aussprechen, daß nur persönliche Verbindungen mit in Indien wohnenden Bekannten oder Verwandten eine gute Garantie für erfolgreiche Jagd geben.

Ich kannte niemanden in dieser reichsten Kolonie Englands, glaubte aber durch Empfehlungen meiner höchsten Behörden Gelegenheit zu guter Jagd zu erreichen. Es wäre dies auch bei deutschen Behörden fraglos der Fall gewesen, in Indien war es aber anders. Man kann es jedoch verstehen, daß die indischen Beamten, meistens jüngere

Herren im auswärtigen Dienste, oder Offiziere, es nicht gerne sehen, daß Indien von fremden Jägern überschwemmt wird, denn jene Herren sind fast ausnahmslos selbst — ich weiß nicht, ob ich den Ausdruck Jäger gebrauchen darf, — jedenfalls Sportsmen.

Ich kenne nur eine Ausnahme von der Regel, daß man sich in Indien nur durch persönliche Bekanntschaften zu guten Jagden verhelfen kann, das ist in Ceylon, wo ein Empfehlungsschreiben an die Konsuln und das Engagieren fast erwerbsmäßiger Jagdführer genügt, um sich einige Jagderfolge zu sichern. Dort bezahlt man eine bestimmte Summe für jeden Elefanten usw. an die Regierung und kann dann mit allem Komfort der Jagd obliegen.

Der Elefant dieser Insel steht an Größe dem des Kontinents weit nach, und deshalb ist die englische Regierung, die sonst sehr die Hände über die wilden Elefanten hält, mit der Jagd auf den in Ceylon nicht so streng.

Vor allem möge jeder Jäger, der nach Indien geht, genaue Erkundigungen über die günstige Jahreszeit einziehen, denn diese ist für die verschiedenen Wildarten durchaus maßgebend.

Man jagt z. B. den Tiger nur zu bestimmten Jahreszeiten, anderes Wild zu anderen.

In Kalkutta wurde mir vom Vizekönig von Indien der Maharadscha von Benares als Jagdgeber angeboten. Da ich aber von allen mir bekannten englischen Sportsmen hörte, daß die Gebiete dieses Fürsten zu den wildärmsten gehören, so lehnte ich dieses Anerbieten ab, zumal ich nach langem, anstrengendem Aufenthalt in Afrika körperlich herunter und nach Indien zur Erholung gekommen war, und habe deshalb auch nur gelegentlich kleinere Jagden mitgemacht.

Meine Jagdbeute in Indien bestand nur in der größten der Antilopen, dem Nilgai, dem stärksten der dortigen Hirsche, dem Sambur, der zierlichsten, an den afrikanischen Springbock am meisten erinnernden Antilope, der Hirschziegen-Antilope, von dem Engländer „Blackbock“ genannt, der indischen Gazelle (benetti), dem Wildschwein, einem Pfau und einem Büffel, der sich aber als ein zahmer entpuppte.

Die großen Jagden auf Büffel, Rhinoceros und Elefant waren schon für dieses Jahr beendet und die Tigerjagden standen erst in Aussicht, als ich der Gesundheit wegen Indien verlassen mußte und daher zwei Einladungen leider nicht nachkommen konnte.

In Ulvar (der Engländer schreibt Alvor) unterbrach ich meine Reise von Bombay nach Delhi, weil ich von der Bahn aus zahllose Rudel von Antilopen gesehen hatte.

Ich wandte mich an den dortigen englischen Residenten, der im Namen des — so viel ich mich erinnere — erst zehn Jahre alten Maharadscha die Regierung führte.

Ich fuhr in einer Staatskarosse, einem Vehikel, wie es zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht noch bei uns zu sehen war, von dem Ort in die Ebene hinaus, wo mich die dorthin beorderten Jäger des Maharadscha erwarteten.

Die Sonne brannte derartig auf die weite Sandebene, daß sie mir altem Afrikaner sogar lästig fiel, und mein Begleiter, der noch nicht so sonnenfest war, bald die weitere Jagd aufgab.

Stundenlang versuchten wir vergebens, uns an die vorsichtigen, schönen Antilopen anzubirschen, denn es gab keine Deckung auf den offenen Ebenen und der Blackbock unterscheidet so genau den Europäer von dem Eingeborenen, der nicht jagen darf, daß



Hirschziegenantilopen.



Hirschziegenantilopen.

er, die Entfernung immer höchst vorsichtig bemessend, unserer vom frühen Morgen bis in die Nachmittagsstunden hinein spottete. Hätten mich nicht die wundervollen Bewegungen des schnellen Wildes gefesselt, so wäre auch mein Jagdeifer der Anstrengung erlegen.

Der Blackbuck ist eine Antilope von der Größe unseres Damhirsches. Nur das männliche Wild trägt den zierlichen Schmuck eines korkzieherartig gewundenen und geringelten, eleganten Gehörns und zeichnet sich außerdem von dem hellgelben Mutterwild durch dunklere Färbung aus.

Junge Böcke haben noch wie das Mutterwild hellgelbe, nach unten in weiß verlaufende Decken, die mit jedem Jahr mehr in einen braunen Ton und zuletzt in ein dunkles Schwarzbraun übergehen.

In ihren leichten Bewegungen und ganz besonders in dem wunderbaren, gummi-ballartigen Hochschnellen ähneln diese Antilopen nur dem Springbuck Südafrikas.

Fast war ich nach sechsstündigem Birschen in der glühenden Sonne am Ende meiner Kraft, als wir endlich gedecktere Gelände am Ufer eines Wasserlaufes erreichten.

Hier kam ich an ein Rudel so heran, daß ich einen sehr starken Bock streckte, und auf der Rückfahrt, als wir uns schon dem Orte wieder näherten, gelang es mir abermals, mich an ein Rudel heranzubirschen.

Ich mußte mich durch ein Feld, das mit hüftenhoher Hirse bestanden war, anschleichen, hatte guten Wind und alle Aussicht, an das Rudel heranzukommen.

Daher war ich äußerst erstaunt, als die Antilopen unruhig wurden und sich nicht vertraut zeigten.

Da ich unmöglich der Grund zu diesem auffälligen Benehmen sein konnte, glaubte ich, daß sich ein Stück Raubwild an das Rudel schliche, und erhob mich, um Umschau zu halten. Zu meiner Überraschung gewährte ich aber vor mir in demselben Felde einen Menschen und zwar einen Eingeborenen, der auf allen Vieren an die Antilopen herankroch.

Ich wußte, daß den Eingeborenen das Jagen streng verboten war und rief deshalb einen der bei dem Wagen zurückgebliebenen Jäger zu mir heran und zeigte ihm meinen Konkurrenten.

Der Jäger sagte mir, daß es ein Wilddieb sei, und ich schlich mich nun, weniger das Wild im Auge als den Jäger, so heran, daß er mich erst bemerkte, als ich kaum noch zehn Schritte von ihm entfernt war. Noch bevor er auf den Beinen stand, hatte ich mich auf ihn geworfen, ihn zur Erde gedrückt und ihm das Gewehr abgenommen.

Nun kamen die Jäger des Maharadscha gelaufen und brachten den Mann an den Wagen — das Wild war inzwischen natürlich flüchtig geworden.

Die Jäger wollten jetzt den Mann knebeln und behaupteten, er würde mindestens mit einem Jahre Zwangsarbeit bestraft werden. Da machte ich mir doch Vorwürfe, daß ich als unbefugter Exekutor der strengen indischen Jagdgesetze einen Menschen, der natürlich furchtbar jammerte und klagte, er habe eine Familie daheim mit, ich weiß nicht, wie viel Kindern, ins Unglück gebracht hätte, warf das Gewehr in den Wagen, machte ihn von den ihn haltenden Jägern frei und ließ ihn nach einem tätlichen Beweis meines Unwillens über seine Übertretung laufen, trotzdem die Jäger des Maharadscha lebhaft protestierten.

Auf dem weiteren Wege nach der Stadt schoß ich noch einen Bock, der auch in anderer Weise an die zierlichen Springböcke Südafrikas erinnerte, nämlich durch seine ganz unbeschreibliche Zählebigkeit. Erst nach dem fünften Schuß aus meiner 500-Expreßbüchse mit Expansionsgeschossen — es saß natürlich keine Kugel auf dem richtigen Fleck — brach das fast zerrissene, leichte, aber zähe Wild zusammen.

Später bei Delhi und Agra habe ich noch mehrfach Blackböcke geschossen. Damals standen sie zum größten Teil in Kornfeldern und in offener Ebene.

Es war für uns Europäer unmöglich, an das Wild heranzukommen, und ich mietete mir deshalb im nächsten Dorfe eine Frau, die mir mit einem Bündel Viehfutter auf dem Kopf, wie es die Leute dort zu tragen gewohnt sind, als Deckung dienen mußte.

Die Frau ging zuerst direkt auf das Rudel zu, und wenn es anfang unruhig zu werden, in einer Richtung, als wollte sie schräg an ihm vorbeigehen.

So kam ich mehrfach bis auf 150 Schritte heran, legte mich nieder und suchte mir, weil die Stücke mit größter Aufmerksamkeit dem Weibe nachäugten, in aller Ruhe den stärksten Bock aus.

Auf diese Weise war ich stets einer guten Jagd sicher und erlegte auch so zwei Böcke der *Gazella benetti*, die dasselbe Gelände wie die Blackböcke lieben.

In ihrem Benehmen gleicht diese Gazelle der eben beschriebenen Antilope, ist vielleicht in der Flucht noch leichter, führt aber nicht die charakteristischen Hochsprünge aus. Damals, als ich sie jagte, zeigte sie mehr Rot in der Farbe der Decke, und es ist schwer, die Geschlechter auseinander zu halten. Auch ist sie etwas leichter als der Blackbock und zeichnet sich vor allen anderen Gazellen durch das fast gerade, hochgewachsene Gehörn aus. Von vorne gesehen, scheinen die Stangen schnurgerade zu sein, denn sie machen nur eine leichte Biegung nach rückwärts.

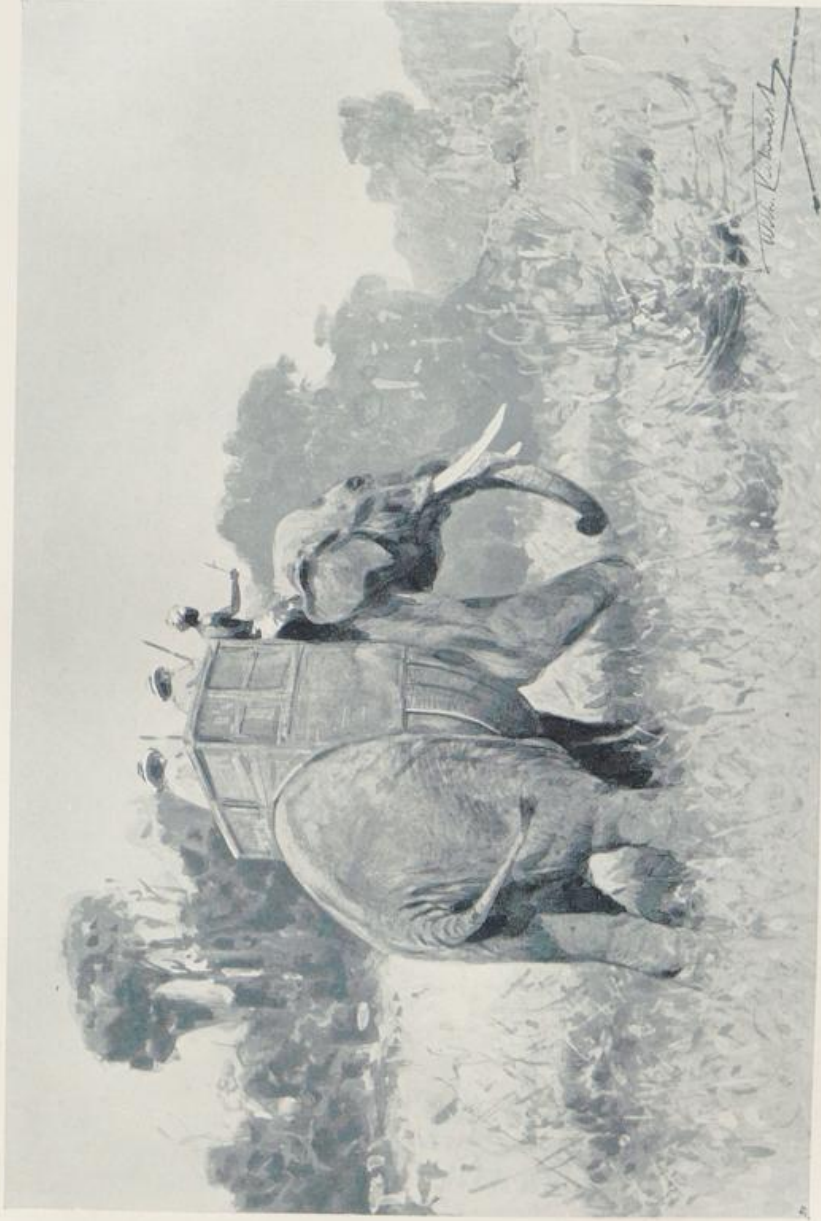
Doch zurück nach Ulvar.

Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes lud mich der englische Vertreter des Maharadscha zu einer Jagd auf den größten indischen Hirsch, den Sambur, ein, und ich wurde gebeten, mich am Morgen in dem Wirtschaftshofe des Schlosses einzufinden. Ein seltsam interessantes, buntes Bild bot dieser große, ringsum von Ställen und Hallen umgebene indische Gutshof.

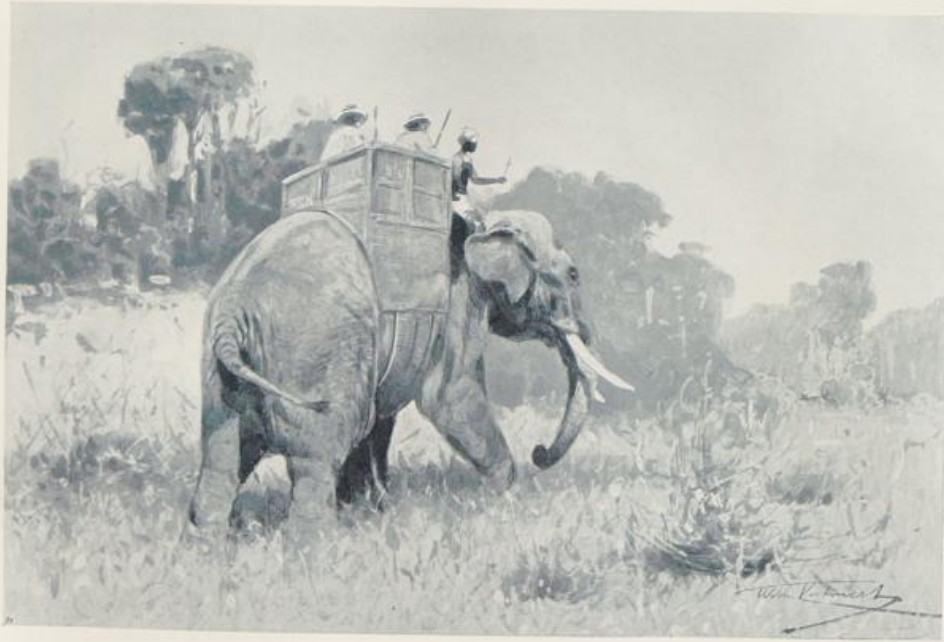
Acht Elefanten standen schon zu unserem Gebrauch bereit; der Jagdelefant mit dem Schützenturm, der hinten einen Sitz und nach vorne genügenden Raum hat, um stehend zu schießen, die übrigen nackt und nur von einem Führer, der im Genick der mächtigen Tiere saß, geleitet.

Die eine fast hundert Meter lange Seite des Hofes bildete den Pferdestall, ein Schuppen, der nach einer Seite ganz offen war und in dem gegen 50 Pferde orientalischen Blutes, meist Schimmel, standen. Gegenüber war der Unterstand für die Kamele, dann ein langer Viehstall, in dem 3 bis 4 Varietäten Zebus, Zwergrinder aus Ceylon und riesiges nordindisches Vieh untergebracht waren.

Auf dem Hofe selbst trieben sich Schweine umher, die in ihrem Äußeren von unseren Wildschweinen kaum zu unterscheiden waren, dann viele Rassen von Hunden, auch europäischen, und den großen Hof bevölkerte ferner auch allerlei Geflügel, wie Pfauen, Trutthühner, Fasanen, Hühner, Enten, Gänse, Perlhühner, Tauben, und endlich auch einige zahme Blackbock-Antilopen, deren zwei, an einen kleinen, zierlichen Wagen gespannt,



Jagd auf Sambarwild.



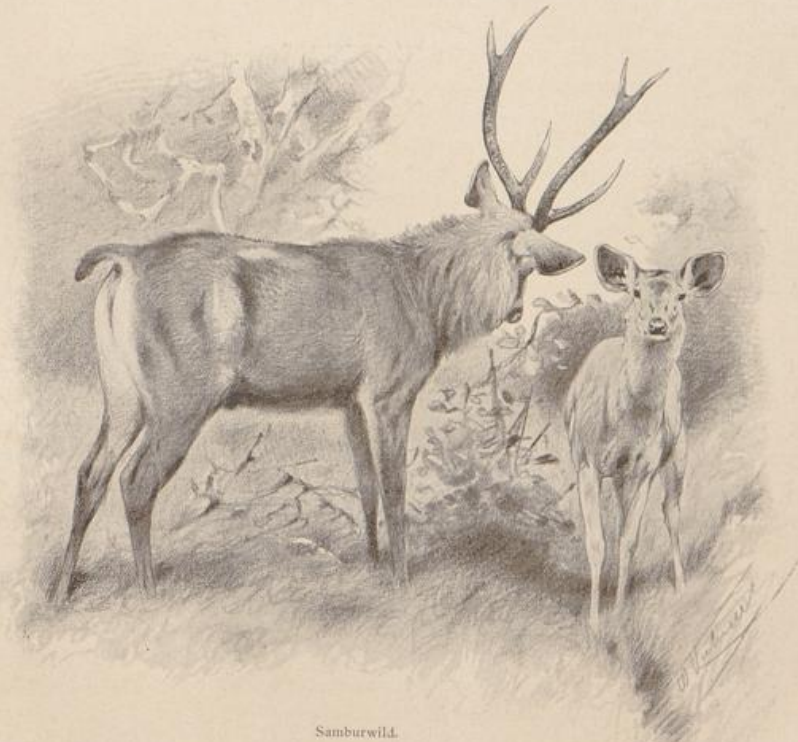
Jagd auf Sambarwild.

uns vorgeführt wurden. Den dunkeln, also alten, Böcken hatte man an die spitzen Gehörne vergoldete Kugeln geschraubt. Die zierlichen, aber kräftigen Tiere waren vollständig eingefahren und zogen zwei Mann mit der Geschwindigkeit des Windes. In Käfigen saßen zum Vogelfang abgerichtete Luchse und angekettet zwei Jagdleoparden, die auf Antilopen und Gazellen abgeführt waren.

Mehrere Arten Ziegen, Schafe, Esel, kurz alles denkbare Hausgetier und gezähmtes Wild trieb sich außerdem noch auf dem Hofe herum, der mehr den Eindruck eines zoologischen Gartens als den eines Wirtschaftshofes machte. Für einen Zoologen bietet der Hof eines Radschas eine reiche Beobachtungsquelle, denn allen orientalischen Machthabern scheint das Vergnügen an Tierparks und Zuchtversuchen eigen zu sein.

Der alte Oberjäger, ein Greis, der wohl siebzig Jahre zählte, ein Mann mit langem, weißem Bart, gab jetzt das Zeichen zum Aufbrechen und erklärte, daß wir bis zum Abend benachbarte Hügel abtreiben wollten. Er bestieg darauf einen Elefanten, dem der von meinem Begleiter und mir bestiegene Jagdelefant folgte, und die sechs Treiberelefanten schlossen den Zug.

Nach zweistündigem Marsche kamen wir in eine hügelige Wildnis, die von übermannshohem, dornigem Gebüsch bedeckt war. Es wurde uns nun mitgeteilt, daß wir



Samburwild.

mit dem Jagdelefanten in der Talsohle einer Schlucht aufwärts reiten möchten, aber den zu beiden Seiten mit vorgebogenen Flügeln gehenden drei Treiberelefanten Zeit lassen sollten, vor uns die Büsche abzutreiben, denn das Samburwild bricht ebenso wie unser Hirsch und alles Hirschwild, das ich kenne, bei lautem Treiben am liebsten durch die Treiber zurück.

Zuerst kamen wir an eine von den Engländern „Kill“ genannte Stelle. Es war dort ein Block tief eingeschlagen, an dem man, um den Tiger zu locken, meist ein junges Büffelkalb festmacht, und in einem benachbarten Baume hatte man einen bequemen Sitz hergerichtet, in dem der englische Resident — wie man mir erzählte — mehrfach mit seiner Gemahlin auf Tiger angesessen und auch schon zwei der schönen Räuber erlegt hatte.

Bald wurden die Führer der Treiberelefanten laut, und wir sahen vor uns weit oben am Hange, dem äußersten Treiberelefanten gegenüber, sich etwas durch die Büsche uns entgegen drücken. Kurz vor jenem brach das Wild nach unten aus, traf auf den zweiten und dritten Elefanten und kam daher dicht an die Talsohle, wo es, uns eräugend, zwischen uns und dem nächsten Treiberelefanten durchbrechen wollte.

Wir sahen jetzt, daß es Samburwild war, und zwar zwei Tiere, denen ein geringer Hirsch folgte, und den Schluß machte ein starker, auch in der Farbe viel dunklerer Hirsch.

Die Büchse lag im Anschlag, und von zwei Kugeln getroffen, die beide auf dem Blatt saßen, brach der Kapitale zusammen.

Jetzt wurde Halt geblasen und der erlegte Hirsch ins Tal hinabgezogen.

Der Sambur wird reichlich so stark wie unser Rothirsch, oder ich will besser sagen, mindestens reichlich so hoch, aber schwerer. Er erscheint nicht so elegant, ist plumper gebaut, niedriger gestellt, die Decke ist weniger behaart, und der Hirsch bringt es nur auf sechs Enden, wie ein großer Teil der indischen Hirscharten.

Ich habe Stangen gesehen, die in der Stärke nur mit den mächtigsten Wapiti-Geweihen zu vergleichen waren, aber nie mehr als sechs Enden trugen.

Die Jagd ging weiter. Noch zweimal trieben wir Samburwild auf, aber einmal brach das Rudel zu hoch über dem äußersten Treiberelefanten durch, und das andere Mal wurde es zu früh hoch und zog schon vor Beginn des Treibens weg.

Von der Jagd zurückgekehrt, fragte ich den Jagdleiter, was mit dem Hirsch geschähe, und erhielt zur Antwort, daß er mir das Geweih am nächsten Tage schicken würde, das Wildpret könne er natürlich nur den Treibern geben, die zu irgendwelcher niedrigen Kaste oder Stamm gehörten, denn nur diese Leute ständen so tief, daß sie das Wildpret des Hirsches äßen. —

Eine Jagd, wie die eben beschriebene, ist natürlich interessanter in völkerkundiger als in jagdlicher Beziehung, denn der Aufwand an Elefanten und Treibern steht in keinem Verhältnis zu dem geringen Vergnügen eines Schusses vom Jagdelefanten aus auf das Wild.

Noch weniger anziehend von rein weidmännischem Standpunkte aus sind die großen Prunk- und Gesellschafts-Jagden auf Tiger und Großwild mit 100 Elefanten, 1000 Treibern, ganzen Zeltlagern, viel Champagner und viel „flirten“, denn bei allen diesen Jagden sind Damen in großer Anzahl vertreten.



Jagd auf Elenantilopen in Südafrika.

Was gibt es wohl schöneres für den Jäger, als auf dem sicheren, schnellen Jagdpferde durch die weite, unbegrenzte Wildnis dahin zu jagen, nicht an den Raum gebunden, von keiner Bestimmung oder Verordnung, von keiner Grenze eingeschränkt, als nur von dem eigenen Rechtsgefühl des richtigen Jägers?

Wo das Wild steht und wo Wasser ist, da ist der Jäger zu Hause, kann er sein Lager schlagen; die Wildnis steht mit dem, was sie hat, mit Holz zum Feuern, mit ihrem Gras für seine Jagdpferde, mit Wasser, mit dem Wild für seine Küche ganz zu seiner Verfügung; ja, sie liefert ihm, wenn er genügsam und an dieses Leben gewöhnt ist, fast alle Bedürfnisse für ein Dasein, so frei und so schön, so voller Abwechslung und voller Reiz, wie es in Kulturländern gar nicht denkbar ist.

Leichter noch wie in den Wildnissen des äquatorialen Afrika reist und jagt es sich im Süden des Kontinents. Hier ist die Flora nicht so wild wuchernd wie dort, hier gibt es keine Urwälder, die den Weg versperren, keine großen Flüsse, und überall kann man mit dem bequemen Ochsenkarren durchkommen, der es erlaubt, manche Annehmlichkeit der Zivilisation bei sich zu führen, der auch eventuell das Zelt oder die Grashütte ersetzt und auch nicht so abhängig macht von dem Vorhandensein des Wassers, denn man kann sich wenigstens für Jäger und für Pferde mit Wasser versehen — und der Zugochse Südafrikas ist sehr genügsam.

Das Jagdpferd Südafrikas, wohl von den Buren, diesen größten Jägern aller heute lebenden Völker, zu dem gezüchtet, was es heute ist, ist hart und genügsam, sehr sicher, leidlich schnell, vor allem aber leicht abzurichten zur Jagd. Kauft man ein gutes Jagdpferd, so ist es selbstverständlich, daß es zum Stehen abgerichtet ist, das heißt, daß es, wenn der Jäger zum Feuern abspringt, die Stelle nicht verläßt, und, während

der Jäger das Wild anreitet und verfolgt, stets dicht an dem einmal ausgesuchten Stück des Rudels bleibt.

Von nöten ist beim Abspringen zum Schuß lediglich, daß man den Zügel dem Pferde über den Kopf wirft, so daß er am Boden schleift.

Ich hatte in Windhoek ein solches Pferd ersten Ranges erstanden. War es auch nicht vollkommen abgerichtet, so lernte es doch schnell, ja fast zu gut, denn der leiseste Wink zum Stehen brachte in höchstens drei Sprüngen das für dortige Verhältnisse große, starke Pferd aus flüchtigster Karriere zum Halten, so daß man eigentlich schneller von selbst herunterkam als abstieg. Auch ließ es nie das Wild, auf das es der Jäger abgesehen hatte, aus dem Auge, und manches Stück habe ich aus dem Sattel geschossen, ohne daß es nötig war, die Zügel auch nur zu berühren.

Das Pferd blieb stets zur linken Seite des gehetzten Wildes, und ich hatte alle Zeit und Ruhe, die Büchse zu laden, und eventuell par pistolet dicht vor dem Blatt des Wildes abzudrücken.

Mit welchem Temperament mein guter Schimmel jagte, zeigte sich dadurch, daß er dicht am Wild in vollem Laufe lustig wicherte, besonders aber, wenn er hinter Zebras war, die dann ab und zu den Gruß erwiderten.

Das Jagdpferd weidet frei beim Wagen oder Zelt und wird nur abends angekoppelt. Es macht dem Jäger, was Pflege anbetrifft, nicht die geringsten Schwierigkeiten, denn wo das Wild Äsung findet, findet sicher auch das genügsame Pferd Südafrikas sein Futter.

Die Pferde sind häufig — und so war es mein Schimmel in hohem Grade — gute Springer und so sicher, daß ich auf den vielen Jagden, die ich auf seinem Rücken machte, nicht ein einziges Mal gestürzt bin, ein Umstand, der allerdings weiter nördlich, im äquatorialen Afrika unmöglich gewesen wäre, denn dort ist der Boden vielfach von Termitenbauten so durchlöchert oder von der Hitze mit tiefen Rissen durchzogen, daß auch das sicherste Pferd, wie mir aus vielen Proben hervorging, nicht zu brauchen ist.

Nun zu unserem Wilde. Die Elenantilope ist die stärkste ihrer Familie. Ihre Massigkeit und scheinbare Ruhe und Behaglichkeit drängen jedem Beobachter sofort die Frage auf, warum diese Antilope, die, nebenbei gesagt, wohl das beste Wildpret hat, was es auf der ganzen Welt gibt, nicht zum Haustier gezähmt ist, so daß sie schon dem vollen Verschwinden entgegengedrängt wird, und es vielleicht kaum noch mit großem Aufwande möglich sein würde, sie zu domestizieren. Zeigen doch die Bilder altägyptischer Denkmäler, daß die Bewohner des Niltales damals schon Herden gezähmter Antilopen hatten, die Säbelantilope und die Mendesantilope, die beide auf den ersten Blick viel weniger für ein Haustier geeignet sind, als die Elenantilope.

Verfolgt wird dieses Wild hauptsächlich wohl vom Menschen und zwar in erster Linie wegen des delikaten, zarten Wildpretes, wegen der guten, nachgiebigen, weichen Haut und endlich des schönen massiven Kopfschmuckes wegen.

Wie durch die breite Wamme, die vor Hals und Brust hängt, so ähnelt weiter unsere Antilope dem Rindvieh durch die Massigkeit, die Tiefe des Leibes, die kurzen starken Läufe, und — wie schon bemerkt — durch das ruhige Temperament.

Die Elenantilope ist sehr scheu und zwar wohl infolge der heftigen Verfolgungen. Sie ist — und ganz besonders die alten, schweren Stiere — wenig beweglich, leicht



Elenantilope.



Elenantilope.

ermüdet, kann nur kurze Zeit voll flüchtig gehen, trott dann, allerdings sehr schaffend, aber auch nicht lange, und fällt, nachhaltig verfolgt, bald in Schritt, ja bleibt wehrlos stehen und empfängt den Speer, den Pfeil oder die Kugel, die ihrem Leben ein Ende macht.

Es ist die Antilope, die am meisten von dem Buschmann Südafrikas, der durch seine Lebensart selbst zäh und flüchtig ist wie ein Wild, zu Fuß niedergejagt wird. Der Buschmann folgt der Antilope in seinem leichten fördernden Trab so lange, bis dieselbe ermüdet stehen bleibt, und dies geschieht bei einem alten schweren Bullen überraschend bald.

Es ist sehr eigentümlich, daß ein so wenig flüchtiges Wild, das noch dazu so wenig wehrhaft ist und so passiv, überhaupt den Kampf ums Dasein gegen das Raubwild hat aushalten können, denn offenbar fängt es der Löwe oder jede große Katze leicht mit den ersten Sprüngen, und gar dem zähen Wildhund müßte es eine leichte Beute werden. Es ist hier offenbar noch ein Geheimnis der Natur aufzudecken, wem sie ihren Schutz verdankt, denn alle Eingeborenen behaupten, daß man diese Antilope am seltensten als Beute des Wildhundes, ja des Raubwildes findet. Vielleicht ist es der Umstand, daß sie sich nur im Walde hält und dann vielleicht nur in Gegenden, wo viel anderes Wild im offenen Gelände steht. Daß der Löwe die Steppe geschlossenem Walde vorzieht, ist ja bekannt; leichter auch jagt dort der Wildhund, und des Leoparden entledigt sich vielleicht das mächtige Tier, das gewiß seine starke Decke vor den ersten Krallenhieben und Bissen der Katze schützt, dadurch, daß es den Räuber an Bäumen oder Ästen abrennt oder ihn zerquetscht. Ich habe Häute gesehen, die mächtige Narben in der Gegend des Genickes aufwiesen, die eher auf die Fänge einer starken Katze als auf die spitzen Hörner eines Rivalen der gleichen Gattung schließen ließen.

Ich selbst besitze die Haut einer Schirrantilope, die nur die Größe unseres Damwildes hat und die, als ich sie erbeutete, nur kurze Zeit vorher sich auf oben angedeutete Art von einem Leoparden oder Luchs befreit haben mußte.

Sehr häufig ist allerdings die Elenantilope wohl nirgends, und überall, wo ich noch im schwarzen Kontinent gejagt habe, wird sie als eine besonders willkommene, seltene Beute heftig verfolgt. Es ist das einzige mir bekannte Wild, dessen Wildpret so zart und so durchwachsen ist wie das Fleisch von Haustieren, und das setzt schon eine ziemlich behäbige, ruhige Lebensart voraus.

Ob es verschiedene Arten dieses Wildes gibt, ist wohl noch kaum entschieden. Von drei verschiedenen Bullen, die ich schoß, war die Decke grundverschieden gefärbt, die eine fast blaugrau, die andere erbsengelb mit weißlichen, hellen Seitenstreifen, die dritte fast braun.

Sehr wunderlich ist eine fast krapprot gefärbte Haarlocke, die der Stier vor dem Gehörn auf der Stirne trägt. Die Eingeborenen behaupten, daß er diese Stelle des Kopfes auf dem Urin der Kühe, und auch dem seinigen reibe, oder daß er dieses Farbmittel bei der Brunft von den Kühen erhalte.

Die Sinne der Elenantilope sind scharf wie überhaupt nur bei derartigem Wild, sie sind ihr offenbar Hauptschutz, denn das schwere Tier hinterläßt eine unter allen Umständen leicht aufzunehmende und zu haltende Fährte.

Ich hatte mein Lager in einer Gegend, in der ich die wunderbare Erfahrung machte, daß sich selbst Buschmänner, mit denen ich hauptsächlich jagte, verirren. Aus der Vogelschau muß diese Gegend ausgesehen haben wie ein Meer mit hohler See, auf dem sich endlos lange, runde Wellen gleichmäßig folgen. Langgestreckte, etwa 400 bis

500 Meter breite Geländewellen zogen sich in ununterbrochener Reihenfolge von Norden nach Süden nebeneinander hin. Die Wellentäler stellten Wiesen dar, der ganze Wellenrücken und seine Hänge ziemlich dichte Waldungen.

Es war so schwer, sich hier zurecht zu finden, weil, wenn man auf dem Wege zurück zum Lager die einzelnen Wellen, die man passiert hatte, zählte, man nie auskam, denn hie und da trennte sich eine Welle des Geländes und löste sich in zwei auf, oder aber zwei vereinigten sich in eine, so zwar, daß, wenn man nicht genau denselben Weg zum Lager zurück verfolgte, man mehr oder weniger Terrainwellen passierte. So kam ich mehrmals von den, mit der Wildnis so vertrauten Buschmännern begleitet, oft erst spät in der Nacht, ja gegen Morgen heim, nachdem wir die ganze Nacht hindurch gesucht hatten — und einmal nur durch eigentümlichen Zufall. Ratlos standen wir bei hellem Mondschein in der stillen Wildnis. „Dorthin“, meinte ich, „müssen wir zum Lager“. „Nein Herr“, wandte einer der Buschmänner ein, „nach der entgegengesetzten Seite“, und der andere war wieder anderer Meinung. Schon hatte ich mich entschlossen, den Tag an der Stelle abzuwarten, als einer meiner kleinen, zwergartigen, runzeligen Begleiter mir zurief: „Warte hier!“ und sich in vollem Lauf entfernte. Bald kam er zurück mit einem glänzenden Stück Staniol, der Haube einer Champagnerflasche, gewiß ein wunderbarer Fund für die Einöden afrikanischer Wildnis.

Jetzt hatten wir uns orientiert. Vor wenigen Tagen hatte ich unweit der Stelle einen kapitalen Kudubock geschossen und ihn mit einer aus Windhoek mitgebrachten Flasche Schaumwein „tot“ getrunken. Das scharfe Auge des kleinen Urafrikaners hatte von weitem etwas blitzen sehen und in dem wunderlichen Fund unsern Wegweiser zurückgebracht.

Hier in diesen Wäldern steht die Elenantilope, die in den Tälern der Geländewellen ihre Äsung nimmt und bei dem geringsten Mißtrauen mit nur wenigen Fluchten den schützenden Wald erreicht. Trotzdem das Wild auf der Flucht so leicht ermüdet, ist es doch während des Tages sehr beweglich und bei der Äsung unstät. Auch ruht es stets nur kurze Zeit, da es im Schatten des Waldes nicht so von der Sonne leidet.

Die Hauptkunst der Elenjagd ist die, das Wild, wenn irgend möglich, auf eine freie Ebene zu drängen, wo es vom Pferde sehr leicht einzuholen ist. Dies war inmitten des eben beschriebenen Geländes nicht möglich, und daher nahmen wir zunächst nur frische Fährten auf und verfolgten dieselben, soweit es zugänglich war, zu Pferde, erst absteigend, wenn die Fährte zeigte, daß das Wild nicht weit entfernt sein konnte, eine Bestätigung, die dem kundigen Buschmann, der jeden Bruch eines Grashalmes, die Frische der Losung und viele andere Zeichen beobachtet, nicht schwer fällt.

Trotz aller Anstrengung gelang es mir hier nur, junge Bullen und eine Kuh zu erbeuten, hauptsächlich des Wildprets wegen. Die Kuh ist, da auch sie Gehörn trägt, das allerdings weniger massiv, aber sehr viel länger ist, doch nur in einiger Nähe zu unterscheiden. Ich besitze das Gehörn einer Kuh, dessen Stangen über einen Meter lang sind und von manchem afrikanischen Jäger kopfschüttelnd als das Gehörn einer ihm nicht bekannten Antilopenart betrachtet wurden.

Später verschoben wir unser Lager mehr nach der Grenze dieser Wälder zu, wo weite Ebenen eine erfolgreiche Jagd versprochen.

Nur ungern tritt die Elenantilope aus dem Schutze des Waldes. Hier aber schob sich eine offene Ebene trennend zwischen zwei Waldgebiete und über diese führte

der Wechsel vieler Elenantilopen, besonders da in dem einen dieser Wälder, der bis an das Nordwestufer der Etoschpferne reicht, eine große Salzpfanne liegt, zu der, wie alles andere, auch unser Wild zog.

Hier suchten wir nun, zunächst möglichst frischen Fährten folgend, das Wild auf. Bald brach dicht vor uns ein starkes Rudel durch das Holz. Ich wollte abspringen, um zu Schuß zu kommen, wurde aber von meinem Jäger, der mir eifrig winkte, ihm zu folgen, davon abgehalten.

So gut es gehen wollte, jagten wir, der Jäger voraus, durch das Gehölz; und wahrlich, es ist kein bequemer Ritt durch einen südafrikanischen Wald, der zum größten Teil aus dornigem Gebüsch und Bäumen besteht, aus vielerlei Arten von Akazien. Gesicht und Hände sind bald mit Rissen derartig bedeckt, daß man eher einem gejagten Wild gleicht als dem Jäger; hier bleibt ein Stück Haut hängen und das Blut trieft von Gesicht und Händen, dort läßt man einem zähen Akazienbaum ein Stück des Rockes, und nur das in Südafrika meist getragene Kordzeug, ein plüschartig-gestreifter starker Stoff, widersteht einigermaßen den Angriffen der stacheligen Vegetation bei einem solchen Ritt.

Aber wer denkt an solche Kleinigkeiten, wenn es gilt, das seltene Wild zu verfolgen. Bald wurde mir klar, was unsere Jagd bezweckte. Wir schnitten dem Rudel den Wechsel nach dem Holze ab und drängten es hinaus auf die Ebene.

Am Waldrand angelangt, sahen wir eben das letzte Stück des Rudels die weiche Niederung passieren und sich drüben, wo nur niedrige Akazienbüsche das Wild von der freien offenen Straße trennten, mit einem starken Rudel von Orix und Gnus vermischen. Natürlich nahm das von uns verfolgte Wild die anderen Rudel mit sich fort. Doch bald trennten sich die verschiedenen Arten je nach ihrer Schnelligkeit. Die Orix-Antilopen verschwanden nach der einen Seite, und die Gnus verhofften, sich nach uns kehrend und uns erstaunt beobachtend.

Doch sie hatten heute für uns keine Anziehungskraft; es galt die schon jetzt hinter dem anderen Wild zurückgebliebenen Elenantilopen aufzunehmen. Nach einer Viertelstunde — denn das Passieren der weichen Niederung hatte uns aufgehalten — waren wir in fliegender Karriere dicht an unser Wild heran und mitten darin. Es zeigte sich jetzt, wie viel schneller die leichteren Kühe sind, die immer schon geführt hatten.

Ich hatte mir den stärksten Bullen ausersehen. Mein Schimmel kannte nun seine Aufgabe und ließ nicht mehr von ihm ab.

Es war ein überraschend mächtiges Tier von dunkelblaugrauer Färbung, so massig, ich möchte sagen so dem fetten Schlachtvieh an übermäßiger Fleischentwicklung ähnlich, daß es fast einen komischen Anblick gewährte. Die Hörner, massiv, kurz, aber mächtig, zeigten, daß es schon ein alter Stier war, dessen Wildpret jedoch, wie sich nachher ergab, noch ebenso delikatschmeckend war, wie das der jungen Kühe.

Ich drängte den alten Herrn von dem Rudel ab. Nicht lange dauerte die schwerfällige Flucht des massigen Kolosses. Bald gab er keuchend seine Flucht auf und unterhielt nun wohl zehn Minuten lang einen scharfen Troll, bei dem immer noch das übermäßig strotzende Wildpret an ihm schlotterte wie bei einem Stück Mastvieh. Ich mußte meinen Schimmel fest verhalten, denn immer wieder flog er beim Wilde vorbei, das dann einen Haken schlagend hinter mir durchbrach oder versuchte, rückwärts zu entkommen. Nach dem Heranrufen meines schwarzen Dieners, der ein guter Reiter

war, beschloß ich, das schwere Wild in der Richtung unseres Lagers fortzutreiben, was uns auch vollständig gelang.

Mein Schimmel schien ganz erstaunt zu sein darüber, daß er bei einer Jagd, wo er das Wild so dicht bei sich hatte, nicht mehr ausgreifen durfte. Er drängte schäumend in die Zügel. Die Antilope versuchte nicht einmal, obwohl ich häufig kaum zwei Meter von ihrer Seite entfernt galoppierte, sich ihres Feindes zu erwehren. Nicht weit vom Lager blieb der Bulle, vollkommen ermattet, stehen, ich ritt heran mit dem Karabiner (8 mm) und setzte ihm ein Halbmantelgeschoß hoch aufs Blatt, daß er zusammenbrach.

Der Stier war so mächtig, daß ich mir auf meinem nicht sehr kleinen Pferde neben ihm ganz winzig vorkam, und ich habe niemals einen Büffelstier in Afrika gesehen, der sich in Massigkeit, ja auch in Höhe des Widerristes, mit diesem Tier vergleichen ließ.

Der nächste Tag sollte mich belehren, daß das Wild doch nicht immer so passiv ist wie dieser Riese. Ich machte durch Zufall zwei zusammengehende Elenbullen hoch, deren einer hellgelb gestreift, der andere gelbbraun gefärbt war. Da das Wild dicht am Rande des Waldes gesessen hatte, so war es leicht, dasselbe vom Holze abzuschneiden und hinauszudrängen auf die Ebene. Die beiden, die ängstlich zusammenhielten, stellten meinem Schimmel eine schwierigere Aufgabe als der gestrige massige Stier. Sie waren beide noch jünger, nicht so feist und massig und daher flüchtiger, so daß ich wohl eine Viertelstunde lang in voller Jagd meinen Schimmel laufen lassen mußte, bevor ich dicht an sie heran war; obgleich auch sie ermüdet, schon zwei-, dreimal in Troll gefallen waren, wurden sie doch wieder flüchtiger. Dem einen kam ich bald zur Seite und versuchte ihm den Karabiner dicht vor das Blatt zu halten. Er war aber gewandter als ich angenommen hatte. Drei-, viermal stutzte er ganz plötzlich, brach hinter dem Pferde, das an ihm vorbeischoß, durch, aber war so dumm, stets wieder nach dem anderen Bullen, der auch auf ihn wartete, zuzuflehen.

Einmal, als ich ihm ganz dicht zur Seite kam und eben schießen wollte, stieß er einen halb blökenden, halb knurrenden Laut aus, die Muffel zog sich in Falten, stets das Zeichen von Zorn bei Wild, das zu den Wiederkäuern gehört, und schon hatte er die Spitzen des soliden, starken Gehörns unter dem Leibe meines Schimmels, als dieser sich durch einen mächtigen Satz, der mich — mit dem Gewehre beschäftigt — fast aus dem Sattel gebracht hätte, rettete.

Jetzt beeilte ich mich, und wie ich das nächste Mal ihm näher kam, stoppte ich seine Schnelligkeit durch einen Schuß nach dem Blatt, der etwas zu weit nach hinten saß, offenbar aber die Flucht des Tieres noch mehr verlangsamte, so daß ich auf den dritten Schuß aus dem Sattel das kräftige Wild niederwarf. Kaum zehn Minuten später hatte ich auch den Gefährten wieder eingeholt, und weit bei ihm vorbeijagend sprang ich ab und streckte ihn durch einen Halsschuß.

Die ganze Jagd hatte wohl gut eine halbe Stunde gedauert, in der mein armer Schimmel fast unausgesetzt in gestrecktem Lauf geblieben war. — Eine seltene Beute, zwei Elenbullen an einem Tag, wie jeder weiß, der afrikanisches Wild einigermaßen kennt, und ein freudig begrüßtes Geschenk, das gedörrte Wildpret der drei Elenbullen für die Station Othio, die gerade damals noch durch die Folgen der Rinderpest sehr an Fleischmangel litt.



Ein Tag in den Steppen des Kilima Ndjaro.

Hell beleuchtet der Mond die weiten, wildreichen Steppen, aus deren endlosem Meer sich an der Nordwestgrenze Deutsch-Ostafrikas ganz unvermittelt und imposant die beiden Riesenvulkane, der Kilima Ndjaro und der Meru, erheben.

Unter einigen Tamarindenbäumen, die der Nähe des Rua-Flusses ihre Lebensbedingungen verdanken, dehnt sich im Kreise das Lager von vier Kompagnien Sudanesen und Zulus aus, in dessen Mitte eine Anzahl weißer Zelte — die der Offiziere und Unteroffiziere — im Mondschein scharf hervorstechen.

Die nächtliche Stille wird hie und da unterbrochen durch den Anruf der Posten: „Wachet, etneen, telassa, arba“ (eins, zwei, drei, vier), die Nummern der Posten, die sie sich zur gegenseitigen Kontrolle halbstündlich zurufen. Zuweilen hört man auch das Klatschen einer Hand, die einen blutgierigen Moskito auf dem Leibe erschlägt, dann das Gebrüll und Gestampf des im letzten Gefechte den Eingeborenen abgenommenen Viehes, wenn sich ein Raubtier über Wind dem Lager nähert. Fern in der Wildnis ertönt auch wohl das dumpfe Grollen des Löwen, das unheimliche U-i der Hyäne oder das quarrrende Kieffen des Schakals. Aber plötzlich verstummt alles ringsumher, erschreckt durch den Ton des Hornes, der das Lager zum Erwachen ruft — das einzige Signal, das mir aus den Zeiten des Kadettenlebens nicht sympathisch geblieben ist. Alles wird geschäftig; in fünf Minuten ist die Toilette beendet, in den nächsten fünf der Tee eingenommen und von den Leuten der Rest ihrer Abendmahlzeit verzehrt. Die Zelte sind abgebrochen, und bei dem ersten Röten des Horizonts im Osten treten die Truppen außerhalb der Dornhecke, die das Lager umschließt, an, und erhalten den Befehl, in welcher Reihenfolge sie sich auf dem Marsche zu formieren haben.

Ich selbst ging immer, begleitet von einem oder zweien meiner Offiziere, einem Führer und einigen Gewehrträgern, ein gutes Stück der Truppen-Karawane voraus, um die von dem Lärm der Karawane noch nicht beunruhigte oder gar verscheuchte Tierwelt beobachten zu können oder glücklichensfalls sogar zum Schuß zu kommen.

Aus jener Zeit ist mir ein Tag in Erinnerung geblieben, der selbst für jenes Jagd-Dorado in den Steppen, die den Rua an beiden Ufern begleiten, außergewöhnlich reich an interessanten Beobachtungen war.

Kaum zehn Minuten vom Lager entfernt standen plötzlich, aus einer Akazien-Dickung heraustretend, fünf Massai, mit denen wir Krieg führten, in ihrem bekannten bunten Kriegsschmuck vor uns. Ein Ruf des Schreckens und dahin stürmten die wild ausschauenden Krieger, die Erde mit dem flüchtigen Fuße kaum berührend. Rechts und links flogen ihre Schilde hin, die sie an der Flucht behinderten, und bald waren sie mit jener Gewandtheit, mit der der Wilde das Gelände zur Deckung zu benutzen versteht, unseren Blicken entschwunden.

Schon warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die weite, mit gelbbraunem Gras und gelbbraun gebrannten Akazien bestandene Ebene, da wurde ein Rudel Antilopen ganz dicht am Wege hoch und flüchtig. Als wir den ersten Blick auf sie geworfen und nach den Gewehren gegriffen hatten, blieben wir alle stehen und brachen wie auf Kommando in ein lautes Gelächter aus. Noch nie hatten wir diese Wildart gesehen, und noch nie einen derart drolligen Anblick gehabt, wie den, als diese hochläufige und leichte Antilope, die *Ammodorcas clarkei*, mit ihrem häßlich langen, dünn zusammengeschnürten Leib und giraffenartig langen, dünnen Hals fast kankerartig über die Ebene schwebte.

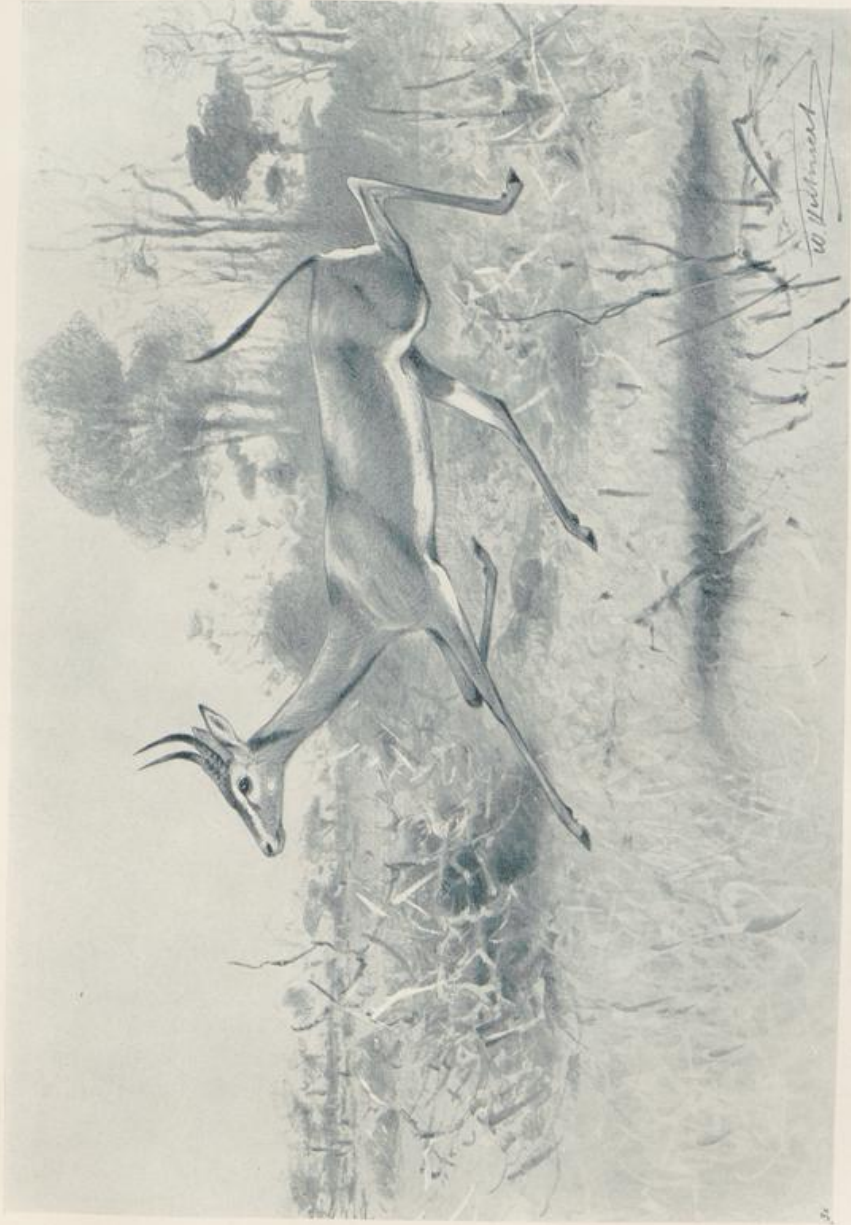
Auf unsere Schüsse fielen zwei derselben aus dem Tänzeln in einigermaßen regelrechte Fluchten, „Galoppsprünge“, jedoch nur für kurze Zeit, um dann gleich wieder in dem wunderlichen Trollen dahinzueilen. Man hat den Eindruck, als würde ein leicht starker Wind die Tiere über die Ebene blasen können, so wunderbar, ich möchte sagen, so übermäßig windhundartig leicht schweben die schlanken Gestalten dahin.

Ich glaube nicht, daß ein Schritt ihres Trollens unter 10 m Länge betragen wird; leider vergaß ich es zu messen. Unser Staunen über das Neue und Lächerliche der Szene, wohl auch die übermäßige Schlankheit des Wildes, waren schuld an unseren Fehlschüssen.

Das Vorkommen dieser Antilope ist nach Erklärung der Eingeborenen in jenen Gegenden sehr selten, und fraglos ist hier wohl die südliche Grenze ihres Verbreitungsgebietes.

Jetzt wurde die Gegend, da sich der Weg dem Flusse mehr näherte, dichter bewachsen. Zu unserer Rechten war durch unsere Schüsse ein Rudel Zebras hoch gemacht und begleitete uns lange Zeit, bald Strecken flüchtig zurücklegend, bald nach uns äugend und unser Annähern abwartend. Zwei Hengste übten ihre Stimme, die fast wie das jauchzende Bellen eines Hundes klingt. Dieser Ton belehrte mich, daß wir es hier mit einer Art von Zebras zu tun hatten, der ich bis dahin noch nicht begegnet war, denn schon häufig hatte ich das Wiehern des schönen Wildpferdes gehört, zwar auch in verschiedener Weise, aber stets anders als dieses. Leider zog das interessante Wild immer auf eine zu sicher abgemessene Entfernung neben uns her, als daß es möglich gewesen wäre, Unterschiede in der Zeichnung zu erkennen.

Gegen acht Uhr traten wir, den Fluß dicht neben uns, in eine Dickung. Ich ging voraus und bog eben um ein dichtes Buschwerk, als 10 m vor mir mit einem kurzen Prusten ein junger, aber schon gut gehörnter Büffelstier hoch wurde, einen



Amodorcas clarkei.



Ammodorcas clarkei.

Moment die Flanken mit dem Schwanz peitschte und dann direkt auf mich losstürmte. Der Moment des Staunens hatte ihm den Vorteil abgewonnen, denn schon hatte ich die Büchse an der Wange, drückte, und zwischen die Lichter getroffen brach der junge, mutige Bursche ungefähr 3 m vor mir zusammen. Er war noch glatt und rund, also noch nicht von der Seuche ergriffen, die gerade damals herrschte und den wunderbaren Bestand der Büffel in jenen Steppen so furchtbar dezimiert hat. Der Vorsicht halber ließ ich aber doch einen Mann bei dem erlegten Wild zurück, der ihm das Gehörn für mich abschlagen und die Leute abhalten sollte, das Wildpret mitzunehmen, da ich fürchtete, daß der Büffel möglicherweise doch schon den Keim der Krankheit in sich haben könnte.

Einige Tage vorher hatten wir eine sehr starke Büffelkuh gesehen, die schwer krank, von ihrem Kalb gefolgt, nach dem Wasser zog. Das arme, augenscheinlich schon von der Seuche ergriffene Tier litt außerdem noch an einer furchtbaren Fleischwunde an der rechten Keule. Wahrscheinlich hatte es, kraftlos durch die Krankheit, einem zornigen Nashorn nicht schnell genug ausweichen können und die Waffe des immer mißmutigen, grimmigen Dickhäuters fühlen müssen. Da die Büffelkuh doch dem sicheren Tode verfallen war, schoß ich sie nieder und fing das kleine Stierkalb ein, ließ es jedoch später wieder laufen, da wir befürchteten, es würde die Seuche auf das von uns mitgeführte Vieh übertragen, — eine Vorsicht, die ganz unnötig gewesen war, denn in nicht allzu langer Zeit war unser sämtlicher Viehbestand der Seuche erlegen.

Am Vormittag des oben angedeuteten Tages machten wir Halt, um erst nach den heißesten Mittagsstunden unseren Marsch fortzusetzen, denn Nachrichten von der Küste trieben mich zur Eile an.

Ich ging vom Lager nach dem nahen Flusse in Begleitung eines Herrn, der sich meinem Kriegszuge angeschlossen hatte und darauf brannte, seinen ersten Büffel zu schießen. Ich selbst trug keine Büchse bei mir, da ich nicht vorhatte, mich weit vom Lager zu entfernen. Etwa 300 Schritte davon kam ich an das Bett des Rua, dessen Ufer von einigen schattengebenden Bäumen eingefast war. Mein Begleiter hatte sich 50 Schritte von mir entfernt, als ich unter einem der Schattenbäume eine starke Büffelkuh gewahrte.

Ich rief — wohl etwas unvorsichtig, aber auf die Doppelbüchse meines Begleiters vertrauend: „Hierher gesehen, hier ist ein Büffel!“ und im selben Augenblick sprang die Kuh, obgleich sie, wie sich später herausstellte, schon von der Seuche ergriffen war, auf die Läufe und stürmte, das stark bewehrte Haupt niedergedrückt, in voller Flucht auf mich zu.

Das Gehörn der Büffelkuh ist länger und spitzer als das des Bullen, und dieser wirft auch wie unser Hausrind seinen Feind durch einen Stoß zu Boden und gebraucht dann als Waffe die mächtigen, harten Schalen der Vorderläufe, während die Kuh das spitze, lange Gehörn zum Stoßen und Aufreißen der Wunde und auch zum Hochwerfen ihres Feindes benutzt.

Ich war in einer höchst peinlichen Lage. Sechzig Schritte vor mir war die erboste Kuh im Begriff, mich anzunehmen, doch so, daß sie meinem Begleiter einen guten Blattschuß auf höchstens 70—80 Schritte bot. Auf meinen Ruf: „Schießen Sie!“ hörte ich das Knacken eines niederschlagenden Hahnes und auf mein weiteres,

dringenderes Auffordern zum zweiten Male das Abdrücken des Gewehres ohne folgenden Schuß. Der Herr hatte in beiden Läufen keine Patrone!

Das war ein kritischer Augenblick! Hinter mir, vom Lager her, riefen mir meine Offiziere zu, ich möchte fliehen. Als ich mich unwillkürlich umdrehte, gewahrte ich jedoch, daß sich, die Büchse in der Hand, ein Gewehrträger, der kleine Diener des später gegen die Wahehe gefallenen Leutnants v. Zitzewitz, in vollem Lauf näherte, und blieb deshalb, die Hand rückwärts streckend, das wütende Tier erwartend, stehen. Kaum fühlte ich den Lauf in der Rechten, als ich auch schon im Hochreißen den einen Hahn spannte und losdrückte, und fast im selben Augenblick rettete ich mich durch einen Seitensprung vor dem Anprall des Büffels, der dicht vor mir verendend zusammenbrach. Zweifellos hätte mich sonst das mitten zwischen die Lichter getroffene Tier im Sturze niedergeworfen.

Dies war also eine Büffelkuh ohne Kalb, nicht verwundet, nicht behelligt und noch dazu schon von der Seuche ergriffen. Nur auf meinen Ruf und Anblick hin hatte sie sich sofort auf mich geworfen und würde mich fraglos zu Tode geforkelt haben, wenn mich der kleine, umsichtige Gewehrträger, ich glaube, Pitti hieß er, nur zwei Sekunden später erreicht hätte, denn wenn ich den mir zugerufenen Rat meiner Offiziere befolgt hätte, wäre ich sicher verloren gewesen. Der ziemlich hochgebaute Bos-Kaffer Ostafrikas ist viel zu schnell und gewandt, um ihm, noch dazu auf offenem Gelände, entkommen zu können. Schon mancher Jäger hat, den Kopf verlierend, unter den Schalen oder dem Gehörn des wehrhaften Büffels sein Leben gelassen. Ich erinnere unter anderen an den preußischen Forschungsreisenden Harnier, der von seinen, beim Angriff des Büffels geflohenen schwarzen Begleitern später nur als ein Klumpen zerquetschten Fleisches und zermalmteter Knochen aufgefunden wurde. Schüsse, wie die an diesem Tage von mir mit so unmittelbarem Erfolge abgegebenen, sind auf dieses Wild selten; auch ist dazu eine Büchse nötig, deren Wirkung sicher nicht unter der des 500-Expreß-Rifle sein darf. Ich schoß meist in Afrika auf Büffel mit 577-Expreß.

Die Kosten der Aufregung im Lager während dieser Szene hatte natürlich mein jagdeifriger Begleiter, der mit ungeladenem Gewehr zur Birsche ging, zu tragen.

Bei der Fortsetzung des Marsches am Nachmittag kamen wir in immer mehr verseuchtes Gebiet, ja die Karawane mußte häufig einen Umweg machen, um dem furchtbaren Pesthauche anbrüchig gewordener Büffel auszuweichen, die überall auf der Ebene, von der Seuche niedergeworfen, umherlagen.

Kurz bevor wir unser Lager für die Nacht bezogen, wurde zur Rechten des Weges ein langgestrecktes, gelbes Tier hoch, trolte zuerst mit tiefgedrücktem Haupte dahin und ging dann in langen Fluchten vor uns über den Weg — eine Löwin, die dicht rechts am Wege eine Antilope gerissen hatte, und die von uns bei ihrer Mahlzeit gestört war. Zu spät erkannten wir bei dem schon dämmernden Lichte, was für ein Wild uns entgangen war. Schon bald nach Eintritt der Dunkelheit meldete sich die Räuberin wieder und rief den Gemahl, der von weiter Entfernung her antwortete, zu ihrem Riß. Leider war es uns unmöglich, dem Löwenpaar dort einen Besuch abzustatten, denn der Mond hatte sich mit dichtem Wolkenschleier umhüllt, und es fehlte daher das zu einer solchen Jagd nötige Büchsenlicht.

Dies war ein Tag, und nur ein Marschtag, nicht ein der Jagd geweihter in jenen Ländern, deren damals unermesslicher Wildreichtum heute schon ebenso abgenommen hat, wie in vielen anderen Gegenden Afrikas, und wenn man nicht bald mit aller Energie gegen das unverantwortliche mörderische Abschlichten des Wildes vorgeht, so wird in absehbarer Zeit die Steppe tot und öde, ohne Leben und Abwechslung sein und nicht mehr an so viele schöne, interessante Erlebnisse erinnern, vor allem aber den Karawanen nicht mehr den Unterhalt an Wildpret bieten, der es heute einzig ermöglicht, daß ein großer Teil der weiten Steppen passierbar ist. —

Der Leser möge nicht glauben, daß solche Tage, wie der soeben beschriebene, häufig sind. Er kann leicht an einem Tage zur richtigen Jahreszeit auf der offenen Steppe Tausende von Stücken Wild zählen, er kann dann aber auch manchmal wieder wochenlang marschieren, ohne nur ein einziges Stück, ja eine Fährte zu Gesicht zu bekommen.

Ich kann dreist behaupten, daß große Teile Afrikas an Wild ärmer sind als Deutschland, so z. B., wenigstens in den achtziger Jahren, das damals noch so bevölkerte südliche Kongobecken Zentralafrikas, wo reich bevölkerte, offene Gelände mit endlosen, finstern, toten Urwäldern, in denen nur der Elefant und das Wildschwein hausen, abwechseln.



Thomson-Gazelle.

Gazellen und kleine Antilopen.

Der Leser dieser Erzählungen wird nicht selten an Ausdrücken Anstoß nehmen, die das Weidmannsohr befremden, denn es ist schwer, unsere weidmännischen Bezeichnungen auch auf fremdes Wild zu übertragen. Ist der weibliche Elefant „Tier“, „Kuh“ oder gar (er gehört ja zu den Vielhufern) „Sau“? Ebenso das Nashorn oder Flußpferd. Letzteres wird hie und da mit „Hengst“ und „Stute“ unterschieden, da es ja Flußpferd heißt. Dem Aussehen nach ist es aber ein mächtiges Schwein, und trotzdem sagt man doch gewöhnlich Flußpferd-„Kuh“ und -„Bulle“. —

Die Grenze zwischen Hoch-, Mittel- und Niederjagd ist für fremdes Wild noch nicht gezogen, und am besten sagt man wohl: Groß-, Mittel- und Kleinwild.

Zum kleinen Wilde in Afrika rechnet man gewöhnlich die Gazellen und Zwergantilopen, zum Mittelwild die großen Antilopen, Zebra, Strauß etc. und zum großen Elefant, Nashorn, Flußpferd, Giraffe und Büffel.

Kleines Wild würde also umfassen: die Wald- und Sumpfböcke, Riedböcke, Ducker, Gazellen, Klippspringer, Steinböckchen und Zwergantilopen.

Die Sumpfböcke stehen in den Mangrove-Sümpfen und Deltas der Mündungen afrikanischer Flüsse, in feuchten Niederungen und an den Ufern von Flüssen, Seen und Lagunen.

Den Sumpfböcken in ihrer Lebensweise am nächsten kommen die hauptsächlich an Flußufern, in feuchten Wiesen und Schilfbeständen, weniger in großen Sümpfen stehenden Riedböcke. Ihnen folgen die im Urwald sowohl, als in dichtem Buschgelände lebenden Waldböcke, Zwergantilopen und Ducker und endlich die große Anzahl der verschiedenen Gazellen, die die Steppen, ja Wüsten bewohnen und mit der kargen, spärlichen Äsung der erbärmlichsten und trockensten Landstriche vorlieb nehmen, mit Ausnahme der schönen Palla (*Aepyceros melampus*), die Wald- und Parklandschaft bevorzugt.

Es gibt kein Gebiet in Afrika von der hungrigen Wüste bis zum üppigsten Urwald, wo sich nicht irgend eine Form des Wildes aus der Ordnung der Wiederkäuer heimisch fühlt, wo nicht die Jagd auf diese schönen und nützlichen Geschöpfe der Wildnis uns Freude und Erlolung bietet.

Die Sumpfböcke, von denen wir zuerst sprechen wollen, leben, wie es schon der Name sagt, überall in Afrika, wo Wasser das Gelände unpassierbar macht und stille, vor dem Menschen sichere Aufenthalte schafft. Sie sind so gebaut, daß die Belastung des Bodens durch ihr Gewicht eine gleichmäßig verteilte ist, und haben zum Beschreiten des weichen Bodens zum großen Teil lange und weit spreizbare Schalen, so daß sie mit jedem Schritt ein großes Stück der weichen Bodenoberfläche bedecken, um ein Durchbrechen zu verhindern. Auch der stelzende, wunderliche Gang zeigt, daß sie leicht und vorsichtig über die den lockeren Sumpf bedeckende Grasnarbe hinwegschweben.

Da Feuchtigkeit im heißen Klima stets einen üppigen Pflanzenwuchs hervorruft, so leben sie auch meist in dichtem, unüberschaubarem Gebiet, in dem ihnen nur sehr schwer von ihren Feinden beizukommen ist.

Der große Räuber, der Löwe, kann in dem nachgiebigen Boden nicht seine zwei oder drei ersten mächtigen Fluchten ausführen, mit denen er seine Beute zu erreichen strebt, und nur der gewandte Leopard ist imstande, auch in dem weichen Boden zu jagen.

Vor Wildhunden, überhaupt vor den der Canis-Familie angehörenden Räufern, sind sie ziemlich sicher.

Man sieht den Sumpfbock fast nur bei einer zufälligen Begegnung, wenn man auf den vielen Wasserarmen, die gewöhnlich die Mangrovedickungen durchkreuzen, im Boot oder Kanoe reist, oder sich an einer, besonders gute Äsung aufweisenden Stelle, auf der man seine Fährten findet, am Abend oder Morgen



Reedbuck.

ansetzt, denn zu anderer Tageszeit hat er sich auf einer trocken gelegenen Stelle in dieser dicht verwachsenen Wildnis niedergetan. Von der Jagd auf den Sumpfböck ist also nicht viel zu erzählen. Er ist besonders vorsichtig auf jedes Geräusch, das jede Bewegung des Feindes in dem weichen Boden hervorruft, und auch seine Witterung ist gut. Schnell ist er aufgeschreckt und im Dickicht oder in einem tiefen Graben verschwunden, und ein Verfolgen ist natürlich ausgeschlossen, denn der Mensch kann meistens kaum den Standort der Sumpfböcke betreten.

Wer unser Wild erlegen will, soll in einem kleinen Kanoe, begleitet von nur einem Neger, der sich in dem Gewirr der Wasserläufe zwischen den Mangrove-Inseln zurechtzufinden weiß, geräuschlos dahinfahren, die Büchse stets zur Hand, um einen schnellen Schuß abgeben zu können, oder wie schon vorher erwähnt, sich ansetzen.

Schon leichter jagt sich der nächste Verwandte, der Waldböck, auf dessen von Dunkelbraungrau bis ins helle Rot gefärbter Decke sich eine hieroglyphenartige, weiße Zeichnung wunderbar abhebt und sie zu einer sehr schönen macht.

Auch der Waldböck verlangt viel Wasser und ist daher auf trockenem Gelände kaum zu treffen. Das spiralförmig gedrehte Gehörn ist ein zierlicher Schmuck, der der größeren Arten sogar ein recht stolzer.

Auch ihm, dem Waldböck, bin ich abends vom Lager aus, in bedecktem Gelände bummelnd, am häufigsten begegnet. Er tritt dann gerne aus dem dichten Schatten des ihn am Tage vor der Sonne schützenden Waldes heraus und hält auch, wie unser Rehböck, ziemlich regelmäßig seinen Wechsel.

Ich sah ihn immer nur allein oder begleitet von einem weiblichen Stück, und niemals, den Sumpfböck ebenfalls nicht, in Rudeln. Er führt bis auf die kurze Zeit der Brunft ein einsames Leben in Dickichten, in denen er wohl am meisten mit dem Wildschwein zusammentrifft und sich hauptsächlich vor dem Leoparden zu schützen hat. Der Mensch ist ihm kein so schrecklicher Feind wie den anderen Antilopen, besonders der Neger nicht, denn die beiden bisher genannten Arten werden von den meisten Stämmen Afrikas nicht gejagt, ja es gibt Stämme, die eine abergläubische Furcht vor diesem Wilde haben, besonders vor dem mit Hieroglyphen gezeichneten; so konnte ich z. B. in Westafrika in dem großen Gebiete der Lunda, Kioque und Massongo auch für noch so holte Belohnung keinen Eingeborenen bewegen, einen geschossenen Waldböck oder Sumpfböck, ja nicht einmal deren Decke zu berühren; denn der Aberglaube gaukelte diesen Stämmen vor, daß die Berührung Pocken oder sonstige Hautkrankheiten hervorruft.

Das Wildpret des Sumpfböckes gehört nicht zu dem besten und ruft wohl infolge der Sumpffäulnis Verdauungsstörungen hervor. Das des Waldböckes aber ist gut und zart und hat mich stets an das des Rehböckes erinnert.

Einst schoß ich eine Hieroglyphen-Antilope, deren ganzer Nacken und Vorderücken kaum vernarbte, furchtbare Wunden zeigte, die fraglos von den Fängen eines Leoparden oder Luchses herrührten, den sie meiner Ansicht nach im Dickicht unter Ästen abgestreift hatte.

Der nächste Verwandte dieser beiden genannten Arten, der Riedböck, zeichnet sich durch sehr begehrtes Wildpret aus, das ich sogar dem des Rehböckes vorziehe. Er wird infolgedessen überall, besonders aber vom Europäer, häufig gejagt. Seine hübsche

gelbe Decke eignet sich sehr zum Bettteppich und sie ist so leicht zu bearbeiten und so weich, daß die Eingeborenen sich vielfach Schurzfelle aus ihr verfertigen. Fast jeder Europäer, der in Afrika gejagt hat, bringt die nach vorn gebogenen, spitzen, massiven, aber kurzen Gehörne mit nach Haus, die man umgekehrten Gemskrickeln vergleichen kann, also solchen, die nach vorn gebogen sind, aber etwas geringere Biegung haben.

Ob unsere Antilope trotz des bei richtiger Verwendung so gefährlichen Gehörns von ihm als Waffe Gebrauch macht, ist mir zweifelhaft. Gegen Schakale und kleines Raubzeug wird sie ihre Kälber auch mit den Schalen verteidigen.

Wie Wild sich benimmt, das noch keine Bekanntschaft mit der Feuerwaffe gemacht hat, zeigte mir nachstehende Beobachtung an Riedböcken. Als ich am Nyassa für meine große Karawane viel Fleisch gebrauchte und mit einem Begleiter einen mit einem schmalen sumpfigen Wiesenstrich eingefassten Bach entlang weidwerkte, kamen wir bis auf dreihundert Meter an drei Riedböcke heran.

Ich schoß zuerst und einer der Böcke brach im Feuer zusammen, ohne sich weiter zu rühren. Die beiden andern, die dicht neben ihm standen, warfen auf, schlugen sich das Gehör um das Haupt und pflüßten mit einem scharfen, durchdringenden, weit hörbaren Laut, ohne an die Flucht zu denken.

Da gab mein Begleiter den zweiten Schuß mit demselben Erfolge ab und trotzdem blieb das noch übrig gebliebene Stück stehen, schlug ärgerlich mit der zierlichen Schale den Boden und pflüßte und äugte erstaunt umher, bis ich es mit dem dritten Schuß, der genau dieselbe Wirkung hatte, niederlegte.

Als wir hinzutraten, lagen alle drei Böcke, wie zur Strecke hingelegt, in einer Reihe neben einander, mit den Häuptern nach einer Richtung.

Der Riedbock scheint mir nicht sehr scharf ausgebildete Sinne zu haben und ist deshalb in schnell bevölkerten Landstrichen sehr bald ausgerottet worden, so in ganz Südafrika, wo er nur noch in englischen Gegenden als „royale game“ (königliches Wild) geschont wird. Es wäre sehr wünschenswert, diese in vieler Beziehung, besonders auch durch das sehr schöne Wildpret, unserem Rehbock so ähnliche Antilopenart zu erhalten.

Der schöne, hellgelbe Riedbock, mit dem schlohweißen Unterleib und zierlichen Gebaren, kommt fast überall in Afrika vor, wo weiche Wiesen mit Schilfbestand auftreten. Da, wo man dem Raubwild und ganz besonders dem Leoparden scharf zu Leibe geht, würde es ein Leichtes sein, ihn zu erhalten, wenn man für das weibliche Wild eine viermonatliche Schonzeit zur Aufzucht der Jungen anordnet, oder besser noch, es überhaupt schonen würde.

Die Riedgeiß trägt kein Gehörn und ist daher leicht zu erkennen und zu schonen, was nicht unwesentlich für die Erhaltung dieses schönen Wildes ist, das sich gewiß auch in bevölkerten Gegenden leicht halten läßt.

Auch Wildschaden ist von ihm kaum zu fürchten, da es sehr ungern aus der feuchten Niederung heraustritt, wo es die zarten Spitzen des Schilfes, der Binsen und der saftigen Gräser abäst. Es könnte in Afrika das werden, was bei uns der Rehbock ist.

Von den kleinsten Antilopen, den zierlichen Miniaturgeschöpfen, den Zwergen der Wiederkauer, ist deshalb nicht viel zu sagen, weil sie sich immer im dichten, schützenden Strauch- oder Buschwerk verbergen und nur wie ein Geist vorüberhuschend sich dem Jäger zeigen.

Sie werden von den Eingeborenen sehr viel, aber fast nur mit Netzen gejagt, denn die Waffen des Negers schießen nicht so genau, daß sie gegen ein so kleines, bewegliches Geschöpf von Wirksamkeit sein könnten, und auch der Europäer, selbst der beste Schütze, wird den Schuß mit der Büchse auf dieses Wild bald aufgeben, und zwar nicht nur, weil der Schuß zu schwer ist, sondern besonders auch, weil die Kugel dieses zierliche Wild, das in einigen Spielarten kaum stärker als ein Hase ist, zu sehr zerreißt.

Diese reizenden Tiere, deren Läufe nicht stärker als ein Bleistift, und deren Hörnchen nicht länger als das äußerste Glied des kleinen Fingers und meist ganz dünn und nadelspitz sind, schützen sich nicht nur dadurch, daß sie überhaupt in undurchsichtigem Gelände stehen und offene Stellen in ihrer dichtbewachsenen Heimat in leichten, weiten Fluchten durchmessen, sondern auch, daß sie sich in Gefahr niederduckten, um sich dem Auge des Feindes zu verbergen.

Trotzdem wird aber die Jagd auf diese kleinen Geschöpfe dadurch ergiebig, daß sie dort, wo sie heimisch sind, oft in großer Anzahl stehen.

Wenn man später erst einmal einen guten Jagdhund in den tropischen Gebieten haben wird, einen Hund, der nicht, wie heute alle hinübergebrachten, seine Nase verliert, sondern vielleicht durch Kreuzung mit dem Wildhund, der sich durch die schärfste Nase vor allen Räubern der Wildnis hervortut, ein brauchbarer Begleiter des Jägers



Zwergantilope.

geworden ist, dann wird man nicht so häufig mehr an den kleinen, scheuen Tieren vorbeilaufen und eine ebenso interessante, wie erfolgreiche Jagd haben.

Bei diesen Antilopen ist das weibliche Wild von dem männlichen kaum zu unterscheiden und es wird daher nötig sein, für diese Zwerge eine Schonzeit festzusetzen, wenn man sie erhalten will, was mir sehr ratsam erscheint, da ihr Wildpret sehr gut und zart ist.

Natürlich muß sie der Jäger mit der Flinte jagen und dann dürfte diese Jagd am meisten Ähnlichkeit mit der heimischen auf Hasen vor dem Hunde haben, denn wie bei dieser wird langes Besinnen nicht zum Ziel führen.

Meine erste Zwergantilope schoß ich leider mit der Kugel, die das kleine Wild vollständig in zwei Teile riß, die nur noch an einem Stückchen Decke am Rücken zusammenhingen.

An der Ostküste werden in einigen Gegenden, z. B. bei Tanga, häufig Massen dieser kleinen Wildart zu Markte gebracht.

Die Eingeborenen treiben dicht verwachsene Gebüsch nach der Richtung, wo sie Netze aufgestellt haben und schlagen dann die Tiere, die sich im Garn fangen, mit Stöcken tot. Ich hoffe aber, daß diese Jagd, wenn erst die Bestimmungen der Tiererschutz-Konferenz in London durchgeführt sind, aufhören wird, denn jeder Gebrauch von Stellnetzen ist darin verboten.

Diesen Liliputanern unter den Antilopen am ähnlichsten sind die Ducker, deren Name schon ihr Gebaren andeutet, wenn sie sich verfolgt wissen. Da sie ihren Aufenthalt nur dort wählen, wo ihnen die Bewachung des Bodens sowohl durch Dichtigkeit als auch durch dieselbe Farbe, wie sie ihre Decke hat, sichere Verstecke bietet, hat sie der afrikanische Jäger wohl nur bei zufälliger Begegnung erlegt, oder dann, wenn er sie sich zutreiben ließ. Auch auf dieses Wild wird einst die Jagd mit einem guten Vorstehhunde ein beliebter Sport werden.

Nach den kleinsten Repräsentanten der zahlreichen Familie der Antilopen will ich der elegantesten und vielleicht schönsten Erwähnung tun, der Gazellen.

Die hohe Poesie der Blütezeit der Araber, deren leuchtendstes Motiv die Schönheit des Weibes ist, hat nicht ohne vollen Grund dieser wundervollen Schöpfung der Natur, der Gazelle, einen Vergleich entlehnt, der jedem, der die Gazelle kennt, wahrhaft getreu erscheinen muß — ich meine das Licht der Gazelle, mit dem der Dichter das Auge der schönen Semitin vergleicht. Die tiefe, dunkelbraune Färbung mit dem sammetartigen Ton des Gazellenauges fällt dem Beobachter zuerst und am meisten auf.

Das Licht hat etwas Scheues, Flehendes, ja man könnte fast sagen, Frommes. Es gibt dem Beobachter Rätsel auf, die er in seinem tiefsten Innern zu lösen suchen möchte.

Aber auch die zierliche Gestalt, die feinen, wohlgeformten und doch sehnigen Glieder, die Zierlichkeit und überraschende Kraft der Bewegungen, die schöne Färbung — dies alles macht fraglos die Gazelle zu einer der herrlichsten Zierden der Schöpfung und ringt selbst dem wildesten Jäger nach der Erlegung ein gewisses Bedauern ab.

Vornehm und reizvoll ist es eigentlich nur, diese wunderschönen, zierlichen Geschöpfe auf dem Rücken des edlen Rosses mit dem schnellen, edlen Hund oder dem stolzen, kühnen Falken zu jagen, wie es in Persien, in Arabien und in Kordofan



Von wilden Hunden gehetzte Springböcke.



Von wilden Hunden gehetzte Springböcke.

geschieht. Aber es gehört schon das edle, schnelle Pferd der diese Länder bewohnenden Stämme dazu, der mit den schnellen Läufen spielenden Gazelle zu folgen, und leider kann man in den heißen Teilen Afrikas kein Reittier halten, das sich zu einer Gazellenjagd aus dem Sattel eignen würde.

Auch in Südwestafrika habe ich es versucht, mit dem dortigen Jagdpferd die daselbst verbreitetste Gazelle, den schönen Springbock, zu jagen und zwar mit dem Speer, mußte es aber aufgeben, weil die Schnelligkeit der Pferde hierzu nicht ausreichte und mich bescheiden, die erste Unschlüssigkeit vor der Flucht zu benutzen, um so schnell als möglich an das Wild heranzusprengen, dann abzuspringen und den Bock zu schießen.

Der Artenreichtum der Gazellen ist groß; leider sind auch einige Arten ihrer Gattung so übermäßig schlank gebaut, so leicht und flüchtig, daß sie Zerrgestalten geworden sind.

Eins der reichsten Gazellenländer ist das Somaliland. Hier gibt es die beiden Arten, die das Höchste erreichen an Überschlankheit, die *Gazella Walleri* und die *Amodorcas Clarkei*. Ein hervorragender Tierbeobachter möchte sie wegen ihres langen, dünnen Halses und schmalen, spitzen Kopfes, Giraffengazellen genannt wissen, eine Benennung, der ich mich nicht anschließen möchte, denn zum Glück haben sie nicht den überbauten Körper der Giraffe, durch den diese in der Flucht schwerfällig erscheint.

Die erstere der beiden kenne ich nicht. Die letztere habe ich in den Steppen am Fuße des Kilima Ndscharo geschossen. Hier sah ich einst, als ich an der Spitze meiner Karawane marschierte, ein kleines Rudel von noch nie gesehenem Wild vor mir. Auf unverhältnismäßig langen Läufen ruhte ein unverhältnismäßig langer, eng zusammengeschnürter Leib, auf diesem ein übermäßig dünner Hals mit einem langen, schmalen Kopf, der bewehrt war mit einem Gehörn, das eigentlich sonst an keine Gazelle erinnert, sondern durchaus dem Riedbockgehörn gleicht und nur etwas schlanker ist.

Als dieses windige Wild uns wahrnahm, fing es an zu trolten und setzte mich und meine Begleiter durch den unbeschreiblich hohen und schaffenden Trab ins äußerste Erstaunen.

Die langen Läufe schienen den Boden kaum zu berühren, und wie, ich möchte sagen, vom Wind geweht, schwebten die Geschöpfe über die Steppe.

Einige Schüsse, die sehr dicht am Wild vorbeipfiffen, hatten die Wirkung, das Rudel wenige Fluchten zum Galoppieren zu zwingen, aber bald fiel es wieder in den enorm schaffenden, schwebenden Trott zurück.

Bald darauf erlegte ich eine dieser Antilopen und konnte jetzt meine Neugierde befriedigen.

Natürlich gibt es Übergänge von der eben beschriebenen zu den schöneren, proportionierter gebauten. Die Soemmerings-Gazelle, die Berberana und andere kommen schon in ihrem Bau den echten, eigentlichen Gazellen, dem Springbock, der Swalla oder Palla und endlich den etwas kleineren, den arabischen, ägyptischen und nordafrikanischen Gazellen nahe. Letztere bewohnen hauptsächlich die Wüsten und Steppen Nordafrikas und Arabiens und ich habe sie im Sinaigebirge und Oberägypten beobachtet.

In der größten Anzahl, ja geradezu zu vielen Tausenden, habe ich den Springbock in Südwestafrika gesehen. Wir konnten häufig vom Sattel herab Tausende

erkennen und sahen dann noch, wie weiterhin auf der Ebene, allmählich verschwimmend, alles von den prachtvollen, rot- und weißgefärbten, eleganten Tieren belebt war. Häufig waren die reizenden Geschöpfe so dumm und neugierig, daß wir sie aus dem Sattel oder vom Ochsenwagen aus schießen konnten, meistens mußten wir aber dem Pferde die Sporen geben und im vollsten Lauf auf das Rudel los rennen.

Dann zeigte sich zunächst in dem ganzen Rudel eine gewisse Unentschlossenheit bezüglich der Richtung der Flucht. Alles trollte durcheinander, bis endlich einige Stücke den Weg gezeigt hatten und sich die andern anschlossen.

Dies war der Augenblick, in dem man durch einen kurzen Ruck dem abgerichteten Jagdpferd das Zeichen zum Stehen gab, was bei gut geschulten Pferden bald so schnell und hart geschieht, daß man mehr aus dem Sattel fliegt als springt.

Dann heißt es, sobald man festen Boden unter den Füßen hat, die Büchse an die Backe und feuern, bevor noch das Hochschnellen der „tanzenden“ Gazelle (Euchore), das hauptsächlich ihr und einer indischen (Blackbock) eigentümlich ist, den Schuß erschwert.

Dies eigentümliche Hochwerfen im vollen Lauf ist nur, wie gesagt, den beiden eben genannten und, wenn auch nicht in gleichem Maße, der Palla und dem Bunt- und Bläßbock eigen und sieht aus, als ob das leichte Tier, wenn es sich 2 bis 3 Meter hoch in die Luft geworfen hat, die Läufe schlaff hängen ließe, um sie erst wieder anzuspannen, wenn es festen Boden unter sich fühlt. Ich denke mir, daß das Wild die Sprünge macht, um hoch in der Luft bessere Übersicht über das in der Flucht die Aussicht beschränkende Gras der Steppe zu haben.

Die so viel beschriebenen Wanderungen der Springböcke in Trupps von vielen Hunderttausenden habe ich zwar nicht gesehen, halte sie aber für möglich, denn ich weiß, daß manchmal die vielen Tausende dieser schönen Gazellen plötzlich aus einer Gegend verschwunden sind und daß ihre Wanderung nach derselben Richtung vor sich geht. Wo Höhenzüge oder Gebirge, die das Tier sehr ungern betritt, oder auch nur dichtere Bodenbestockungen Engpässe für unser Wild bilden, da mögen dann wohl diese lebendigen Ströme von Tausenden zu Hunderttausenden anschwellen.

Jeder kennt das schöne, elegant geformte Gehörn des Springbockes und jeder Jäger weiß, daß es eine dem schönen, buntgefärbten Wilde würdige Jagdtrophäe ist.

Das Wildpret des Springbockes ist, wie das aller Gazellenarten, ausgezeichnet, vielleicht jedoch etwas trockener als das unseres Rehes, und für die großen Buren-trecks ein wichtiges, ja sie häufig vor Hungersgefahr schützendes Nahrungsmittel — und wird es heute noch besonders auch in nächster Zeit sein, wo gewiß wieder ein Buren-treck vor sich gehen wird, wenn die englische Armee in Transvaal Herr bleiben sollte.

Ein Jammer wäre es, wenn auch dies Tier, wie schon so viele ausschließlich Südafrika bewohnende, vernichtet würde. Die nördliche Verbreitungsgrenze des Springbockes geht nicht einmal bis zum Zambesi, und so ist eigentlich ihr Gebiet schon heute im Bereich der neuen Kultur Südafrikas. Nur die Steppen und Wüsten Südwestafrikas bieten ihm noch Schutz und Ruhe, und ich hoffe sehr, daß diese Steppen, die wegen ihres Wassermangels dem vordringenden Menschen schwere Hindernisse in den Weg legen, noch lange dieser schönen Gazelle ein sicheres Heim sein werden.

Die ebenso schöne, als nützliche Pallagazelle unterscheidet sich wesentlich von allen Verwandten durch ihren Stand und in Verbindung damit durch ihre Lebensweise.



Palla-Gazelle.



Palla-Gazelle.

Sie bevorzugt lichten Wald oder Parklandschaft und im ganzen Süden und Osten Afrikas, d. h. im Süden, wo sie noch nicht ausgerottet ist, trifft man die Swalla oder Palla, wo grasige Ebenen mit Waldparzellen wechseln.

Diese Gazelle ist also die einzige, bei welcher der Jäger nicht nur Freude an der Schönheit des Wildes, sondern auch an der des Standortes, einer dem Auge reiche Abwechslung bietenden Landschaft, hat, und da Parklandschaft auch andere Antilopenarten, wie die schöne Pferdeantilope, das Gnu und den Kudu anzieht, so ist meist der Standort der Swalla ein Dorado für den reisenden Jäger.

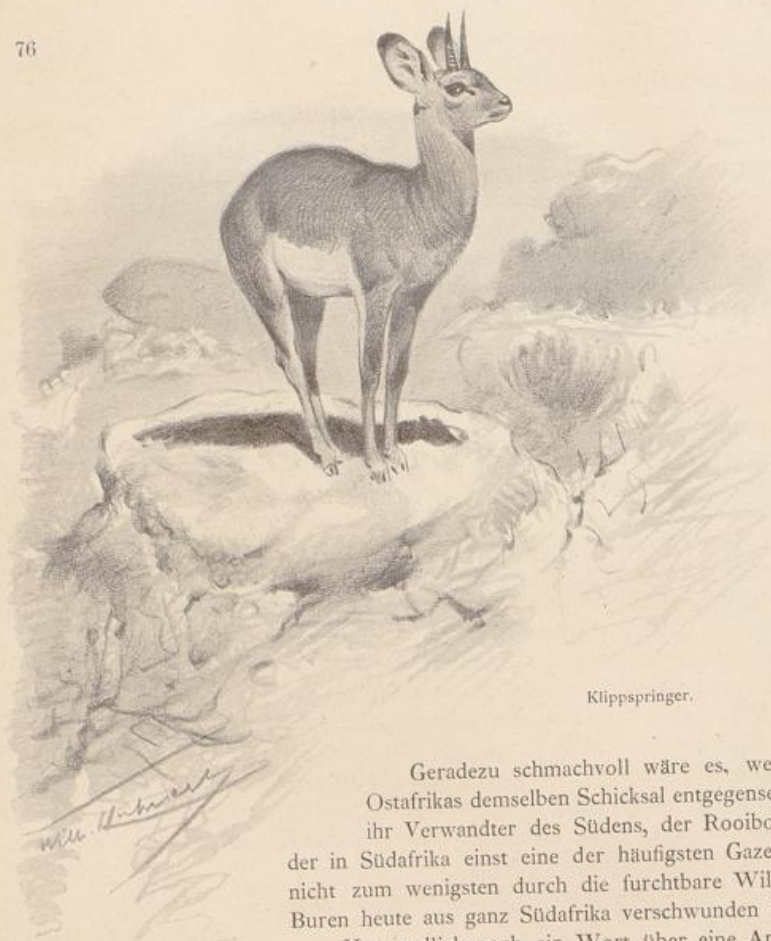
Welch wundervolles Bild, wenn am Abend die letzten Sonnenstrahlen die Wildnis mit zarten Farben übergießen und aus dem Rande des lichten Hochwaldes ein Rudel bunter, zierlicher Geschöpfe auf die saftiggrüne Wiese tritt. Man kann sich nicht satt sehen an dem prächtigen Gemälde. Das Licht der scheidenden Sonne, die vielfarbige, in tiefen, satten Tönen sich ausbreitende Flora der Tropen und das das Auge des Jägers erfreuende Wild mit seiner schönen, bunten Decke, seiner eleganten Form und seinen leichten, zierlichen Bewegungen — ein Stück des Paradieses, wie es sich die Phantasie des Menschen nicht herrlicher ausmalen und nur den unberührt lassen kann, dem das Gefühl für Naturschönheiten versagt blieb.

Wie müßte sich die Swalla für schön angelegte Parks eignen! Wie bei keinem anderen Wild vereinigen sich bei ihr Farbe, Form und Auftreten zu einem entzückenden Wesen. Die Swalla scheint mir ganz besonders zart, ähnlich wie unser Reh, zu sein, denn ich habe Stücke mit verhältnismäßig leichten Schüssen unterm Feuer zusammenbrechen sehen, die anderes afrikanisches Wild, z. B. den Springbock und alle anderen Gazellen der Wüste oder Steppe, noch nicht annähernd auf die Decke gebracht hätten. Besonders der Springbock verträgt sehr schwere Verwundungen.

Ich möchte die mehr oder weniger große Unempfindlichkeit gegen Schüsse auf folgende Weise erklären und glaube damit das Richtige zu treffen. Alles Wild der trockenen Ebene, das naturgemäß hauptsächlich trockene Äsung nimmt, ist zäher als das Wild des Waldes oder feuchter Standorte. Jene schöpfen sehr viel seltener Wasser, ja einige Arten sogar im ganzen Jahre kaum einmal; sie löschen ihren Durst häufig an Früchten, besonders einer Kürbisart und auch an wasserhaltigen Wurzeln. Die den Wald oder Sumpf bewohnenden Antilopen nehmen gewiß sehr häufig zu ihrer so wie so schon saftigen Äsung Wasser und scheinen mir im ganzen nicht so zäh und widerstandsfähig zu sein wie jene.

Ist es nicht auch beim Menschen dasselbe? Wie viel zäher, härter und widerstandsfähiger ist der Bewohner der Wüste oder Steppe als der des Urwaldes. Es läßt sich dies natürlich am leichtesten bei Stämmen beobachten, deren Lebensweise noch nicht durch die Kultur verallgemeinert worden ist.

Daß diese Behauptung unbestreitbar, wird man aus jeder Reisebeschreibung entnehmen können und zeigt sich am besten im Kriege. Der Wüstenbewohner muß durch anstrengende Jagd oder harte Arbeit der Natur unter großer Mühe und vielen Entbehrungen seinen Unterhalt abgewinnen. Dem Bewohner des Urwaldes reicher, üppiger Tropengegenden wächst sein Unterhalt fast in den Mund. Er kennt deshalb viel weniger die Härte des Lebens und ist infolgedessen nicht so widerstandsfähig. Ebenso ergeht es auch den anderen Geschöpfen, dem Wild.



Klippspringer.

Geradezu schmachvoll wäre es, wenn die Swalla Ostafrikas demselben Schicksal entgegensehen sollte, wie ihr Verwandter des Südens, der Rooibock der Buren, der in Südafrika einst eine der häufigsten Gazellen war und nicht zum wenigsten durch die furchtbare Wildmörderei der Buren heute aus ganz Südafrika verschwunden ist.

Nun endlich noch ein Wort über eine Antilope, die in ihrer Art ganz allein dasteht, die ich vielleicht bei den Zwergantilopen hätte erwähnen sollen, die aber durch ihre Lebensweise doch von jenen auch für den Jäger unterschieden werden muß. Es ist dies der Klippspringer, eine ebenso zierliche als gedrungene, starke, kleine Antilopenart, ein Felsen- und Gebirgstier, das es im Klettern und Springen mit allen Wildziegen und Wildschafen aufnimmt.

Der Klippspringer kommt in ganz Süd- und Ostafrika bis Abessinien hin vor, wo er mit dem Steinbock zusammen in nackten, zerrissenen Gebirgen steht.

Wo immer in diesen Teilen Afrikas Gebirge mit Felsenbildung auftreten, kann man auch auf den Klippspringer rechnen.

Keine andere Antilope zeigt sich in ihrem Äußeren so für ihren Aufenthaltsort angepaßt wie diese. Sie ist kurz gedrungen gebaut wie der Steinbock und hat besonders harte Schalen. Ich habe diese Felsenantilope nur zufällig während des Marsches erlegt. In ihrem Bereich hält sich kaum anderes jagdbares Wild außer dem Leoparden auf,

der diese steinigen Gebiete jedoch nicht der erwähnten Antilope, sondern der Paviane wegen bewohnt, die ebenso wie jene fast überall sich aufhalten, wo Felsenwildnisse zu finden sind.

Das Steinböckchen, dem beschriebenen sehr ähnlich, habe ich nur in Südwestafrika erlegt, jedoch kommt es auch in Ostafrika vor. Ich schoß den ersten Bock nicht in Felsen, sondern in einer wüstenartigen, sandigen Steppe, in der hier und da Felsblöcke und Felsgeröll aufgehäuft waren, und dies scheint mir auch der Lieblingsaufenthalt des Tieres zu sein. In der Färbung ist es rötlicher als der dem Reh im Winterhaar ähnlich gefärbte Klippspringer.

Die rötlich gelbe Farbe des Steinböckchens harmoniert mit der des Sandes, auf dem ich es antraf. Es war bei den Spitzkoppjes, wo heute schon verschiedene europäische Niederlassungen sind, und der mich führende Hottentotte sagte mir, daß es nur unten in der Sandwüste zwischen dem Felsengerölle vorkomme und nicht hinaufsteige auf die imposanten nackten Felsen der Koppjes, während weiter oben der Klippspringer stehe.

So habe ich im großen Ganzen jede Familie der kleineren Antilopenarten berührt. Die Zahl der Spielarten ist sehr groß und einen Teil derselben kenne ich besonders aus dem Grunde natürlich selbst nicht, weil mir Afrika nördlich des Äquators nur sehr wenig bekannt ist.

Alle diese Tiere, die fast sämtlich das Auge jedes Jägers durch ihre prächtige Erscheinung erfreuen, könnten so leicht erhalten werden. Sie alle werden niemals Wildschadens wegen lästig fallen, die meisten bewohnen unfruchtbare, wertlose Gebiete, Sümpfe, trockenes Dornendickicht, Felsenwildnisse, Steppen oder Wüsten, und können infolgedessen durch ihr Wildpret nur als nützliche Jagdtiere bezeichnet werden.

Leider ist es bei manchen Arten schwer, das weibliche Wild zu erkennen, da auch dieses Gehörne trägt. Dieselben sind aber stets feiner und geringer und bei einiger Fürsorge wird es der Jäger doch vermeiden können, weibliches Wild zu schießen. Schon das allein und eine kurze Schonzeit würden sicherlich genügen, diese edlen, schönen Geschöpfe noch lange zu erhalten.



Ein Jagdtag am Elefant-Marsh.

Neuntausend Trägerlasten brachte ich von der Zambesi-Mündung, wo sie, von Hamburg kommend, gelöscht waren, den Zambesi und Schire aufwärts bis zum Nyassa-See, wo der „Hermann von Wissmann“ heute noch als größtes und seetüchtigstes Dampfboot auf diesem achtzig deutsche Meilen langen und zehn deutsche Meilen breiten See gute Dienste tut und die dortigen Stationen mit seinen Einnahmen erhält.

Natürlich hatte ich nicht für jede dieser Lasten einen Träger, sondern sie wurden auf allerhand hierzu erfundenen kleinen Fahrzeugen von acht bis neunhundert Negern um die Wasserfälle des Schire, die auf eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen den Wassertransport unterbrechen, herumbefördert.

Schwer war es, eine so große Anzahl von Schwarzen zu bekommen, denn auch die Engländer brachten damals gerade zwei kleinere Dampfboote nach dem See, noch viel schwerer aber, sie zu verpflegen, denn es war im Lande selbst fast eine Hungersnot gewesen. Da kamen uns denn die zum Teil ganz außerordentlich wildreichen Gebiete an den Ufern des Schire sehr zu statten, und ich glaube, daß es nicht zum wenigsten unserer Jagdbeute zu danken war, daß wir immer genügend Mannschaften hatten, denn Fleisch ist für den Neger die höchste Delikatesse.

Im Elefantensumpf (Elefant-Marsh der Engländer), einer auf viele Quadratmeilen sich ausdehnenden, einen großen Teil des Jahres sumpfigen Niederung, auf der allerdings die früher häufigen Elefanten bis auf seltene Besuche aus anderen Gegenden verschwunden waren, schlugen wir unseren Hauptjagdplatz auf, da die Niederungen immer noch von zahllosen Büffeln, Gnus, Wasserböcken, Hartebeestern und anderem Wild bevölkert waren.

Zwei, zu Zeiten drei meiner Offiziere und ich hatten uns hier für einige Wochen festgesetzt, um täglich eine Anzahl, wenn möglich natürlich nur männliches Wild zu schießen, und einige zwanzig Neger waren damit beschäftigt, unausgesetzt in der Sonne und an Feuern Wildpret zu dörren. Ganze Bootsladungen von diesem Nahrungsmittel schickten wir von hier aus den Schire auf- und abwärts, wo mit dem Transport beschäftigte Teile meiner sehr großen Expedition ihr Lager hatten.

Das einzige Unangenehme einer solchen Jagdexpedition zu praktischen Zwecken ist der nicht sehr verlockende Geruch, der natürlich stets ein Lager verpestet, in dem viel Wild zerlegt und präpariert wird. Leider mußten wir bald davon absehen, das häufigste Wild, Wasserböcke, und das massigste, Flußpferde, zu schießen, obwohl das Jagen der letzteren hoch erwünscht für die Sicherheit des Schire war, weil diese riesigen Wasserbewohner schon mehrfach Fahrzeuge umgeworfen und auch einige Boote meiner Expedition angegriffen und beschädigt hatten.

Wir machten nämlich die Erfahrung, daß nach öfterem Genuß dieser beiden Arten von Wildpret unsere Leute stark an Verdauungsstörungen litten.

Doch nun zu dem Tage, den ich hier bei der Erzählung im Auge habe.

Beim ersten Tageslicht brach ich, begleitet von einem meiner Offiziere und ungefähr zwanzig zum Tragen des erlegten Wildes dienenden Schwarzen vom Lager auf. Bald gewährte ich im noch niederen Uferschilf des Schire einen Riedbock, eine Antilope von der Größe unseres Damhirsches, deren Wildpret mit zu dem besten gehört, das ich kenne. Unglücklicherweise schoß ich den Bock laufflahm, und leider gelang es mir nicht, noch einen zweiten Schuß anzubringen. Ich folgte mit meinem Begleiter in der Richtung, in der der kranke Bock verschwunden war, und er kam uns auch bald wieder zu Gesicht, wenn auch zu weit, um mit Aussicht auf Erfolg schießen zu können.

Während er bisher natürlich nach uns hin gesichert hatte, war es auffallend, daß er jetzt nach der entgegengesetzten Richtung verhoffte, mehrfach schreckte und bald auf drei Läufen flüchtig wurde. Nach der Ursache dieser plötzlichen Änderung in dem Benehmen des Wildes ausschauend, gewährte ich in ungefähr 500 Meter Entfernung drei Tiere im mittelhohen Gras, die ich mit Hilfe meines Glases als Löwen erkannte. Ein alter Herr mit fast schwarzer Mähne, eine ausgewachsene Löwin und ein junger Löwe mit erstem Ansatz zur Mähne waren an einem Wild beschäftigt, und zwar an einer Büffelkuh, welche ich am Abend vorher geschossen, aber bis auf das Gehörn liegen gelassen hatte, weil das Tier krank und verseucht aussah.

Es herrschte in dieser Gegend damals gerade die Rinderseuche, die zum Glück hier den Büffelbestand nicht so mitgenommen hatte, wie z. B. im Norden Deutsch-Ostafrikas. Im Halbkreis um die hungrige Löwenfamilie saßen, wie es uns schien, ein Leopard, jedenfalls aber zwei Hyänen, respektvoll wartend, bis der Herr der Wildnis ihnen die Reste seiner Mahlzeit überlassen würde.

Mein Begleiter, der einige hundert Schritt seitwärts von mir ging, war auf das Raubwild nicht aufmerksam geworden, und da ich fürchten mußte, daß er es, wenn er weiter ging, verjagen würde, so piff ich scharf auf dem Finger und bedeutete ihm, niederzuknieen.

Leider war der Piff, obwohl gegen den Wind, auch von den Löwen gehört worden, denn alle drei sicherten nach mir hin. Bald aber hatten sie sich beruhigt und waren wieder mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, so daß es mir und meinem inzwischen herangekommenen Begleiter gelang, noch gute hundert Meter näher heranzubirschen.

Da kamen leider die mich zum Wildprettragen begleitenden Soldaten schwatzend und lachend hinter uns auf eine Geländewelle und machten die Löwen wieder rege. Folglich half kein Zögern mehr und wir versuchten laufend so nahe als möglich heranzukommen, hatten aber kaum fünfzig Schritte zurückgelegt, als zuerst der alte Löwe, dann der junge und zuletzt die Löwin das Luder verließen und nach einem Dickicht trollten.



Löwen am Riis.



Löwen am Riß.

Da ich fürchtete, nicht wieder zu Schuß zu kommen, stand ich auf und schoß mit dem Visier für 350 Meter und vollem Korn auf den alten Löwen. Ein Stoßgebrüll und einige mächtige Fluchten zeigten, daß er getroffen, wenn auch allem Anschein nach nicht schwer angeschossen war, denn gleich darauf wurden alle drei flüchtig und verschwanden mit weiten Fluchten in einem kleinen Rohrdickicht.

Wir gingen jetzt zunächst zum Luder und stellten fest, daß es die Löwen erst vor kurzem gefunden haben konnten. Dieser Büffel war wieder ein Beweis dafür, daß der Löwe nicht ausschließlich Wild annimmt, das er selbst gerissen hat, und besonders dann auch nicht wählerisch ist, in welchem Zustande sich der Fraß befindet, wenn es sich um einen Büffel handelt.

Büffelwildpret ist gewiß ein sehr seltener Genuß für den Löwen, da ihm nur gelegentlich einmal kranke Kühe oder Kälber zur Beute fallen.

Wir folgten dann der Spur des Löwen bis an eine Dickung von daumenstarkem, noch grünem Schilfrohr, das so dicht stand, daß wir nur mit großer Anstrengung in dasselbe hätten eindringen können. An Schießen im Dickicht war aber gar nicht zu denken, denn das zähe, harte Schilfrohr verhinderte jede freie Bewegung.

Wir umschlugen das Röhricht und fanden, daß es nur ganz klein war, vielleicht 300 Meter im Umkreis hatte, und konnten bei dem sumpfigen Boden auch feststellen, daß alle drei Löwen stecken geblieben waren.

Jetzt machten wir wohl eine Stunde lang Versuche, die Räuber herauszutreiben; wir warfen Steine hinein, schleppten, da das Schilf selbst nicht brennen wollte, Gebüsch zum Rauchfeuer heran — aber alles ohne Erfolg. Einige meiner besten Soldaten erboten sich endlich, dicht zusammengedrängt in die Dickung einzudringen, was ich aber nicht erlaubte, denn fraglos wäre mindestens einer, wenn nicht alle, schlecht dabei weggekommen. Die Löwen, die erkannt hatten, daß sie von uns umstellt waren, würden wohl nicht versucht haben, sich davon zu schleichen, sondern sie wären zweifellos mit Gewalt, und zwar vereint, durchgebrochen. Ich gab daher den Versuch auf und birschte weiter, mich mit dem Gedanken tröstend, daß wir in den nächsten Tagen mit den Löwen, die wir jede Nacht gehört hatten, mehr Glück haben würden.

Aber wohl niemals wieder habe ich so unverzeihlich unüberlegt gehandelt und mir dadurch eine gute Jagd entgehen lassen, wie damals. Ich hätte mir sagen müssen, daß das Raubwild mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit, so bald es still geworden wäre, zum Fraß zurückkehren würde, hätte mich unter Wind mit meinen beiden schweren Büchsen hinter einem schnell hergestellten Schirm aus Buschwerk anstellen müssen und dann mit ziemlicher Gewißheit alle drei Räuber schießen können. Doch wie es häufig geht, wir dachten nicht daran — weder ich noch meine Begleiter.

Wir erlegten zwei Hartebeester und den vorher erwähnten Riedbock, den wir wieder fanden, und kamen auf dem Rückmarsch zum Lager ungefähr zwei Stunden nach der Begegnung mit den Löwen in dieselbe Gegend zurück.

Jetzt schien unser Glückstern aufzugehen und ein Gefühl der Freude und Jagdlust elektrisierte unser Inneres, denn allem Anschein nach waren die Löwen wieder beim Luder. Aber die Freude dauerte nicht lange, wir gewahrten durch unsere Gläser, daß sich an den Überresten der Büffelkuh drei Hyänen gütlich taten, denen wohl 20 Geier dreier verschiedener Arten Gesellschaft leisteten. Vorsichtig birschte ich mich

an die bunte Tafelrunde, aber zwei Hyänen wurden mich gewahr und drückten sich, die dritte, die offenbar durch Hunger nicht genügend vorsichtig war, ließ mich, obgleich die Hyäne neben dem Wildhund den feinsten Geruchsinn hat, bis auf 40 Schritt herankommen, so daß ich ihr meine Kugel dicht hinters Blatt setzen konnte. Sie biß wie ein angeschossener Fuchs nach dem Einschuß, drehte sich eine halbe Minute wie ein Kreisel um sich selbst und brach zusammen. Als ich herantrat, zeigte sie mir die Zähne, schnappte noch nach mir und verendete dann.

Jetzt sah ich am Luder selbst und an den Spuren ringsum ganz deutlich zu meinem nicht geringen Ärger, daß die Löwen sehr bald nach unserem Verschwinden zurückgekommen waren und sich satt gefressen hatten. Erst dann hatten sich die Hyänen, die wir vorher in respektvoller Entfernung von den Löwen wahrgenommen, herangewagt, und die letzten Reste dann den Schakalen, die natürlich auch in der Umgegend umherschlichen, und den Geiern, sowie zwei Marabustörchen überlassen, die erst aufgingen, als ich bis auf zehn Schritte herangekommen war.

Also wieder einmal, und diesmal augenscheinlich durch eigene Schuld, eine Gelegenheit versäumt, dreier so schöner Jagdtrophäen habhaft zu werden, wie es fraglos die Häute der Löwen, besonders die des alten, mächtig bemähnten, waren.

Meine Erregung über mein durch eigene Schuld herbeigeführtes jagdliches Mißgeschick hatte sich noch nicht gelegt, als ich ins Lager zurückkehrte, und mein Erstes war es, unsere Erlebnisse meinem langjährigen Reisebegleiter zu erzählen, der ebenfalls gerade von der Jagd zurückkam. Aber auch er hatte an diesem Morgen, allerdings ohne sein Verschulden, ein Jagdabenteuer gehabt, dessen unerwünschter Ausgang dem meinigen ähnlich war.

Auf seinem in Begleitung von vier Soldaten unternommenen Birschgange hatte er aus einem Dickicht von großblättrigen Sumpfkrautern einen sehr starken Büffelstier in einem so günstigen Gelände austreten sehen, daß er mit seinen Begleitern, die dicht hinter ihm folgten, herankommen konnte.

Der erste Schuß faßte den Büffel zu hoch und zu schräg am Blatt und hatte nur den Erfolg, daß der Angeschweißte wütend nach der Richtung des Schusses vorwärts stürmte. Aber der Schütze stand so gedeckt, daß er nicht eräugt werden und der Bulle auch keinen Wind von ihm bekommen konnte. Erst dicht vor den ebenfalls gedeckt stehenden schwarzen Soldaten hielt er an in seinem Lauf, schüttelte wütend schnaubend das gut behörnte Haupt und suchte mit den rotunterlaufenen Lichtern seinen Gegner.

Da ließen sich die schwarzen Begleiter des Schützen hinreißen, sich zu zeigen und einer derselben schoß auf den nur wenige Schritte vor ihm stehenden Büffel, leider aber nur mit dem Erfolg, ihn leicht zu streifen.

Jetzt brach das erboste Tier direkt auf die flüchtig auseinanderstiebenden vier Leute los, so daß mein Reisebegleiter aus Besorgnis, einen derselben zu treffen, nicht schießen konnte. Der Büffel nahm zunächst einen Soldaten an und verfolgte ihn. Der Mann hatte die Geistesgegenwart, seine Decke, die er des kühlen Morgens wegen noch umgehängt hatte, herabzureißen und sie dem Büffel entgegenzuschleudern. Das rettete ihn. Denn als die hellgelbe Decke demselben vor den Kopf flog, stutzte er, stieß sie mit den Hörnern und trat sie erbost in den Boden.

Unterdessen schoß einer der andern Soldaten von seitwärts mit seinem Karabiner auf den Büffel. Sofort ließ er ab von der Decke und nahm den neuen Feind wütend an. Dieser aber erreichte einen Baum und war mit einer so artigen Geschwindigkeit in den Zweigen hoch über dem Stier, daß derselbe ganz erstaunt den seiner Wut Entrückten schnaubend beobachtete.

Der Flüchtling hatte leider eine Akazie annehmen müssen, von deren Stacheln er nicht unbedeutend aus mehreren Rissen schweißte. Er erklärte später jedoch, er würde sich immerhin lieber noch einmal von einigen Stacheln, als von den Hörnern des wütenden Büffels verwunden lassen.

Wieder schoß einer von den Leuten und wieder nahm der Stier diesen an und versuchte ihm den Weg nach den schützenden Bäumen abzuschneiden. Hierbei bot er aber meinem Reisebegleiter die Breitseite, erhielt schnell nacheinander zwei Geschosse aufs Blatt, worauf er vorwärts zusammenbrach. Bevor jedoch der Schütze, der glaubte, dem Bullen den Rest gegeben zu haben, wieder geladen hatte, war das zähe Wild wieder auf den Läufen, stürmte auf ihn los und erhielt abermals einen Schuß. Dieser lenkte den stark schweißenden Büffel glücklicherweise von meinem Begleiter, der noch nicht wieder mit Laden der Büchse fertig war, ab und prasselnd brach der Wüterich in eine Dickung von Rohr und Sumpfpflanzen hinein, an deren Bewegung die enttäuschten Jäger die Richtung seiner Flucht noch ein ganzes Stück verfolgen konnten.

Als der europäische Weidmann nach einiger Zeit annehmen konnte, daß die Schüsse ihre Wirkung getan haben würden, folgten die Jäger der starken Schweißfährte, eine Maßnahme, die niemandem bei einem Wilde, wie dem afrikanischen Büffel, anzuraten ist, wenn man nicht ganz sicher weiß, daß es tödlich getroffen wurde; denn gerade beim Verfolgen eines kranken Stückes kommen am häufigsten Unglücksfälle vor.

Das kranke Wild tut sich nieder, läßt seinen Verfolger in der Dickung, die es fast immer aufsucht, dicht heran und stürzt sich dann mit einer durch die Schmerzen an Raserei grenzenden Wut eines in die Enge getriebenen, zur Verzweiflung gebrachten Tieres auf seinen Feind.

Bei der eben beschriebenen Gelegenheit führte die Fährte aber durch die ganze Dickung hindurch an den Rand des Schire, dann in den Fluß hinein und von da nicht weiter.

Entweder war der Bulle im Wasser zu krank geworden und abwärts getrieben, oder er war stromab geschwommen und hatte an einer anderen Stelle das Ufer gewonnen.

Jedenfalls konnte das sicher schwer getroffene Wild nicht ausgemacht werden. Es ist auch möglich, daß Krokodile von dem Schweiß des Tieres im Wasser angelockt, den schon schwachen Büffel weggerissen haben, wie ich es bei Rindvieh, welches über Flüsse setzen wollte, mehrfach beobachtet habe.

Bei gesunden Büffeln scheint dies nicht der Fall zu sein, denn das Wild steht sehr häufig im flachen Wasser, ja oft so tief im Fluß, daß nur noch Licht und Muffel über dem Wasserspiegel sind.

Der Büffel ist ein großer Freund vom Suhlen im Sumpf und Wasser und würde dies offenbar nicht sein, wenn er vor Krokodilen, die gerade im Schire außerordentlich häufig und bössartig sind, sich nicht sicher fühlte. Ich habe auf der Expedition,

während der sich die beiden oben beschriebenen Jagdabenteuer ereigneten, allein aus meiner Karawane von etwa hundert Soldaten und Dienern sechs durch Krokodile verloren, und im Schire fünfundsiebzig Krokodile geschossen, von diesen aber nur acht bis zehn bekommen, da sich diese muskulöse Echse, wenn das Geschoß nicht das ganze Gehirn zerstört hat, noch mit der letzten Kraftanstrengung ins nahe Wasser wirft, untertaucht und dann wahrscheinlich von den andern zerrissen wird.

Ein totes Krokodil kommt niemals an die Oberfläche. In dreien dieser zur Strecke gelieferten, die ich alle in Gegenwart mehrerer Europäer aufbrach und zerlegte, fand ich Kupfer- und Messing-Armbänder, Fußringe und Glasperlen, wie sie die Eingeborenen tragen, und bei einem auch ein Stück des gewöhnlichen Zeuges, mit dem sich die Eingeborenen bekleiden; außerdem bei allen, je nach ihrer Größe ein bis fünf Kilogramm pflaumen- bis apfelgroße Steine, meistens Quarzkiesel. Meiner Ansicht nach verwerten die Echsen diese Belastung entweder, um bequemer tauchen zu können, oder sie ist ihnen zur Verdauung nötig.



Jagd auf den Katschgoar.

Ich muß den Leser bitten, mich nach einem der abgelegensten Winkel der Erde zu begleiten, einem Lande, das in vielleicht hundert Jahren manchen Bewunderer der schönen Natur dorthin locken wird, wenn erst die bald beendete große sibirisch-chinesische Bahn durch ihre mit der Zeit nötig werdenden Verästelungen eine Kommunikation erleichtert, die heute nur mit großem Zeitaufwand, großen Mitteln und mit Verzicht auf die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu erreichen ist.

Wir befinden uns auf einer Höhe von fast 3000 m, mitten in den wilden Bergen der zerrissenen Gebirgslandschaft des Altai. Rings um unser Zelt und eine Filzhürde, die unsere Begleiter — lithauische und russische Dolmetscher und Jäger aus dem Stamme der Kalmücken — aufnahmen, gruppierten sich nackte, nur mit kurzem Gras bewachsene Kuppen, von sanften Tälern unterbrochen, begrenzt nach der einen Seite in der Richtung des höchsten Berges des Altai — der Belucha mit ihren berühmten Gletschern — von schroff emporragenden, felsigen Gebirgsformen, deren Häupter mit Schnee bedeckt waren; nach Norden zu das sich allmählich nach der weiten sibirischen Steppe herabsenkende Nordwestgehänge des Altai, nach Osten hin, nach dem weiten China hinein, in unabsehbarer Aufeinanderfolge gleich hohe Gebirgszüge. Ein wunderbarer Platz für unser Jagdlager! Rings um uns die mächtigen, noch grünen Bergwellen, unser Jagdgebiet, der Standort des Riesen unter den Wildschafen, des Ovis Ammon; in blauer Ferne sich verlierend die westlichsten Grenzländer der steinigen Wüste, die wilde Mongolei, nach abwärts die von Fichten und Lärchen gekrönten Bergstöcke des sibirischen Altai. Hier das vierhundert Millionen ernährende, an uralter Kultur mit harter Zähigkeit festhaltende himmlische Reich, dort das unter verhältnismäßig junger Kultur nur langsam, aber sicher

aufblühende weite Sibirien, noch eine halbe Einöde, von nur wenigen, ihrem Untergang entgegengehenden Nomadenstämmen bewohnt, aber schon in den ersten Anfängen einer Kultur unseres jetzigen Zeitalters.

Die Jagd auf das oben erwähnte, noch so wenig bekannte Wildschaf hat uns vor allem hierher gelockt. Wenn schon der Jäger, der Interesse und Gelegenheit hat, das Wild fremder Kontinente, weit entlegener Wildnis, kennen zu lernen, das mächtige, doppelt gewundene Gehörn des berühmten Ovis Poli — benannt nach dem ersten großen Asien-Reisenden Marco Polo — für eine selten schöne Jagdbeute hält, so muß diese Jagdtrophäe doch weit zurückstehen gegen die des Wildschafes der Höhen des Altai. — Ich will, da ich meine Beobachtungen in mancher Beziehung abweichend gefunden habe von den Beschreibungen des einzigen Zoologen, der Gelegenheit hatte, dieses Wild selbst zu sehen, das durch sein über die ganze Welt verbreitetes „Tierleben“ bekannten Brehm, dasselbe zu beschreiben versuchen. Der Wald, der hauptsächlich die Nordhänge im ganzen Altaigebiete mit Lärchen-, Fichten- und Zirbelkiefern schmückt, hört durchschnittlich bei einer Höhe von 2300 m auf. Von hier an aufwärts wechseln schroffe, felsige oder mit Geröll bedeckte Hänge mit sanften Böschungen ab, deren geringe Humusschicht mit Gras und kurzen Kräutern bestanden ist. Das Wildschaf tritt nie in den Schutz des Waldes; hier können seine schlimmsten Feinde, Wolf und Luchs, sich zu leicht anschleichen, und Schutz vor Unbilden der Witterung braucht das Wildschaf nicht, liegt doch die Zeit seiner höchstentwickelten Kraft, die Jahreszeit, in der es sich am wohlsten fühlt, die Brunft, im Dezember, wenn eisig kalte Stürme und Schneewehen alles andere Wild, vielleicht außer dem Steinbock, hinabtreiben in die schützenden Wälder.

Ähnlich unserer Hutung daheim bieten die Grashänge dem Wildschaf die erwünschte Äsung, die Felsenschluchten ein geschütztes Lager, die nackten, unbedeckten Hänge weite Umschau zum Sichern.

Schon das mächtige, vollständig von Knochenzellen ausgefüllte Gehörn zeigt, daß nur ein starkes Tier einen solchen Schmuck zu tragen imstande ist. Der Bock erreicht eine Höhe von 1,25 m im Widerrist und eine Länge von 1,90 m. Das bedeutende Wildpretgewicht war uns leider nicht möglich festzustellen.

Das Schaf ist bedeutend kleiner als der gedrungene und fast mächtig gebaute Bock; auch unterscheidet es sich in der Farbe von dem an Kopf, Rücken und Seiten mattbraunen, an Brust, Spiegel, Flanken und Läufen gelblich-weißen Bock. Es ist einfarbiger und wird nur da, wo der Bock in die weißliche Farbe übergeht, in der Färbung etwas heller. Das Gehörn ist nur klein, schmal, nach rückwärts gebogen und bis höchstens 20 cm lang. Das Gewicht des Schafes erreicht wohl kaum die Hälfte von dem eines starken Bockes.

Die Sinne unseres Wildes sind — ich stehe nicht an, dies zu behaupten — die schärfsten, die ich je bei einer Wildart kennen lernte. Allen voran steht das Licht, dessen Ausbildung geradezu Erstaunen erregend genannt werden muß. Auf fünf bis sechs Kilometer Entfernung erkennt und unterscheidet das Wildschaf jedes sich bewegende Wesen, d. h. es läßt sich nur beunruhigen durch seine Feinde, den Bären, Wolf, Luchs und Menschen. Es erkennt genau das Pferd, und es ist nicht möglich, sich abgesehen hinter dem Pferde anzuschleichen.

Wenn wir mit den Birschgläsern noch nicht ausmachen konnten, ob ein an seinem Riesengehörn doch so leicht erkennbarer Bock beim Rudel war, so durften wir uns schon nicht bewegen, ohne das scheue Wild sofort zu vergrämen. Unmöglich wäre es nach unsern Beobachtungen gewesen, wie andere Reisende, z. B. der größte Forscher der sibirischen Wildnis, Przwalski, es bei dem Ovis Poli mit Erfolg getan haben, durch irgend einen auffallenden, dem Wilde unbekanntem Gegenstand dessen Neugier zu erregen und es dadurch heranzulocken, um zu Schuß zu kommen.

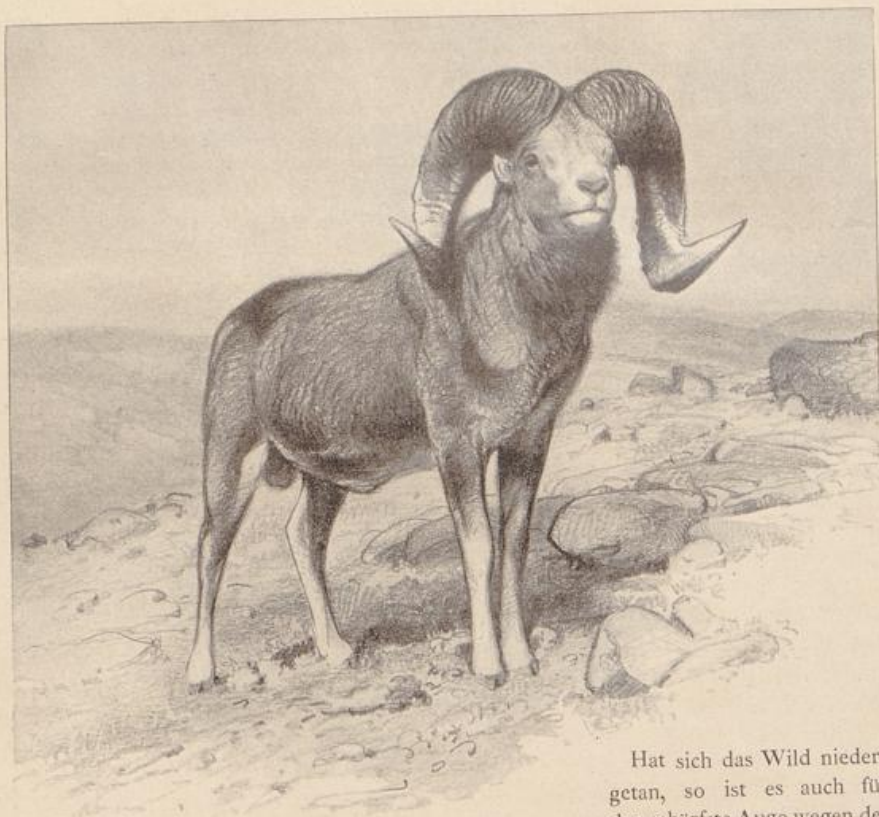
Unser Wild wurde auf alles, was auch nur das geringste Mißtrauen veranlaßte, sofort flüchtig und zwar so weit und so nachhaltig vergrämt, daß jeder weitere Versuch, noch an demselben Tage auf das Rudel zu Schuß zu kommen, ausgeschlossen war.

Vielleicht hat jener Jäger das Wildschaf in Gegenden gefunden, wo es den Menschen gar nicht kannte oder nicht gejagt wird. In unserem Jagdgebiete trieben sich viele sehr gewandte Jäger der Kalmückenstämme umher, und leider war auch kurz vor uns eine andere Jagdgesellschaft hier gewesen, die 35 Böcke des schönen Wildes gestreckt hatte, ein unglücklicher Umstand, denn außer dieser Jagdgesellschaft ist, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, in den letzten zehn Jahren nur noch zweimal ein englischer Major in dieser Wildnis gewesen.

Auch die Witterung des Wildes ist entwickelt, wie wohl kaum bei einem anderen Wilde. Ganz windstill ist es selten in diesen Bergen, und die dünne Luft der Höhe mag ja die Witterung des Feindes begünstigen. Derselbe Umstand, die leichte Luft, wird auch zum Vorteil für das Gehör des Wildes. Jedes Geräusch pflanzt sich dort oben mit größerer Schärfe weit fort. Ein Zeichen der Vorsicht des wilden Schafes ist es, daß es Schluchten und Täler, von denen aus es keine Übersicht, keine freie Aufnahme des Windes hat, stets in voller Flucht und ohne Aufenthalt durchflieht, daß es, bevor es einen Berggrat überschreitet, stets auf dem höchsten, die weiteste Umsicht erlaubenden Punkt verhofft, und daß immer ein Stück des Rudels noch lange nach Flüchtigwerden desselben diesen Aussichtspunkt besetzt, um den Genossen erst später zu folgen.

Aus diesem Grunde ist die Birsche auf das Wildschaf schwer und wenig lohnend. Die ergiebigste Art des Jagens ist die, den Jäger oberhalb des Wildes anzustellen und das Rudel behutsam zur Annahme jener Wechsel hindrücken. Der Jäger weiß, daß das Wild fast ausnahmslos nach oben flüchtig wird, wenn es beunruhigt ist. Man erkennt die Wechsel, die es bevorzugt, leicht, denn wo der Boden mit Rasen bedeckt ist und im Gerölle hat sich das Wildschaf richtige Pfade ausgetreten, und an felsigen Stellen wechselt es auf dem Rücken der Hänge aufwärts und niemals in den Schluchten. Daß die Wechsel so erkennbar sind, liegt daran, daß unser Wild, wenn es vertraut zieht und wenn es flüchtig wird, stets im „Indianermarsch“ sich bewegt, das Leittier — immer ein altes Schaf — an der Spitze, und daß diese Wechsel vielleicht seit Jahrtausenden dieselben sind.

Die beste Tageszeit zum Jagen ist der früheste Morgen, dann ist das Wild, das sehr viel weniger nachts auf Äsung zieht, wie alles andere mir sonst bekannte, am sichersten auf den Läufen. Es ruht gegen Mittag, je nach der Witterung — an heißen Tagen am längsten — 3 bis 5 Stunden, bevor es wieder „lebhaft“ wird. Nach dieser Ruhe wird es meist zu spät sein, die Jagd auf ein Rudel zu beginnen, da das Umgehen desselben häufig 3, ja 4 Stunden in Anspruch nimmt.



Hat sich das Wild nieder-
getan, so ist es auch für
das schärfste Auge wegen der

der Umgebung gleichkommenden Farbe seiner Decke nicht zu erkennen. Das Wild wird niemals andauernd auf lange Strecken flüchtig, sondern stets auf Entfernungen von einigen hundert Metern, worauf das Rudel immer wieder verhofft und sichert.

So rückten wir denn, mein Begleiter und ich, stets nach verschiedenen Richtungen, jeder begleitet von mindestens zwei bis vier Kalmücken-Jägern, noch im Dunkeln vor dem ersten Tageslicht aus, natürlich im Sattel, denn selbst hier im Gebirge verläßt der Jäger sein sicheres struppiges kleines Pony nur, wenn er sich ans Wild anbirscht oder ansetzt.

Der Kalmücke sucht mit seinem Adlerauge, sobald es Büchsenlicht geworden ist, die Hänge der Berge ab und meldet dem Jäger jeden verdächtigen Gegenstand, den derselbe dann mit dem Fernglas untersucht. (Ein gutes Glas ist für die Jagd auf das Wildschaf durchaus nötig.) Es heißt dann entweder „tasch“, d. h. Stein, oder „arkar“, Schaf, oder aber mit einem Ausdruck, der gleich den ganzen Jägertrupp elektrisiert: „Katschgoar“, das ist der starke Bock, der sich durch sein mächtiges Gehörn sofort schon auf weite Strecken zu erkennen gibt. Der junge Bock, so lange er sein Gehörn noch

nicht zu jenem mächtigen Kopfschmuck entwickelt hat, geht mit den Schafen und dem jungen Wild in großen Rudeln, die wir bis zu 300 Stück stark mehrfach beobachtet haben.

Der alte Bock, der Katschgoar, hält sich das ganze Jahr über in Rudeln von 4—10 Stück zusammen und verborgen, bis die Brunft beginnt, wo er dann das Mutterwild aufsucht und begleitet.

Sobald das Wild entdeckt ist, gleitet alles, möglichst wenig Bewegung machend, aus den Sätteln; behutsam und möglichst unauffällig werden die Pferde in Deckung gezogen und erst in aller Ruhe Kriegsrat gehalten. Jeder gibt, vom ältesten Jäger anfangend, seinen Rat, der dann dem Schützen, natürlich zum größten Teile in der Zeichensprache, mitgeteilt wird, und auf seine Zustimmung löst sich der kleine Trupp auf. Ein Mann führt oft den Schützen auf meilenweiten Umwegen, um nicht in den weiten Kreis des scharfen Lichtes des Wildes zu kommen, dorthin, wo nach der Meinung der Jäger das Wild, von unten her beunruhigt, heraufwechseln wird.

Häufig trennen sich dann auch die unten bleibenden Begleiter, um eventuell von mehreren Seiten her zu drücken.

Das Wild ist während der Äsung ziemlich stetig, bleibt lange Zeit auf demselben Stand und tut sich auch gewöhnlich, sobald es warm wird oder sonst überhaupt gegen Mittag, an der Stelle, an der es vom Morgen ab geäst hat, nieder, so daß man zu seinen Manövern den ganzen Tag vor sich hat und in aller Ruhe und Sicherheit seine Anstalten treffen kann.

Wenn irgend tunlich, sucht der oberhalb des Rudels angekommene Schütze einen Punkt zu gewinnen, von dem er, wenn es der Wind erlaubt, das Wild von oben herab beobachten kann. Entweder wird ein Zeichen für die unten harrenden Treiber verabredet, oder man läßt dieselben nach Verstreichen eines bestimmten Zeitraums angehen.

Da man natürlich, wie alles, so auch den Aufstieg nach oberhalb des Wildes zu Pferde gemacht hat, so kann man oben, sollte das Wild einen nicht vorhergesehenen Wechsel schräg aufwärts annehmen, immer noch in gestrecktem Lauf den Wechsel abschneiden. Meist hat man aber Zeit, denn wie schon erwähnt, wird das Wild nur „sprungweise“ flüchtig.

In dieser Weise jagten wir nun zehn Tage lang, ohne daß es uns gelang, die starken Böcke aufzufinden. Dieselben hatten sich um diese Zeit ganz vom weiblichen Wild getrennt und, entsprechend unserem Feisthirsch, sich, wie wir später entdeckten, in die unwegsamsten verlassenen Schluchten und Berge weiter östlich gestellt. Tag für Tag sahen wir zwei bis zu zehn Rudel Schafwild mit jungen Böcken und erlegten für unsere Küche und für unsere Leute und der Gehörne wegen zwei Schafe und drei junge Böcke, deren Wildpret gutem zartem Rindfleisch am nächsten kommt.

Unsere Begleiter, die Kalmücken, und wir waren nach dieser zehntägigen Geduldprobe außer uns gekommen und fürchteten schon, daß die Gesellschaft, die vor uns gejagt hatte, die meisten starken Böcke der Gegend abgeschossen, krank geschossen oder vergrämt hätte. Wir sandten nach einem anderen Jäger, der die vor uns jagenden Herren geführt hatte, und dieser führte uns dann auch gleich aus dem Hauptstandort des Wildes meilenweit hinweg über die nahe chinesische Grenze nach der Mongolei hinein, in der wir eigentlich nach dem Befehl eines alten chinesischen Obersten, Kommandanten eines Grenzkorps, den ich besucht hatte, wegen Mangels eines chinesischen

Passes uns nicht aufhalten durften, wenigstens — wie er uns warnend mitteilte — nicht länger als 24 Stunden.

Der würdige Herr wäre allerdings mit seiner dreißig Mann zählenden Truppe wohl kaum imstande gewesen, uns irgendwelchen Zwang anzutun, denn diese Kavallerieabteilung, die nur 4 Pferde zu ihrem Gebrauch hatte und nur mit Radschloßflinten uralten Systems bewaffnet war, wäre unserer Jagdgesellschaft nicht gewachsen gewesen.

Endlich brachte uns der neue Jäger ans Wild. Tief unten in einer von schroffen Hängen eingefassten Niederung entdeckten wir fünf Katschgoars, alte Böcke, und ich mußte bekennen, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, auch nur annähernd anzugeben, nach welcher Seite hin das beunruhigte Wild sich wenden würde. Unser Jäger aber schien dies so genau zu wissen, als wenn er dieses Rudel täglich beobachtet hätte. Er führte mich an den Rand eines steilen Rückens, auf dessen Grat, schon bevor noch die Treiber auch nur begonnen hatten, sich nach dem ihnen angewiesenen Punkt zu begeben, die Böcke flüchtig herankamen. Sie mußten, was bei der Entfernung, in der sie von uns gestanden hatten, Wunder nehmen muß, doch Wind von uns bekommen oder uns vernommen haben. Leider erschien das Wild so plötzlich, daß es mir nicht mehr möglich war, meinen dicken Pelz herunter zu reißen, sondern ich mit demselben und durch ihn behindert schießen mußte und den Leitbock, den stärksten, ein mächtiges Tier, fehlte.

Die Böcke schienen überhaupt unter der Last der mächtigen Gehörne zu leiden, d. h. die Last schien sie an der Flucht zu behindern. Es ist fast ein lächerlicher Anblick, wenn man das kräftige, stämmige Wild, mit dem Kopf hin und her wackelnd, als wenn ihm die Last der Gehörne zu schwer sei, hinanklimmen sieht.

Es ist keine Frage, daß der Bock mit seinem schweren Kopfschmuck mit einem flüchtigen Rudel von Schafen und jungen Böcken nicht mithalten kann, zurückbleiben und infolgedessen wohl dem jagenden Wolf zuerst zur Beute fallen muß. Das ist wohl auch ein Grund, daß die starken Böcke allein und möglichst versteckt und vor allem entfernt von dem Hauptstandorte des meisten Wildes sich aufhalten, denn der Wolf, dem wohl am meisten Lämmer zur Beute fallen, wird sich hauptsächlich in der Nähe der großen Rudel des weiblichen Wildes halten, wie wir denn fast täglich auf der Jagd Wölfe, starke Exemplare mit schön behaarter Rute, fast einem Neufundländer ähnlich, beobachteten.

Ich schoß das zweite Stück des Rudels, das nach wenigen Fluchten stehen blieb, das schwere Haupt senkte, sich noch einige Minuten gegen das Zusammenbrechen wehrte, dann aber — die Kugel war ihm durchs Geräusch gedrungen — vorwärts zusammenbrach.

Ein anderes Stück, leider weidwund geschossen, verfolgten wir leicht über die mit Schnee bedeckte Kuppe, verloren aber später die Fährte auf dem nackten Fels, besonders da es unter heulendem Sturm stark regnete und die Schweißfährte schnell verwaschen wurde. Der erlegte war der erste starke Bock, der jetzt als erstes Stück, welches überhaupt von dieser Familie der Wildschafe nach Deutschland gekommen ist, ausgestopft im zoologischen Museum in Berlin steht.

War auch unsere Jagdbeute in dem Standorte des Wildschafes weit geringer als die der früher hier gejagt habenden Europäer, so waren wir doch durchaus be-

friedigt, denn es lag uns nichts an der Masse solcher Jagdtrophäen, sondern vor allem daran, das seltene Wild kennen zu lernen und einige schöne Erinnerungen mit heim zu bringen. Die Jagdtour bot ja auch sonst, abgesehen von dem Hauptwilde, viel Interessantes. Wir sahen, wie schon erwähnt, fast täglich den Wolf auf der Fährte des Wildes lungernd, den Vetter Reineke umherstreifen und mit unendlicher Geduld auf große Nager lauern, die stellenweise den Boden ganz durchwühlt hatten und die, in höchst spaßiger Weise Männchen machend, uns oft bis dicht an sie herankommen ließen. Nur ein einziges Mal fanden wir die alte Fährte eines Bären, der — sehr zu unserem Erstaunen — im sibirischen Altai selten zu sein scheint; Steinböcke, auf derselben Höhe und häufig in demselben Gelände mit den Wildschafen stehend und nicht — wie man behauptet — höher und von diesen getrennt, zeigten sich ab und zu, und es gelang mir, ein, wenn auch nicht sehr starkes Stück zur Strecke zu bringen; Schneehasen und das dumme Schneehuhn, das, seiner weißen Farbe vertrauend, sich in den Schnee drückend uns stets so dicht heranließ, daß es uns gelang, das ganze Volk bis auf das letzte Stück abzuschießen, Birkhühner und Steinhühner, ein großer, schön gefärbter Fasan, das große Königshuhn, hoch über uns Züge wilder Schwäne, die in den Sümpfen und Seen bei Katschagatsch einfielen, Wildgänse und Enten auf den kleinen Gebirgsseen, das alles bot fast unausgesetzt dem Auge Interessantes; und dann die wundervolle Aussicht in der klaren, dünnen Luft der Höhe von häufig fast 3000 Metern!

Die scharfe, kalte Luft der Nacht, die häufig bis zu 12° unter Null sank, nimmt gegen Morgen ab und weicht gegen Mittag so den wärmenden Sonnenstrahlen, daß wir, Pelz und Rock abwerfend, nur mit dem wollenen Hemde bekleidet, über die Schneefläche wanderten. Dies und der Einfluß der dünnen Luft und der blendenden Sonnenstrahlen bewirkten, daß ich mich, von der Steppe Südsibiriens aufsteigend zum Altai und wieder hinaus zur Niederung des Irtisch, dreimal vollständig in Gesicht und Händen gehäutet habe.

Der Schmerz des Schnebrandes im Gesicht war häufig unerträglich, und einige Tage lang war ich auf einem, ja kurze Zeit auf beiden Augen fast völlig schneblind. Das sind aber Beschwerden, die ich, um gleichen Sport zu haben, immer gerne wieder ertragen würde, und die doch — verglichen mit den Unbilden des tropischen Klimas Afrikas, seinen Fiebern und seiner erschlaffenden Wirkung — noch immer leicht auszuhalten sind, denn die schöne, trockene Luft stählt Nerven und Körper und hilft zum Ertragen aller Strapazen nicht unbeträchtlich mit.



Pinselohrschwein.

Das Wildschwein.

Obwohl ich kein Zoologe von Fach bin, erlaube ich mir doch die Ansicht auszusprechen, daß über den Artenreichtum der afrikanischen Wildschweine noch Irrtümer obwalten. Da ich aber auf meinen Reisen keine Häute und Skelette, ja nicht einmal Gehörne der erlegten

Tiere mitführen konnte, und ich zu Zeiten froh sein mußte, daß es mir möglich war, wenigstens ein paar wollene Decken, ein paar Hemden und einige Kochgeschirre bei mir zu haben, so fehlen mir die Mittel, meine Beobachtungen zu belegen, sonst würde ich natürlich mit denselben hervorgetreten sein.

Ich kenne das westafrikanische Flußschwein, das ich in den Urwäldern des Kongogebietes öfters getroffen und erlegt habe, genau; ich kenne ebenso auch das Flußschwein Ostafrikas, welches die Flußniederungen bis in die Mangrove-Dickichte an der Küste bevölkert und von den Eingeborenen sehr häufig zum Verkauf angeboten wird, und kann daher behaupten, daß es auf dem Hochplateau Ostafrikas südlich bis zum Nyassa noch ein drittes, von diesen beiden Arten verschiedenes Wildschwein gibt, welches noch bunter als das Pinselohrschwein Westafrikas ist, und bei mir Zweifel daran, daß es sich um eine neue Art handelt, gar nicht aufkommen läßt.

Dieses Schwein habe ich in Uniamwesi und zwischen dem Nyassa und Tanganika mehrfach in ausgetrockneten Flußbetten getroffen und es sowohl auf meiner ersten als auch zweiten Reise öfters erlegt, bin jedoch, wie schon erwähnt, leider nicht imstande gewesen, Schwarte oder Skelett mitnehmen zu können.

Damals wußte ich allerdings noch nicht, daß es sich um eine noch unbekannt Art handelte. Später aber, als ich darüber unterrichtet war, habe ich das Schwein zwar noch gesehen, aber nicht mehr zur Strecke zu bringen vermocht.

Auch das Warzenschwein, welches den ganzen Osten und Süden Afrikas bewohnt, muß man meiner Ansicht nach in mehrere Varietäten trennen, denn zwischen denen der nördlichen Teile Deutsch-Ostafrikas, der Zambesiländer und gar erst Südwestafrikas ist eine große Verschiedenheit in Stärke und im Äußeren, und ich bin überzeugt,

daß man mindestens zwei in der Körpergröße von einander verschiedene Arten unterscheiden muß.

Die ersten, die ich, und zwar tief im Innern in der Nähe des Tanganika gesehen habe, übertrafen unser europäisches Wildschwein an Stärke bedeutend. Ich habe mehrfach Keiler auf nicht allzugroße Entfernung für Büffel angesprochen und mich dann überzeugt, daß es Bursche waren, denen an Höhe und Schwere in Deutschland kein Keiler heute auch nur annähernd mehr gleich kommt, während ich später weiter nach der Küste zu das Durchschnittsmaß der Warzenschweine als unter dem unseres Wildschweines stehend gefunden habe.

Rätselhaft ist mir bis heute noch ein Warzenschwein, welches ich westlich des Lualaba, also in dem westafrikanischen zoologischen Gebiet gesehen habe. Es übertraf an Massigkeit alle je von mir gesehenen Wildschweine, und ich habe häufig mit Dr. Pogge, der ein alter, afrikanischer Jäger war, die an Stärke fast der einer Kuh gleichkommende Fahrte dieser Tiere zwischen Lualaba und Lomami bewundert.

Mit einem Worte, es ist über die Artenfrage noch lange nicht das letzte Wort gesprochen.

Das Flußschwein Westafrikas traf ich meist in Urwäldern, und zwar sowohl in Galeriewäldern, die alle Wasseradern des Kongobeckens begleiten, als auch in den stillen, weiten Landurwäldern des mittleren Kongogebietes. Unser Wild, das nach meinen Beobachtungen den Tag über auf den Läufen ist und des Nachts ruht, ist sehr feist, denn es wuchert in diesen Urwäldern eine so unbeschreiblich reiche Pflanzenwelt, daß es ohne viele Mühe einen ausgesucht guten Fraß findet. Alle die unendlich vielen verschiedenen Früchte, Wurzeln und Pilze und die überreiche niedere Tierwelt bieten dem Schweine Lebensbedingungen, wie sie sonst wohl nur noch in den Urwäldern des Amazonenstromes gefunden werden.

Das Wildpret aller afrikanischen Schweine ist zu wenig begehrenswert, die Jagdtrophäe zu gering, als daß ein Jäger sich große Mühe um die Erlegung eines Schweines gibt. Daher trifft man es auch nur zufällig, überrascht es bei der Äsung und kommt weniger dazu, seine Lebensweise zu beobachten.

Die zwei bekannten und das eine, meiner Überzeugung nach, noch unbekanntes Flußschwein, sind die friedlichsten Arten der ganzen Familie, während das Warzenschwein, besonders die größere Art, seine Furchtlosigkeit und seinen Mut häufig beweist.

Die ersteren stehen ja auch bezüglich ihres Gewaffs gegen dieses zurück.

Die Gewehre des Wasserschwein-Keilers sind nur gering, während die des Warzenschweines bekanntlich nur von dem eigentümlichen Gewaff des Hirschebers an Länge, von dem keiner anderen Art aber an Stärke übertroffen werden.

Die Flußschweine schieben sich unter Baumwurzeln oder irgendwo im Urwald ein, wo sie gerade am Abend zu fressen aufgehört haben. Das Warzenschwein dagegen hat seine bestimmten Lager, die vielfach aus Höhlen oder aus erweiterten Kesseln des Erdschweines bestehen.

Das Flußschwein, welches seinem Aufenthalt entsprechend als Feind nur den Leoparden und in der Jugend vielleicht die Riesenschlange und, da es so gern ins Wasser geht, auch das Krokodil hat, Räuber, denen es durch Schnelligkeit in dem



Warzenschwein.



Warzenschwein.

dicht verwachsenen Urwald nicht zu entkommen vermag, sondern die es stets so überraschend schnell ergreifen, daß an ein sich zur Wehr setzen oder Fliehen nicht mehr gedacht werden kann, ist langsam und, wie mir scheint, auch in seinen Sinnen nicht sehr ausgebildet.

Das Licht ist bekanntlich bei allen Schweinen der schwächste Sinn, das Gehör besser, und das Vermögen, zu wittern, gut. Beim Warzenschwein, dem Bewohner der trockenen Steppe, sind die beiden letzteren Sinne jedenfalls scharf. Als Feinde hat es besonders den Löwen, möglicherweise noch den Wildhund zu fürchten, denn ich glaube nicht, daß sich ein Leopard an Warzenschweine heranwagt, besonders wenn die Rotte von einem ausgewachsenen Keiler beschützt wird. Vielleicht mag dies bei der kleineren Art der Fall sein, während ich von Keilern der großen Art, die ich gesehen habe, annehmen muß, daß sie selbst dem Löwen einen nicht zu verachtenden Widerstand entgegensetzen können. Sie sind wie unser Schwarzwild Nachttiere und am Tage selten zu sehen.

Ich hatte mir in Südwestafrika einen Speer machen lassen, um ähnlich dem englischen Pigsticking zu jagen, erlegte aber mit demselben nur einige Halali gehetzte Antilopen, nie ein Schwein, auf das ich diese Art Jagd überhaupt nur einmal aufgenommen habe. Als ich heran war, wurde ich fünf-, sechsmal durch kurze Haken, die der dicht verfolgte Schwarzkittel machte, am Stoß verhindert und dann an der weiteren Verfolgung dadurch, daß er ein Dickicht erreichte.

Erstaunlich ist die Schnelligkeit des Warzenschweines. So unbeholfen kurz- und rundleibig es erscheint, so unglaublich schnell vermag es wenigstens kürzere Strecken zu durchmessen.

Verfolgt, flieht es stets nach dicht bewachsenen Geländestellen, deren dornige Gebüsche für seine undurchdringliche Schwarte kein Hindernis sind, die dem Verfolger aber ein gebieterisches Halt! zurufen.

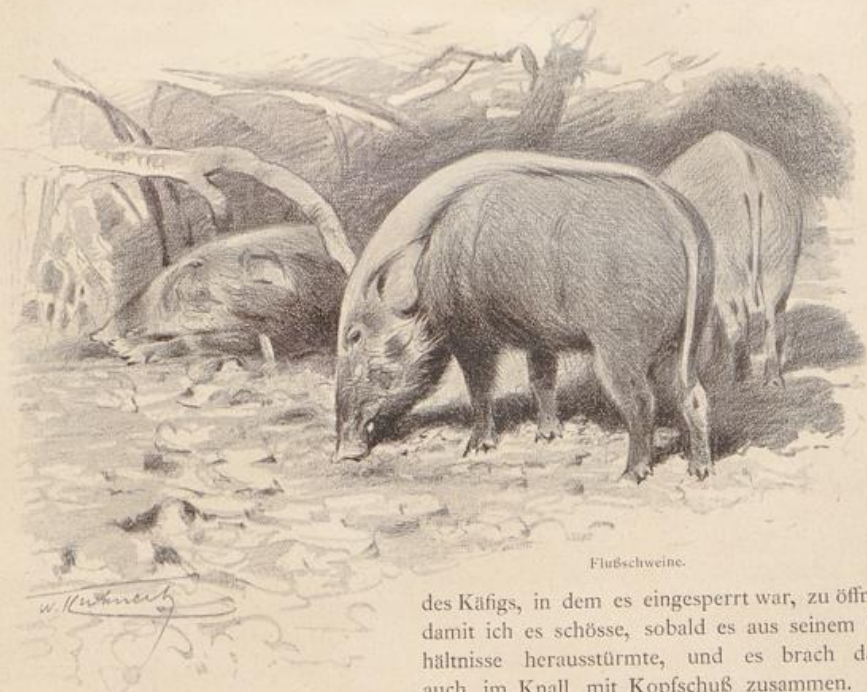
Das Wildpret der Wildschweine wird von den Eingeborenen West- und Zentralafrikas gegessen und nur von denen, bei welchen sich schon muhamedanischer Einfluß geltend gemacht hat, verschmäht. Das der Flußschweine ist das bessere, während das Wildpret des Warzenschweines, außer von ganz jungen Tieren, für uns Europäer kaum genießbar ist.

Der häufige Genuß des Wildpretes beider Arten hat ebenso Verdauungsstörungen zur Folge, wie der Genuß des Nilpferdfleisches und des Wildpretes vom Wasserbock, alles Tiere, die ihre Hauptnahrung in sumpfigem, moorigem Gelände suchen.

Einmal nahm mich ein von mir angeschossenes Warzenschwein an, das ich für einen Überläufer hielt und dessen Schweißfährte ich gefolgt war.

Der häßliche Bursche hatte sich unter einen überhängenden Baum am Rande eines Baches gesteckt und stürzte schnaubend hervor und auf mich zu, als ich mich bis auf zwanzig Schritte genähert hatte. Ich schoß ihn von vorn in das Oberhaupt und fand dann, daß es ein ganz alter, stark bewehrter, doch so geringer Keiler war, daß ich ihn für kaum halb so schwer hielt als die bis dahin von mir erlegten groben Keiler.

Es wäre ein Wildschwein auch fast einmal der Grund zu einem Unglücksfall gewesen. Ein Eingeborener hatte mir ein gefangenes Flußschwein geschenkt, welches ich meinen Leuten geben wollte. Da es sehr unbändig war, bat ich den Mann, den Schlag



Flußschweine.

des Käfigs, in dem es eingesperrt war, zu öffnen, damit ich es schösse, sobald es aus seinem Behältnisse herausstürmte, und es brach dann auch im Knall mit Kopfschuß zusammen. Im selben Augenblick hörten wir aber auch das Schreien eines Menschen und gleich darauf kam ein Eingeborener, der am Schenkel blutete und furchtbar klagte, hinter einem Hause zum Vorschein.

Ich hatte nicht daran gedacht, wie dünn die Wände der Hütten der Eingeborenen sind.

Mein Geschöß, ein Exprefßgeschöß, war, den oberen Schädelteil des Schweines wegreifend, zersplittert, und ein Stück hatte, nachdem es durch zwei verfallene Hütten der Eingeborenen hindurchgeschlagen, einen Mann am Oberschenkel verwundet, der dort gesessen hatte.

Einstmals trieb ich einen kleinen Urwald am Ufer des Lulua mit vier Teckeln ab, nachdem mir gemeldet war, daß Schweine in dies Dickicht eingewechselt wären. Es dauerte auch nicht lange, bis mir das wütende Anschlagen der kleinen, schneidigen Hunde verkündete, daß das Wild gefunden war, und dann brachen auch schon in voller Flucht vier Sauen heraus und etwas später noch ein starker Keiler.

Kurz bevor er ins Freie kam, hatte ich das laute Klagen eines der Teckel vernommen, und es jagten auch nur drei hinter den Schweinen her. Ich schoß den Keiler, und einer meiner Leute eine der Sauen. Natürlich suchten wir sofort den vierten Teckel, eine Hündin, im Dickicht, fanden sie auch bald, aber wie war das arme, schon verendete Tier zugerichtet! Das Gewehr des Keilers war zwischen zwei Rippen hinauf-

gefahren und hatte den ganzen Leib aufgeschlagen und zwar mit solcher Wucht, daß auch das Kreuz gebrochen war.

In Indien treiben sich die Wildschweine in nächster Nähe der Dörfer umher, um einen ekligen Fraß zu suchen, und da die zahmen oder wenigstens halbwilden Schweine wohl kaum jemals in ein Gebäude kommen und weit in der Wildnis umherstreifen, war ich dort auf den Jagden niemals sicher, ob ich zahme oder wilde Sauen vor mir hatte — und mit den Büffeln war es ebenso.

Ich schoß z. B. einmal in stiller Wildnis, in der ich auf Nilgai-Antilopen jagte, den vordersten Büffel von zweien nieder, die mich annahmen und die ich für zahme Büffel gehalten hatte. Ob wilde, ob zahme, kann man nur an der geringeren Entwicklung des Gehörns bei den letzteren feststellen und dadurch, daß der Wildbüffel seine bestimmten Lieblingsaufenthaltsstellen hat und nicht in trockenen Steppen steht. Da ich aber, wie schon erwähnt, angenommen wurde, mußte ich schießen, obgleich ich die Büffel für zahme hielt und ergriff dann mit meinen inzwischen herbeigekommenen Begleitern, den Kamelführern, die mir bestätigten, daß es ein zahmer Büffel war, schleunigst die Flucht.

Es kommt nicht selten vor, daß zahme Büffel den Europäer annehmen, der ihnen in seiner Kleidung und wahrscheinlich auch in der Witterung unbekannt ist, während sie sich von einem Kind der Eingeborenen leiten lassen.

Auch in Sibirien habe ich auf Wildschweine gejagt und zwar am Iliflusse, wo, wie man mir sagte, die große Anzahl derselben, wie auch die des Kulans (Wildesel), den Tigern die Existenz ermögliche. In Ilinsk ließ ich durch den Hetmann des Kosaken-Dorfes Jäger rufen, um für den nächsten Tag einen Ausflug zu besprechen.

Von Tigern war seit mehr als Jahresfrist in der Gegend nichts gehört.

Die Kulans, so behaupteten die Jäger, ständen in dieser Jahreszeit weiter flußaufwärts, Wildschweine aber würden wir in der Richtung nach dem Balkasch-See in großer Anzahl finden.

Wir hatten zwei Tage vorher von einer Anhöhe aus den Balkasch gesehen, das heißt, wir hatten eine unübersehbare Schilfebene, die hier und da von Wasserlachen unterbrochen wurde und von Millionen von Vögeln bevölkert war, sich vor uns ausbreiten sehen. Diese Dickichte des Balkasch — ich glaube besser zu sagen — Sumpfes, sollen die Heimat unzähliger Wildschweine sein.

Noch in derselben Nacht brachen sechs berittene Jäger mit einem Pferde für mich auf, denen ich am Morgen in der Tarantaß folgte. Gegen Mittag holte ich die Reiter ein, aber erst gegen Abend lagerten wir in der Nähe eines verfallenen Gehöftes am Ufer des Ili. Auf meiner Fahrt hatte ich nur einen flüchtigen Wolf, aber viele Sumpf- und Stelzvögel gesehen.

Abends setzte ich mich mit zwei Kosaken in einer Schilfhütte auf den Anstand und wartete umsonst bis gegen elf Uhr. Da endlich hörten wir mehrfach das Schnaufen und Brechen von Sauen, kamen aber nicht zum Schuß, weil sie nicht aus den Schilfdickungen heraustraten. Aber wir hatten wenigstens festgestellt, daß Schwarzwild da war, und daher wurde es am folgenden Morgen mit einer Treibjagd versucht, auf der ich allein als Schütze angestellt wurde mit einem Begleiter, der hinter mir die Pferde hielt. Zuerst brachen seitwärts mehrfach Rudel Sauen durch, dann endlich kamen mir

fünf Stück, von denen ich das stärkste, eine grobe Bache, und bald darauf einen einzeln kommenden sehr starken Keiler niederlegte.

Ich habe zwischen denselben und unserem Schwarzwild gar keinen Unterschied entdecken können, nur erschienen sie mir in der Farbe etwas dunkler, was auch vom Suhlen im Morast kommen konnte.

Die Kosaken rieten mir, daß ich noch dort bleiben sollte, um Wölfe zu schießen, denn nirgends gäbe es in ganz Sibirien so starke Wölfe, als hier in den Sümpfen des Balkasch.

Für schwache Wölfe würde das Wild, das ihnen hier allein zur Beute fallen kann, das Schwarzwild und der kräftige Kulan, zu stark sein, denn die Fabel, daß die Wölfe in großen Rudeln jagen, wird hier, wie überhaupt in ganz Sibirien, nicht geglaubt.

Ich habe mich sorgfältig erkundigt und überall, sowohl in der weiten sibirischen Steppe, wie auch im Gebirge erfahren, daß der Wolf sich nie zu stärkeren Rudeln als höchstens acht Stück zusammenschlägt.

Stets wurde ich ausgelacht, wenn ich von einer dem Menschen vom Wolfe drohenden Gefahr sprach, und nur ein einziger Fall wurde mir bekannt, wo zwei totschwer betrunkene Kalmücken, die außerdem wahrscheinlich schon vorher erfroren waren, von Wölfen zerrissen worden sind.

In Gegenden, in denen ich häufig Wölfe sah, habe ich Ziegen und Schafe von Kindern, von zwölfjährigen Knaben, hier und da sogar ohne Hund hüten sehen. Allerdings wurden oft Klagen über zerrissene Schafe laut, aber stets wurde dem jungen Hirten ein Vorwurf gemacht, daß er die Wölfe nicht vertrieben hätte, und er ist doch nur mit einem Stocke und höchstens noch mit einer Schleuder bewaffnet. Es genügt aber auch vollkommen, um sie zu verscheuchen, wenn der Knabe schreiend und mit dem Stocke drohend auf die Wölfe zuläuft.

Daß die Bestien immerhin Schaden tun, wenn nicht aufgepaßt wird, und zwar mit großer Frechheit, geht aus folgender Tatsache hervor. Eines Tages ließ ich in der Steppe die Tarantaß halten, weil ich seitwärts des Weges ein Schaf einsam sitzen sah. Ich ging hinzu und fand, daß dem Tiere der Fettschwanz aufgerissen und vollständig zerfleischt war, und zwar in einer Weise, daß an das Wiederaufkommen des Schafes kaum gedacht werden konnte. Ich ließ es daher schlachten und nahm es mit, um auf der nächsten Poststation den Eigentümer ausfindig zu machen. Bevor ich jedoch ankam, fand ich noch zwei in derselben Weise zugerichtete Schafe und hörte bald darauf, daß sie von einer Herde stammten, die von weit her herangetrieben sei und daß die so schlimm zugerichteten Stücke ermüdet zurückgeblieben wären. Die Wölfe hatten sich dann auf sie geworfen und ihnen nur den leckeren Fettschwanz ausgefressen.

Ich denke mir, daß nur ein schon übersättigter Wolf der freche Räuber gewesen sein konnte, und habe ihn vielleicht selbst gesehen, denn auf einen hatte ich, bevor wir die Poststation erreichten, aus der Tarantaß geschossen, als er sich schwerfällig kaum zwanzig Schritte von mir aus dem Ginsterdickicht erhob und davon trabte.



Büffeljagd.

Dem Löwen, wenn er nicht, was übrigens häufig vorkommt, in Rudeln jagt, fällt der afrikanische Büffel nur selten zur Beute. Als Beleg dafür, daß dieses wehrhafte Tier den großen Räuber in Respekt zu halten weiß, diene folgende Beobachtung:

Ich stand eines Tages mit zwei Europäern auf der einen Seite einer von dichtem Wald eingefassten Wiese. Drüben auf der anderen Seite, vielleicht 400 Schritt von uns entfernt, zogen eben die ersten Stücke einer Büffelherde ins Freie, um auf Äsung zu treten; es folgten nach und nach mehrere Kühe und junge Stiere. Plötzlich stutzten die vordersten, schnaubten, daß wir es hören konnten, und beobachteten scharf einen Gegenstand vor sich im Grase. Immer mehr Neugierige kamen hinzu, und bald stand eine kleine Phalanx Kopf neben Kopf, wild schnaubend, den Boden mit den scharfen Hufen schlagend, ein Etwas vor sich, das sich im Grase bewegte, bedrohend.

Bald sprang eine Kuh einige Schritte rückwärts, wandte sich wie spielend zur Flucht, um dann wieder kehrt zu machen, vorzurücken und mit den Hörnern den Boden drohend aufzuwühlen. Die meisten übrigen schlossen sich dem Spiele an, und so entstand ein fortwährendes Vorwärts- und Rückwärtsdrängen. Jetzt waren die letzten des 25 Stück zählenden Rudels auf die Blöße herausgetreten. Noch einmal regte es sich im Holze und mit bedachtsam wuchtigem Schritt, das mächtig gehörnte Haupt erhoben, um Wind zu ziehen, trat ein kolossaler alter Bulle, der Herr der Herde, aus dem Holz.

Einige Sekunden stand er und beobachtete das Spielen der Herde, die sich immer aufgeregter benahm. Dann schien auch er plötzlich erregt zu werden und stieß einen

leisen, ich möchte fast sagen knurrenden Laut aus, den einzigen Ton, den ich, außer dem bekannten Todesklagen, je vom Büffel gehört habe. Der Stier bekam ein ganz anderes Aussehen, der Schweif peitschte die Flanken, er warf drohend das mächtige Gehörn aufwärts, sträubte die wenigen borstenartigen Haare des Nackens und stieß mit den Schalen dröhnend den Boden. Nun ging er in entschlossenem Schritt auf die Herde zu, durch dieselbe hindurch und stand abermals einen Augenblick. Dann stieß er ein weit hörbares Schnauben aus, streckte das Haupt tief nach vorwärts, wie es stets der Büffel tut, wenn er annimmt, und brach in dem eigentümlich schweren, wiegenden Galopp vorwärts.



Wir sahen an der Stelle, auf die er losging, sich das hohe Gras bewegen und ein Tier in langen Sätzen flüchtig werden. Der Bulle stand, den Kopf hoch gehoben, dem Flüchtling stolz nachäugend, wandte sich dann der Herde zu, und alle begannen beruhigt die Äsung.

Bevor ich meine Absicht ausführte, zu untersuchen, was wohl den Zorn des alten Recken in so hohem Grade erregt hatte, beschloß ich, des wunderbaren, wehrhaften Kopfschmuckes des Bullen habhaft zu werden, und nach dem eine halbe Stunde dauernden Anbirschen verkündete der weit hörbare, durchdringende Klagelaut, ein in die Länge gezogenes tiefes „Eh“, daß eine Kugel der 577 Expresbüchse (Expansionsgeschloß) in den Hals genügt hatte, den Koloß zu strecken.

Es war ein sehr altes Tier, das besser einem jüngeren den Platz der Führerschaft, den es bis zuletzt so mutig vertreten hatte, überließ. 120 cm maß die direkte



Buffel, Feind suchend.



Buffel, Feind suchend.

Entfernung des Gehörns von Rundung zu Rundung, 208 cm die Länge von Spitze zu Spitze, der Biegung der Hörner folgend; 35 cm die Breite des Hornes am Ansatz an der Stirn.

Jetzt begaben wir uns nach der Austrittsstelle der Büffel aus dem Holze und fanden hier die Überreste eines noch am selben Morgen von einem Löwen gerissenen Hartbeestes. Das Raubtier hatte seine Beute da angeschnitten, wo es sie geschlagen hatte, und nicht in den nahen, dicken Busch geschleppt, wie es sonst seine Gewohnheit ist.

Die aus dem Holz tretende Büffelherde hatte Wind von dem Löwen bekommen. Die Kühe und jungen Bullen hatten sich nicht zur Initiative aufschwingen können, die große Katze anzugreifen, oder hatten aus Respekt das ihrem alten Führer überlassen. Denn häufig genug nimmt auch eine Büffelkuh den Löwen an, besonders wenn sie mit einem Kalbe geht.

Der Löwe hatte offenbar, solange er sah, daß der Angriff kein ernster war, sich beim Reißen nicht stören lassen und, wenn ihm die Phalanx der Büffel allzu nahe auf den Leib rückte, die Zähne gezeigt oder knurrend gewarnt, was zu dem oben beschriebenen Spiel veranlaßt hatte.

Auf das rücksichtslose Vorgehen aber des alten Führers der Herde hatte er flüchtig seine Beute verlassen und dann, durch meinen Schuß auf den Büffel erschreckt, das Weite gesucht, denn mein Ansitzen in der Nähe des vom Löwen verlassenenen „Risses“ blieb bis tief in die Nacht hinein erfolglos, obwohl ich durch die wunderbare nächtliche Stille der Wildnis drei Löwen von verschiedenen Richtungen aus ihr nervenerschütterndes Konzert anstimmen hörte. Natürlich umschlichen meinen Stand während der ganzen Zeit, das widrige, unheimliche Geheul ausstoßend, Hyänen, deren ungemain scharfer Witterung der „Riß“ des Löwen nicht entgehen konnte, und hie und da huschte ein Schakal, der sich, solange er größere Räuber in der Nähe weiß, still verhält, im ungewissen Mondlicht durch das hohe Gras.



Speischlange.

Krokodile, Schlangen und anderes Ungeziefer der Wildnis.

Habe ich bisher nur von schönem, nützlichem Wild gesprochen, den Genuß und die Freuden der Jagd auf dieses zu schildern versucht, so will ich auch einmal des schädlichen, häßlichsten und abstoßendsten Getiers in allen tropischen Gebieten Erwähnung tun, weil es für jeden reisenden Jäger von Interesse sein muß, auch dieses seiner eigenen Sicherheit wegen kennen zu lernen, und weil er sich mit der Vernichtung desselben ein Verdienst erwirbt.

Zu Anfang eines Jagdzuges ist man natürlich mit dem Verbrauch der Munition vorsichtig und sparsam, und da man sich reichlich mit Munition versieht, hat man, wenn sich der Zug seinem Ende nähert, gewöhnlich auch sehr viel übrig. Denn hundert Patronen auf afrikanisches Wild verschossen, müssen dem Jäger schon eine stolze Strecke sichern.

Ich habe nun, um keine Munition zur Küste zurückzubringen, den übrig gebliebenen Rest auf schädliches Wild, besonders Krokodile verschossen, einmal zur Übung, dann aber auch, um das meinige zur Vernichtung dieser Bestien beizutragen. Der Schuß auf ein Krokodil muß schon ein ausgezeichneter sein, wenn er es zur Strecke liefern soll, denn das nur kleine Gehirn der Echse ist nicht größer als eine Faust. Nur wenn dieses vollständig zerstört ist, hat man Aussicht, seine Beute zu erlangen; mit jedem andern, wenn auch tödlichen Schuß, schnellt sich das muskulöse Tier immer noch in das bergende Wasser und kommt nie wieder zum Vorschein, da sich seiner wahrscheinlich die lieben Verwandten bemächtigen und es zerreißen.

Das brauche ich dem Jäger wohl kaum mitzuteilen, daß die Undurchdringlichkeit der Krokodilhaut eine Fabel ist. Selbst ein guter Schrotschuß durchschlägt dieselbe und wird auch von tödlicher Wirkung sein, da sich im Wasser in offene Wunden Schmarotzer setzen, die den Tod des Tieres, wenn auch nur langsam, zur Folge haben.

Natürlich darf man einen Schrotschuß nur auf ganz junge Krokodile, die von demselben schnell getötet werden, anwenden, denn man soll selbst eine solche gierige

und schädliche Bestie nicht unnützerweise quälen. Die Gefährlichkeit und der Schaden, die das Krokodil anrichtet, sind ja bedingt durch den Kampf ums Dasein.

Ich halte das Krokodil für das schädlichste Raubtier der Tropenländer und zwar nicht so sehr wegen seiner Gefährlichkeit für den Menschen, sondern weil dort, wo das so außerordentlich fruchtbare Krokodil lebt, an Fischerei nicht zu denken ist, während Gewässer in den Tropen, in denen das Krokodil fehlt oder selten ist, derartig fischreich zu sein pflegen, wie wir ein Gleiches in Europa wohl nur von geschützten Teichen kennen.

Ich fischte einst in einem Tümpel, der nur zeitweise mit einem fließenden Gewässer in Verbindung stand und das Krokodil nicht beherbergte. Obgleich mein einziges Fischwerkzeug nur eine Hängematte aus Netzwerk war, die wir, zwei Mann auf jeder Seite, durch den flachen Tümpel zogen, warfen wir sie doch jedesmal mit 30 bis 40 Fischen angefüllt ans Ufer.

Das Wasserloch hatte buchstäblich mehr Fische als Wasser, leider lauter Welse, die wegen ihres weichen Fleisches nicht zu den schmackhaftesten Fischen gehören.

Auf den großen Fischreichtum war ich aufmerksam geworden, als ich bei Mondenschein mich auf Büffel angesetzt hatte, die, wie die Fährten zeigten, allnächtlich hierher zur Tränke und Suhle kamen, und die ganze Oberfläche des Teiches von der Menge der Fische in eine wellige Bewegung geriet.

Wo immer ich auf meinen Reisen in Afrika ausmachte, daß es dort wenig Krokodile gab, griff ich zur Angel und machte gewöhnlich einen guten Fang.

Nicht immer kann man sich auf die Auskunft der Eingeborenen verlassen, wie ich einstmals beinahe zu meinem Schaden erfahren hätte.

Ich hatte im Lulua, einem Zufluß des Kongo, täglich mein Bad genommen und war weit in den Fluß hinausgeschwommen, weil die mir freundlich gesinnten Baschilange behaupteten, die Krokodile wären hier nicht gefährlich, es sei nie ein Mensch von ihnen angegriffen worden.

Als ich nun wieder einmal gegen Abend auf einem Reitstier zum Lulua hinabritt, um ein Bad zu nehmen, kamen Negerinnen schreiend und lärmend vom Fluß heraufgelaufen und erzählten mir, daß soeben an meinem Badeplatz ein ausgewachsener Mann, der nur bis an die Knie im Wasser gestanden hätte, niedergeschlagen und vom Krokodil weggenommen sei.

Wenige Tage darauf wurde denn auch der Räuber, ein Riesenkrokodil von wohl fünf Metern Länge, an derselben Stelle geschossen.

Wo das Krokodil selten vorkommt, ist es allerdings für den Menschen meistens ungefährlich, da es an den Fischen reichlich Fraß findet und andere Beute kaum annimmt.

Am Tschikapa, einem Nebenfluß des Kassai im zentralen Afrika, fing ich mit zweien meiner Träger, also drei Angeln, in einer Stunde so viele Riesenkarpfen von goldblauer und goldroter Färbung, daß sechs Mann die Beute an Stangen auf der Schulter kaum nach dem Lager zu tragen imstande waren. Die einzelnen Fische hatten ein Gewicht von 4–15 kg.

Das Ende dieses Fischzuges bestand darin, daß mich ein mächtiger Fisch, wahrscheinlich ein Wels, an der starken Schnur, deren Ende ich mir unvorsichtiger-



Krokodil.

W. K. Schmid



Krokodil.

weise um das Handgelenk gewunden hatte, vom Ufer hinab in den Fluß riß. Zum Glück sank ich sofort bis an die Hüften in den Schlamm; aber das kolossale Tier, das ab und zu bei dem wütenden Reißen eine zwei bis drei Meter lange, dunkle Rückenlinie zeigte, hätte mich doch in den Fluß gerissen, wenn nicht meine Begleiter herbeigesprungen wären, mich gehalten und schnell die Schnur am Handgelenk abgeschnitten hätten, die von dem kräftigen Reißen des Riesenfisches durch die Haut bis ins Fleisch eingedrungen war.

Die Frage ist auch heute noch eine offene, ob das Krokodil eine Stimme hat. Viele behaupten, es könne schreien wie ein kleines Kind. Ich glaube bestimmt, nur einen unkenartigen Ton, natürlich viel stärker als diesen, gehört zu haben.

Ich saß einst auf dem Stamm eines in den Fluß (Sankurru) gestürzten Riesenbaumes dicht bei einer Sandbank.

Der einzige Ton, der in der stillen Wildnis sich bemerkbar machte, war ein unausgesetzt ertönender, etwas langgezogener Unkenruf.

Zuerst hielt ich einen wunderbaren Vogel, den ich damals zum ersten Male sah, den Hammerkopf oder Schattenvogel, der mich neugierig umflog, für den Urheber, bis er sich bei mir auf dem Stamm niederließ und so dicht an mich herankam, daß ich ihn bequem mit der Hand hätte greifen können.

Jetzt merkte ich, daß der Ton von dem Vogel nicht herrühren konnte. Bald darauf sauste es in der Luft und mit pfeifenden Flügelschlägen ließen sich zwei langhalsige, große, schwarze Sporengänse auf der Sandbank nieder, von denen ich eine schoß. Wunderbar war der Erfolg des Schusses. Rings um die Sandbank rauschte es plötzlich, das Wasser kam in Bewegung und wurde von einer Unzahl ins tiefere Wasser schießender Krokodile hoch aufgespritzt. Von vielen konnte ich im kurzen Umkehren die Schwänze sehen.

Es hatte rings um die Insel eine große Anzahl Krokodile so gelegen, daß sie nur die beiden Nüstern oder Augen über Wasser zeigten.

Da ich damals noch ziemlich unbekannt mit der Tierwelt Afrikas war, hatte ich mir die rings um die Sandbank sichtbaren kleinen Höcker nicht erklären können und das Wasser war so undurchsichtig gelb, daß von den Körpern der Krokodile nichts zu sehen gewesen war.

Ich blieb wohl noch eine Stunde lang auf meinem Baumstamme sitzen, aber obgleich alles wieder in der Wildnis still geworden war, wurde der Unkenlaut nicht mehr gehört und ich nehme deshalb an, daß es die Stimme der Krokodile war.

Einem schrecklichen Beweise von der Gefährlichkeit der Krokodile wohnte einst am Nyassa fast das ganze Offizierkorps meiner Expedition bei.

Zwei Negerinnen waren in einem Kahn auf eine Sandbank gefahren und wuschen dort ihre Tücher. Eins der Mädchen hatte sich aufgerichtet und stand bis an die Knie im Wasser, als es plötzlich von dem aus dem Wasser hervorschlagenden Schwanz eines Krokodils so niedergehauen wurde, daß es sich fast überschlug. Sobald es am Boden lag, schoß der mächtige Kopf der Bestie hervor, packte das schreiende und sich umsonst wehrende Weib und verschwand mit ihm im Fluß.

Eine Minute später erschien ein Riesenkrokodil, das den Oberleib der Negerin im Rachen hatte und die Beine zwischen seinen hochgestellten Vorderbeinen nachschleifte.

Zuckend bewegte sich noch der sonst nicht entstellte Körper der ertränkten Negerin. Die Bestie legte ihre Beute nieder und fuhr dann einige Male seitwärts dicht über dem Körper mit dem Kopf hin und her. In diesem Augenblick erhielt sie von einem meiner Offiziere, die unterdessen ihre Gewehre geholt hatten, einen Schuß, schnellte vorn in die Höhe, packte dann aber den Leib der Negerin und verschwand wieder im Wasser.

Nach kaum drei Minuten spielte sich dieselbe Szene am anderen Ende der Sandbank noch einmal ab.

Diesmal begrüßten die Riesenechse jedoch schon einige Kugeln, bevor sie noch weiter als bis zu den Schultern über Wasser war; aber noch zum dritten Male erschien der unheimliche Räuber, jetzt jedoch am gegenüberliegenden Ufer, immer noch seine Beute im Rachen haltend, die er meiner Überzeugung nach der anderen Krokodile wegen für sich am Lande und nicht unter Wasser zerreißen wollte.

Jetzt saßen die Schüsse scheinbar besser, denn die Riesenechse, von mehreren Kugeln getroffen, überschlug sich fast, riß aber die Beute doch noch an einem Arm mit sich in das Wasser.

Während ich einen Dampfer nach dem Nyassa-See brachte, verlor ich nicht weniger als sechs Mann von meinen 100 Askari durch Krokodile, alle am Zambesi, Schire oder im Nyassa-See.

Im Schire sind die Bestien so gefährlich, daß bei jedem Dorf die Stellen, wo die Eingeborenen ihr Wasser schöpfen, mit Palisaden nach dem Wasser zu eingeeht sind.

Als ich einst dicht am Ufer dieses Flusses lagerte, vor meinem Zelt saß, und die Abendpfeife rauchend, den wundervollen Sternenhimmel betrachtete, trat einer meiner Askaris mit seiner Kalabasse an den Fluß und ließ mit glucksendem Geräusch das Wasser in dieselbe hineinlaufen. Plötzlich ein Rauschen, ein Schrei. Ich sah den Mann durch die Luft fliegen und zu Boden fallen. Noch ehe ich aufspringen konnte, war er schon vom Krokodil gepackt und mit einem furchtbaren, vom Wasser erstickten Hilfschrei verschwunden.

Bei den anderen Fällen, die alle ähnlich verliefen, war ich nicht selbst zugegen.

Die Eingeborenen warnten stets, die Hand an den äußeren Bord des Kanoes zu legen, und duckten sich tief nieder, denn sie behaupteten, die Krokodile hätten schon mit ihrem außerordentlich muskulösen Schwanz Leute aus dem Fahrzeug ins Wasser geschlagen.

Welcher Kraftäußerung diese Waffe des Krokodils fähig ist, konnte man an einer Kuh beobachten, die an der Kongomündung bei Banana zum Trinken an den Fluß getreten war und einen Hieb vom Schwanz des Krokodiles auf die Keule erhielt, der den Schwanz der Kuh dicht unter der Wurzel abschnitt und eine furchtbare Fleischwunde bis auf den Knochen in der Keule schlug.

Ich sah die Kuh einige Jahre später. Man konnte noch immer fast die ganze Hand in die Narbe legen.

Ebenso schlimm wie im Schirefluß sind auch die Echsen des Kuanzaflusses. Hier passierte es einst, daß ein Krokodil einen Neger von einer einen Meter über dem Wasser liegenden Laufplanke, die den Bord des Dampfers mit der Landungsbrücke verband, herabschlug.

So gibt es unzählige Beispiele von der Gefährlichkeit und Frechheit des Krokodils, und wenn man bedenkt, daß diese Bestie bis zu 100 Eier legt, so kann man sich ausmalen, wie groß ihre Vermehrung ist.

Zum Glück werden die meisten Jungen von den Alten aufgefressen, zum Glück werden auch viele Junge von Vögeln weggenommen, aber immerhin glaube ich, daß sich in afrikanischen Flüssen folgender Zirkellauf vollzieht.

Das Krokodil vermehrt sich so außerordentlich, daß der Fischreichtum des Flusses abnimmt. Jetzt frißt die Echse ihre eigene Brut, zieht sich vom Flusse fort und mag auch vielleicht teilweise vor Hunger eingehen. Dann nimmt der Fischreichtum wieder zu und bald auch infolgedessen die Zahl der Echsen, und so fort.

Leider kann man für die Vernichtung des Krokodils Schußprämien an Eingeborene nicht geben, denn wenn die Leute auch mit ihren schlechten Gewehren imstande sind, das Krokodil so zu verwunden, daß es eingehen muß, so werden sie doch nur in äußerst seltenen Fällen einen Beweis für die Erlegung desselben beibringen können.

Habe ich doch selbst von den gegen fünfhundert geschossenen Krokodilen nicht mehr als ein Dutzend zur Strecke gebracht, weil die anderen, die fast alle gute Kopfschüsse hatten, sich noch ins Wasser werfen konnten.

Deshalb ist es geboten, den Eingeborenen Prämien für die Eier des Krokodils zu geben, die bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu finden sind, denn jedes Nest verrät sich durch einen kleinen Haufen von zusammengescharrtem Sand.

In dreien der erlegten Krokodile fand ich Perlen, wie sie die Eingeborenen tragen, Knöpfe und Messingringe, Arm- und Beinschmuck der Neger, und in einem noch einen Fetzen blauen Zeuges.

Diese drei wurden in Gegenwart vieler Europäer geöffnet und das eine hatte fünf bis sechs Ringe im Leib, so daß ich jedem Anwesenden einen derselben als Andenken schenken konnte.

Außerdem findet man im Innern jedes Krokodils einen Haufen Kieselsteine, je nach der Größe des Tieres bis zu zehn Pfund schwer. Sie nehmen, wenn möglich, rundgeschliffenes Quarzgerölle, denn so waren die meisten der von mir gefundenen „Belastungssteine“, die sie verschlingen, um leichter tauchen zu können. Je älter und fetter — dies hängt meist zusammen — eine Bestie ist, um so schwerer die Belastung.

Natürlich nimmt das Krokodil außer Fischen auch jedes andere lebende Wesen, das ihm erreichbar ist, so z. B. Enten, Gänse, Wasser- und Stelzvögel.

Einst schoß ich am Kongo ein nur zwei Meter langes, junges Krokodil, das so fest schlief, daß wir es, mit dem Dampfer an Land laufend, beinahe überrannt hätten, und die Frau des Kapitäns, eines Missionars, eine Negerin, bereitete uns ein Frikassee von demselben. Ich fand das Fleisch im Geschmack und Aussehen zwischen Fisch und Huhn, aber zähe. Immerhin ist es eßbar und wird von den Eingeborenen am Kongo auch gegessen.

Fast ebenso schmeckt das Fleisch der Riesenschlange, das ich später einmal versucht habe, aber ein Europäer muß doch schon arg vom Hunger gequält sein, bevor er solche Kost zu sich nimmt, denn die Einbildungskraft spielt doch beim Geschmack eine große Rolle.

So ist es auch mit dem Fleisch der Affen, das von vielen Arten sicherlich recht gut schmeckt.

Hassen lernt der Europäer das Krokodil ganz besonders deshalb, weil es ihm so häufig das brennend begehrte Bad verdirbt.

Schönere Stunden als die des Badens am Abend in den wundervollen, klaren, kühlen Urwaldbächen Zentralafrikas habe ich in Afrika nicht erlebt.

Des Abends stieg ich aus dem Lärm und Getöse des Lagers hinab zu den tiefingeschnittenen, über Granit und Sandstein klar dahin sprudelnden Bächen, die im Halbdunkel liegen, da die Hänge von riesigen Urwaldbäumen bestanden sind, so daß sich ihre Kronen hoch über dem Bach zu einem ewig Schatten spendenden Dach vereinigen.

In diesen Bächen, die zu klein, zu fischarm und zu klar sind, als daß man Krokodile fürchten müßte, habe ich der Badelust den denkbar höchsten Genuß abgewonnen, und nicht wenig haben diese allabendlichen Bäder dazu beigetragen, daß ich während dieser Reise so wenig an Fieber litt. Solche Bäder sind aber in Afrika sehr selten, denn nur im zentralen Urwaldgebiete findet man die schönen, klaren, kühlen Bäche. Wo immer das Wasser dunkel ist, muß man des Krokodils gewärtig sein, wenn auch das Gewässer noch so klein ist.

Ich passierte einst mit meiner Karawane einen Bach, der nur drei Meter breit und etwas über einen Meter tief war und ganz dunkles Wasser hatte.

Ein Maultier sträubte sich, ins Wasser hinabzugehen und der Reiter desselben, der später von den Wahehe getötete Leutnant von Zitzewitz, fuhr zwei unserer Leute hart an, weil sie nicht ins Wasser stiegen, um das Tier hineinzuziehen.

Die Leute fürchteten das Krokodil, doch der Offizier, der nicht glaubte, daß in solch kleinem Gewässer sich die Echse aufhalten könnte, lachte sie aus und schickte sie hinab.

Kaum war aber ein Mann im Wasser, als er auch schon aschgrau vor Furcht und Schrecken „Mamba, Mamba“ (Krokodil) schreiend, ans Ufer kletterte.

Er sagte uns, er habe ein großes Tier dicht bei sich vorbeistreichen und einen starken Druck des Wassers dicht neben sich verspürt.

Ich kam dazu und muß gestehen, daß ich selbst in solch kleinem Wasser kaum an Krokodile glaubte. Da zeigten sich aber zwanzig Meter abwärts die beiden ominösen Punkte an der Oberfläche, die beiden höckerhaft hervorstehenden Augen der Bestie, die von dort aus den Vorgang beobachtete.

Ein Schuß, etwas von obenher, der gut zwischen beiden Punkten saß, brachte mit einer riesigen Lançade ein gewiß drei Meter langes Krokodil, bevor es ganz verschwand, über die Oberfläche.

Doch nun genug von dieser Bestie, die ein Feind der ganzen übrigen Schöpfung ist, und zu einer anderen, ebenso gefährlichen, wenn auch nicht soviel Schaden anrichtenden, der Schlange.

Ich habe in meiner Afrikapraxis gewiß 50 Fälle von Schlangenbissen kuriert und nur ein Mann ist mir gestorben, weil er so gebissen war, daß ich den verwundeten Körperteil nicht unterbinden konnte.

Abschnüren der Blutzirkulation ist die erste Maßnahme gegen einen Schlangenbiß.

An einer bis drei Stellen soll man den Blutzulauf zu dem gebissenen Teil des Körpers so scharf unterbinden, daß das Glied ganz gelb, abgestorben aussieht. Dies kann man mit Fetzen vom Taschentuch oder im Notfalle auch von der Kleidung, überall ausführen. Dann sollte jeder, der in den Tropen reist, stets eine an beiden Seiten zugeschmolzene Phiolen mit Salmiakgeist oder Ammoniak bei sich tragen.

Sind die Wunden der Giftzähne sehr klein, so öffne man sie schnell mit einem Messer, schlage die Spitze der Glasröhre ab und stoße dieselbe in die Wunde hinein, so daß sich ein Teil der Flüssigkeit in dieselbe zieht. Wenn das Glied gut abgeschnürt



Puffotter.

ist, fühlt der Gebissene kaum das scharfe Brennen des Ammoniaks. Dann gebe man den Rest aus der Phiolen, aber nicht mehr als zehn Tropfen, in ungefähr einem Viertelliter Wasser dem Gebissenen zu trinken. So habe ich fast alle von Schlangen Gebissenen und auch einige von Giftpfeilen verwundete Leute behandelt, während mich selbst in Leopoldville am Kongo ein englischer Arzt, als ich von einer Giftschlange in die Hand gebissen war, derart kurierte, daß er gleich die ganze Fläche Haut und Fleisch, in der die Bisse saßen, bis auf die Knochen abschnitt und die große Wunde in einer Lösung von hypermangansaurem Kali badete.

Dies ist vielleicht die sicherere, aber auch für einen Laien die schwerer auszuführende Art, und die erstere ist doch fast stets von Erfolg begleitet.

Ist man in der Mittagshitze gebissen, so ist der Biß sehr viel gefährlicher als in einer kalten und kühlen Nacht, denn es scheint, daß die Hitze das Gift flüssiger, die Kälte es dicker und fester macht.

Die giftigsten Schlangen Afrikas sind die Speischlange, die Puffotter und eine fast ebenso walzenrunde, dicke, kurze, die aber viel größer ist als die Puffotter, und die wie die Hornvipere über jedem Auge ein kleines Horn hat. Sie ist, wie ich glaube, noch nicht bekannt.

Nur einmal wurde ein Mann von ihr gebissen und zeigte sehr bedenkliche Symptome einer starken Vergiftung; und auch nur einmal habe ich das Tier selbst gesehen, dessen Kopf das denkbar diabolisch Wildeste ist, was man sich vorstellen kann. Sie soll sich nur in sehr feuchten, dichtbewachsenen Niederungen finden und nicht in der trockenen Savanne, wie meist die anderen Giftschlangen.

Außerdem sind fast alle Wasserschlangen giftig und auch einige kleinere Vipern, besonders die grüne Vipere, die man an den Ufern der Flüsse häufig findet.

Ich halte es übrigens für richtig, daß man jede Schlange tötet, denn einmal ist noch gar nicht bei allen Schlangen bekannt, ob sie giftig sind oder nicht, und dann sind doch auch die ungiftigen so wenig nützlich, daß man sie am besten mit den anderen dem Untergange weiht.

Sicher kann man nur bei den Pythons, den Riesenschlangen, sein, und diese sollte man auch genau wie jedes andere Raubtier behandeln, denn die Nahrung derselben besteht in jungem Wild und Vögeln und ihre Haut ist sehr gut verwendbar für allerlei Ledersachen, Zigarrenetuis, Damengürtel usw.

Da ich stets in den Tropen leichte, dünne Kniestiefel trug, so bin ich mehrfach Bissen kleinerer Schlangen, auch der Puffotter entgangen.

Vor der Gefahr des Niedertretens auf eine Speischlange wurde ich durch einen Stoß gerettet, den mir der hinter mir gehende Offizier gab, und der mich über die Schlange hinwegfliegen machte.

Der weiter oben erwähnte Schlangenbiß in die Hand war allerdings nicht abzuwehren gewesen. Ich schlief krank auf einem Feldlehnstuhl in einer Strohhütte und hatte mich mit einer Decke zugedeckt und die Hände im Schoß. Noch halb im Schlaf spürte ich eine Bewegung auf dem Schoß und als ich mich rührte, einen heftigen Stich in der Hand.

Als ich die Augen öffnete, lief eine kurze, dicke Schlange mit flachem, breitem, hinter den Kiefern stark abgesetztem Kopf — dem Hauptkennungszeichen einer Giftschlange — von meinem Schoß auf den Boden und unter das Stroh der Hütte.

Ich unterband sofort die Hand, sandte nach einem dicht neben mir wohnenden Arzte und wurde wie oben erwähnt, behandelt.

Noch lange, ja noch heute, spüre ich ab und zu an der Bißstelle ein heftiges Jucken, wie ich es sonst bei keiner anderen Narbe kenne.

Daß Ammoniak auch günstig ist gegen andere Gifte, lehrt folgender Fall.

Ich marschierte einst in Zentralafrika im Kongobecken am Lulua gegen einen Häuptling, um ihn zu strafen. Ich ritt an der Tête und vor mir ging mein junger Gewehrträger, natürlich barfuß.

Plötzlich zuckte er zusammen und holte sich eine hölzerne Pfeilspitze aus dem Fuß, der gleich darauf zu schwellen anfang. Die Eingeborenen hatten die Fußsteige, auf denen wir uns nähern mußten, an einigen Stellen mit vergifteten Pfeilspitzen, die schräg gegen die Marschrichtung in den Boden gesteckt waren, besetzt.

Auch hier half Ammoniak. Wahrscheinlich war es ein tierisches Gift.

Nichts half allerdings dieses Mittel gegen die Pfeile der Zwergvölker in den großen Wäldern Zentralafrikas.

Jeder meiner Leute starb, wenn er von einem solchen Pfeile getroffen war, in der kurzen Zeit zwischen sieben Minuten und einer Viertelstunde, jeder genau mit demselben krampfartigen Ausrecken des Körpers.

Diese „batwa“ wie auch die Buschmänner Südafrikas, von denen ich mir die Anfertigung ihrer Gifte habe zeigen lassen, benutzen das Gift dreier Pflanzen, eines Baumes und zweier Stauden, füllen dieses in eine kleine Kalabasse, die sie am Gürtel hängen haben, und tauchen den Pfeil erst kurz vorm Abschließen in das Gift.

Durch die obigen Erzählungen möchte ich aber durchaus nicht den Glauben erwecken, als ob Schlangenbisse häufig wären.

Man kann oft monatelang marschieren, ohne eine Schlange zu sehen, kommt dann aber wieder plötzlich in eine Gegend, wo sie außerordentlich häufig sind. Es wird dies mit dem Vorkommen von kleinen Nagern zusammenhängen, die die Hauptbeute der Schlangen ausmachen.

Der Europäer, der leichte Stiefel trägt, ist auch gegen Schlangenbisse ziemlich geschützt, überhaupt auch schon durch seine Kleidung, da bei dem Bisse viel von dem Gifte in der Kleidung hängen bleiben wird.

Da wir nun einmal bei den unangenehmsten Tieren der Tropenwelt angekommen sind, so kann ich auch noch gleich einige kurze Winke für anderes schädliches Gewürm geben, so vor allem den Skorpion und den Hundertfuß (Scolopender).

Beide sind nach meiner Überzeugung wohl recht giftig, aber nicht lebensgefährlich. Ich habe nie davon gehört, daß ein Mensch am Stiche des Skorpions oder Biß des Hundertfußes gestorben sei. Wohl aber sind beide sehr schmerzhaft und können sehr lange anhaltend wirken. Auch gegen die Stiche des blutdürstigsten Getiers in Afrika, des Moskitos, ist die Anwendung von Ammoniak sehr zu empfehlen.

Man vermeide beim Aufschlagen des Zeltes die Nähe des Affenbrotbaumes. Ich habe gefunden, daß die Risse und Falten der Affenbrotbaumrinde den Skorpion häufig beherbergen.

Führt man für seine Betten Leinenwäsche mit, so tut man gut, das Kopfkissen und die Decke aufzuheben, denn die feuchte Kühle solcher Decken zieht Skorpione an; auch sehe man sich bei gefallenen und halbverfaulten Bäumen vor.

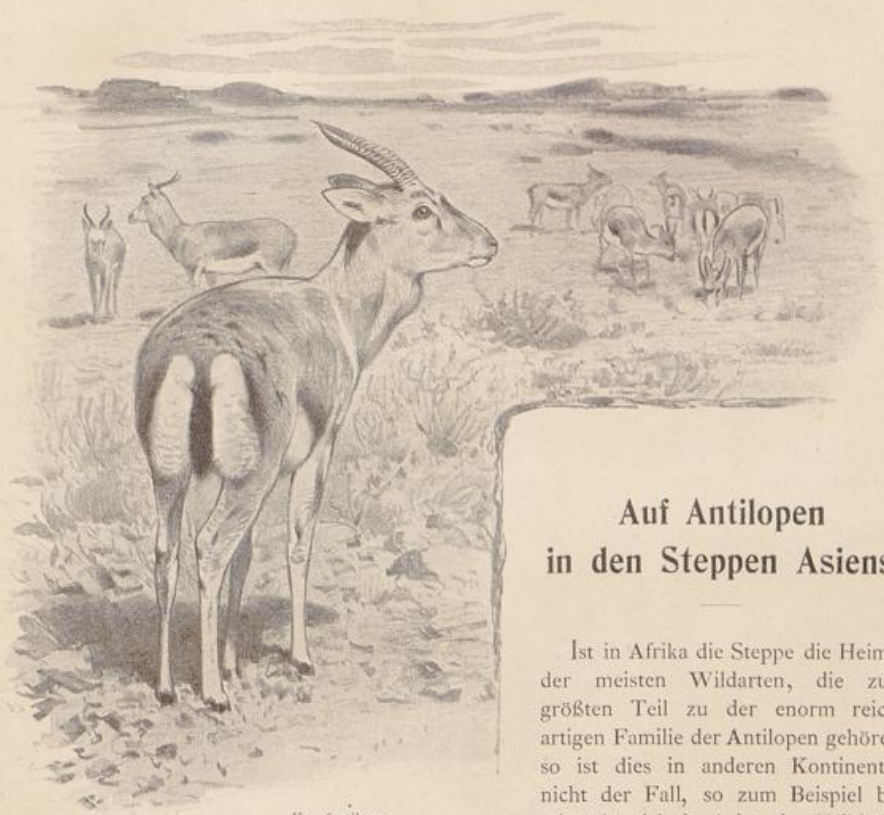
Der Hundertfuß liegt meistens unter Steinen. Außer seinem Bisse ist auch eine Giftabsonderung aus seinen Füßen schädlich. Mehrfach kamen Neger zu mir, die lange Streifen dicht neben einander herlaufender, schnell in Eiter übergehender Wunden hatten. Es waren Hundertfüße über den nackten Rücken gekrochen und hatten offenbar in die Poren hinein ihr Gift abgesetzt. So wenigstens erklärten mir die Leute diese häßlichen Geschwüre.

Natürlich ist ein Hauptmittel gegen alle solche kleinen Quälgeister und besonders gegen Moskitos, ein gutes, dichtes, starkes Moskitonetz, welches rings herum im Bette festgesteckt sein muß, so daß nichts herein kommen kann, und zwar schon beim Aufstellen des Bettes.

Der Reisende wird in den Tropen des Nachts auch häufig von Beißameisen überfallen, die sehr schmerzlich beißen und in solchen Massen ihre Überfälle machen, daß man Haar und Bart von ihnen nur schwer befreien kann.

Ein Zug solcher von den Negern sehr gefürchteten Ameisen bringt oft des Nachts das ganze Lager auf die Beine. Man soll dann zuerst im Lager möglicherweise angebundenes Vieh (Schafe, Ziegen, Hühner) retten, denn die Ameisen töten es, wenn es nicht fliehen kann.

Ein sorgfältig aufgestelltes Moskitonetz und ein Gläschen Ammoniak in der Tasche, sind die besten Schutzmittel gegen die meisten Quälgeister.



Kropfantilope.

Auf Antilopen in den Steppen Asiens.

Ist in Afrika die Steppe die Heimat der meisten Wildarten, die zum größten Teil zu der enorm reichartigen Familie der Antilopen gehören, so ist dies in anderen Kontinenten nicht der Fall, so zum Beispiel beschränkt sich in Asien das Wild der Steppe hauptsächlich auf eine Anti-

lophenart, denn der Kulan, der asiatische Wildesel, die letzten Überreste des Wildpferdes in Asien (*Equus Przewalski*) und die des baktrischen Kamels leben nicht in der Steppe, sondern nur noch in wenigen kleinen Rudeln in den fast unzugänglichen, trockenen Sandwüsten Zentralasiens, und noch zwei bis drei Arten Antilopen in den Wildnissen des dem Europäer unzugänglichen Tibet.

Das oben genannte, fast einzige Wild der sibirischen Steppe ist die Kropfantilope (*Procapra guttorosa*). Etwas gedrungen gebaut, wie die meisten gleich großen Arten ihrer Familie, mit etwas kurzem Kopf, der durch den stark hervortretenden Kropf noch mehr entstellt wird, ist sie, wenigstens in der Nähe gesehen, nicht zu den schönsten Arten der Familie zu rechnen. Von weitem aber muß man sie doch nach ihren leichten, gazellenartigen Bewegungen schön nennen.

Entweder dem gelben Sand entsprechend, denn auch in den Sandwüsten der Turkmenen habe ich sie gesehen, oder dem gelben Gras der Steppe ähnelnd, ist die Farbe unserer Antilope hellgelb, mit nach Bauch und inneren Läufen übergehendem Weiß.

Von der chinesischen Mongolei, die wohl heute ihre ungestörteste Heimat ist, von den steppenartigen Hochflächen des Altai, hat sie mich begleitet auf der geisttötenden Reise durch das endlose baum- und strauchlose Turkestan und die Turkmenen-Wüste bis an die Ufer des kaspischen Meeres. Weiter nördlich in den sibirischen Steppen, die von der neuen großen Bahn durchzogen werden, habe ich sie nie beobachtet; hier verbietet ihr wohl der hohe Schnee des Winters die Existenz. Aber nach Süden geht sie überall bis an die



Kirgisischer Falkenbeizer.

Ränder der mächtigen zentralasiatischen Gebirgszüge, ja bis in deren steppenartige Hochebene hinauf und trifft hier, besonders in Tibet, aber auch weiter westlich, andere Verwandte.

Unsere Antilope ist, je nachdem sie mehr oder weniger von Menschen verfolgt wird, scheu oder vertraut, denn einen anderen Feind als den Menschen hat sie kaum, außer in den südlichsten Teilen ihres Standes die seltenen großen Katzen, besonders den schlanken Jagdoparden, auf kürzere Strecken das bei weitem schnellste Tier der Welt. Dem Wolf ist sie viel zu schnell und wachsam, vielleicht daß dem Adler oder Bartgeier manchmal ein junges Stück zur Beute fällt.

Häufig fand ich in den Poststationen der Einöden Turkestans zahme Antilopen die, jung eingefangen, muntere, lebenswürdige Haustiere werden.

Es gibt wohl nur ein Volk, das mehr des Sportes wegen als des geringen Ertrages die Jagd auf die Kropfantilope mit soviel Eifer betreibt: die Kirgisen.

In umgekehrter Weise wie sonst überall auf der Welt kann man sagen, daß, je weiter in Sibirien die Zivilisation vorschreitet, umso besser sich unsere Antilope hält, denn wo der russische Bauer und Kosak sich angesiedelt haben, da geht es bald mit den wilden, eingeborenen Stämmen, den Kirgisen besonders, den Kalmücken und Taren, abwärts. Sie sind bald den Russen verschuldet und in eine elende Schuldknechtschaft hinabgedrückt, die einen traurigen Gegensatz zu dem stolzen wilden Jagd- und Räuberleben der alten Kirgisenhorden bildet.

In der chinesischen Mongolei und in den äußersten sibirischen Steppen, die nach China zu liegen und den bedrängten Kirgisen Gelegenheit geben, sich dem habgierigen Russen, der russischen Behörde zu entziehen, nur dort noch trifft man Horden, die einigermaßen an den früheren Räuberstolz erinnern, nur dort noch sind die Reste dieses Stammes wohlhabende, ja reiche Nomaden, deren Herden hie und da nach Tausenden zählen. Rinder, Schafe und Ziegen, Kamele und vor allem aber zahllose Herden kleiner, oft recht hübscher, enorm zäher und leistungsfähiger Pferde sind ihr Reichtum. Auf russischem Boden dürfen sie die alte Stammwaffe, die Lanze, nicht mehr tragen, nur das Gewehr.

Nie in meinem Leben, auch nicht weit hinein in die Wildnis des afrikanischen Kontinents, habe ich so elende, einem Kinderspielzeug ähnliche Feuerwaffen gesehen, wie hier in Sibirien, so daß man eigentlich behaupten kann, die Stämme seien unbewaffnet. Weiter nach Westen zu, wo die Ansiedlungen der Russen immer dichter werden, trifft man mehr und mehr verarmte Kirgisen, die zuletzt nur noch als Pferdeknecchte und Kutscher in armselig bezahlten Diensten der Poststationen stehen.

Am besten zeigt sich die Abnahme des Wohlstandes dieses Stammes in der Art, wie sie beritten sind. Dort im Osten steht mit drei- bis vierfacher Abwechslung unausgesetzt ein Pferd an der Jurte (kirgisische Wohnung) angepflockt, bereit selbst für einen Weg von wenigen hundert Schritten; nach Westen zu wird das Pferd immer seltener, und der viel billigere Ochse wird geritten, ja selbst die Kuh, die zu gleicher Zeit der Familie noch mit etwas magerer Milch dienen muß.

In dieser Gegend natürlich ist auch der Lieblingssport der Kirgisen, die Jagd auf die Kropfantilope, vorbei, und da der Russe überhaupt kaum Jäger ist, so ist dort dieses Wild nur geringer Verfolgung ausgesetzt.

Im Osten aber versammeln sich noch wie zu einem Feste die Reiter mit Hund und Falken zur lustigen ungebundenen Hetze über die weite freie Steppe.

Sobald ein Rudel unseres Wildes durch die Annäherung der Reiter beunruhigt wird, wird der stolze Falke entkappt, äugt mit dem kühnen, scharfen Auge, wissend, daß es jetzt edle Arbeit gibt, umher, erkennt das Wild, duckt sich zusammen und schießt in tiefem, schnellem Flug auf seine Beute zu. Das Rudel wird unruhig, schiebt sich durcheinander, ein Stück wird flüchtig, die anderen folgen, und der Falke wirft sich einem Stück auf das Haupt, mit den scharfen Fängen am Gehör sich festklammernd und durch seine wilden Flügelschläge sein Opfer zu unsteter Flucht verleitend, wodurch der Meute von schnellen, Windhunden ähnlichen Hunden und der jauchzend folgenden Reiterschar Gelegenheit geboten wird, sich schnell zu nähern.

Nicht nur unsere Antilope wird so gejagt, sondern überhaupt alles Wild der Steppe, auch der Fuchs und, wie man mir mehrfach sagte, sogar der Wolf. Diesen beißt man allerdings nicht mit dem Falken, sondern mit dem starken Adler, den ich häufig mit Kappe und scheinbar völlig abgerichtet bei den Kirgisen fand.

Die ersten Kropfantilopen fanden wir — wenigstens in einigermaßen beträchtlicher Zahl — auf der Dschuja-Steppe im Hochaltai rings um den äußersten russischen Karawanenort Katschagatsch am Wege nach der chinesischen Grenze, nach Kobdo. Hier in nächster Nähe der steinigen Mongolei mit ihren wilden Steppen hält sich die Kropfantilope in starken Rudeln während eines großen Teiles des Jahres auf. Im Winter zieht sie fort nach Süden, wohl in wärmere Steppen.

Leider war während meiner Anwesenheit infolge einiger Mißhelligkeiten zwischen den Kirgisen-Saisan (Häuptlingen) und der russischen Regierung keine Horde



Auf Ochsen reitende (arme) Kirgisen.

dieses Stammes dort, und so beschloß ich, mit den Kalmücken, deren Jagd auf die Antilopen, wenn auch nicht so romantisch wie die jener, so doch, wenn richtig eingeleitet, ergiebig ist, zu jagen.

Wir ritten aus, ich mit drei bis vier Kalmücken, deren scharfes Auge bald ein Rudel Antilopen entdeckte, zu deren Auffindung in dem gleichfarbigen Gelände das Auge erst geschult werden muß.

Nun ging es zuerst im leichten Galopp in direkter Richtung auf das Rudel los; sobald dieses unruhig und bald darauf flüchtig wird, ändert man die Richtung und jagt nun im vollen Laufe so, als ob man seitwärts am Rudel vorbeikommen wollte.

Die Antilopen ändern selten ihre Richtung, sondern werden stets auf 2- bis 300 Meter flüchtig und bleiben dann, nach den Reitern sichernd, wieder einige Momente stehen. Dadurch, daß die Reiter, scheinbar sich nicht um das Wild kümmernd, weiter galoppieren, kommen sie bald an der Seite des Wildes auf gleiche Höhe mit demselben.

Nun rief mir, den Zügel meines Pferdes fassend und im schnellen Laufe verhaltend, der eine Jäger zu, mich flach auf den Bauch niederzuwerfen, denn nur ganz kurzes Gras bedeckt die offene Steppe, die sonst keine Deckung bot. Ohne mich zu rühren, nur den Kopf nach dem Wilde hindrehend, blieb ich liegen, während meine Begleiter mit meinem Pferde noch eine Strecke dieselbe Richtung verfolgten, dann aber schräg seitwärts von dem Rudel so abbogen, als wollten sie dem Wild den Wechsel verlegen. Jetzt bricht fast regelmäßig das Rudel nach der Seite der schräg vor ihnen herjagenden Jäger aus, um hinter ihnen zu entkommen, und muß dabei über den am Boden liegenden Jäger oder nahe bei ihm vorbei flüchten.

Zweimal war uns das Manöver mißlungen; beim dritten Male aber flüchtete ein Rudel Antilopen auf mich zu, der ich unbeweglich am Boden lag, und jagte rechts und links bei mir vorbei. Ich erhob mich jetzt auf das Knie und feuerte auf das nächste starke Stück, das zusammenbrach.

Ein anderes Mal war die Jagd noch leichter, denn das Wild, das mich nicht entdeckte, verhoffte rings um mich her, nach meinen davonjagenden Begleitern hindugend, und bot mir so Gelegenheit für einen leichten Schuß.

Als wir zum Aufbrechen des Wildes uns gelagert hatten, stieß aus dem hohen Äther ein mächtiger Adler nieder und sauste mehrfach so dicht über unseren Köpfen — fast auf uns stoßend — dahin, daß wir scharf den Luftzug der gewaltigen Schwingen fühlten.

Ähnliches war mir schon vorher im Hochgebirge auf der Jagd nach dem Wildschafe und dem Steinbock vorgekommen, besonders von einem Bartgeier, den ich genau erkannte und schoß, der aber dann im Todeskampfe mehrere tausend Fuß unter uns erst den Boden erreichte. Ich war wirklich im Zweifel, ob dieser mächtigste Räuber der Lüfte in jenen Gegenden an einen Versuch gedacht hatte, uns von der Wand herabzustürzen. Vielleicht war es ihm beim Wilde schon gelungen, ein durch den plötzlichen Angriff erschrecktes Stück zum unüberlegten Sprung zu verleiten und als Beute hinabzustürzen.

Zum Jagen wie in anderen Steppengegenden, d. h. sich im schnellsten Rosselauf dem Wilde möglichst zu nähern, abzuspringen und zu schießen, dazu ist die Kropfantilope, wo ich sie kennen lernte, viel zu scheu. Sie läßt den Jäger niemals so nahe heran, und so ist die besprochene Art zu jagen in scharfsinniger Weise der Gewohnheit des Wildes abgelauscht und recht einträglich.

Nur wenn die Antilopen aus der Gegend fortziehen und sich zu diesem Zwecke zu starken Rudeln zusammentun, dann setzen sich die Jäger auch auf den ihnen bekannten Wechsellern an und können dann selbst mit ihren schlechten Gewehren, die nur Vorderlader sind, eine große Anzahl Stücke aus den mehrere Hunderte zählenden Rudeln erlegen.

Es war, als ich im Altai jagte, kurz vor der Zeit des Auswanderns; schon sahen wir Rudel bis zu hundert Stück stark, und als wir zwei Monate später aus den höchsten Höhen des Altai nach der Dschuja-Steppe zurückkamen, war schon keine Antilope mehr zu sehen.

Erst später traf ich sie in kleinen Rudeln in Turkestan, den Wüsten des Sirdarja und Transkaspien wieder.



Jagd auf das Gnu.

Leicht findet man auf der Karte unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika im Norden einen großen See oder vielmehr Sumpf, der nur in starker Regenzeit ganz mit Wasser bedeckt ist, dann aber lange Zeit so sumpfig ist, daß nur Sumpfvögel sich auf ihm niederlassen können. Erst allmählich trocknet er soweit aus, daß auch das größere Wild sich auf diese absolut ebene große Fläche wagen kann. Aber selbst dann ist es noch an einigen Stellen gefährlich, zu Pferde — denn nur so wird in jenen Steppen gejagt und kann bei dem Mangel an Deckung gejagt werden — dem Wilde zu folgen, denn das vom Reiter belastete Pferd wird nur stellenweise genügend festen Boden unter sich finden, um gefahrlos zu galoppieren.

Der größte Teil des afrikanischen Wildes liebt die weite, leicht übersichtbare Ebene, wo es gegen seine Feinde, den Menschen und die größeren Raubkatzen, ganz besonders aber gegen den schlimmsten, grausamsten und am meisten Wild verwüstenden Verfolger, den wilden Hund, geschützt ist.

Der Löwe reißt ein Stück des Rudels und sättigt seinen Hunger, der Leopard desgleichen, der wilde Hund aber, der meist in Rudeln jagt, obwohl man auch beobachten kann, daß ein einziges Tier eine ihm an Gewicht vielleicht zwanzigfach überlegene Antilope zu Tode hetzt, reißt zunächst ein Stück des Rudels nieder, jede der jagenden Bestien schlingt ein schnell aus den Weichen herausgerissenes Stück des Wildpretes hinunter, um dann sofort die Fährte des unterdessen flüchtig gewordenen Wildes wieder aufzunehmen, weiter zu verfolgen und so häufig das ganze Rudel zu vernichten.

Möglich wird den Hunden das stets wiederholte Einholen des Wildes dadurch, daß, sobald die verfolgten Antilopen oder Strauße, die die Hauptbeute des wilden Hundes ausmachen, den Verfolger nicht mehr dicht auf den Fersen haben, sie bald verhoffen und nach rückwärts sichern, bis die heißhungrige Meute wieder dahersaust.

Die weiten Ebenen der „Etoscha-Pfanne“ sind bevölkert vor allem von Tausenden und Abertausenden von Springböcken, ein wunderbarer Schmuck der einförmigen weiten Wildnis. Leicht wie ein Windspiel „fliegt“ das bunte, weiß und rotfarbige, zierliche, schön gehörnte Wild über die Fläche; als wenn sie mit ihren Läufen mit der leichten

Last des Körpers spielten, werfen sich abwechselnd einzelne Stücke fast senkrecht zwei Meter in die Höhe, um dann wieder in weiten Fluchten, dem Winde gleich, dahinzueilen.

Dort steht, in munteren Spielen sich tummelnd, ein Rudel Zebras, zwei Hengste kämpfen, kurz abgebrochen, fast dem Gebell eines Hundes ähnlich, wiehernd; mit angelegten Ohren beißen sie sich neckend, bäumen kerzengerade auf, um mit den stahlharten Vorderhufen zu schlagen, oder fliegen in einigen Sprüngen, ihren Gegner durch scheinbare Flucht lockend, dahin.

Bedächtig, ja stumpfsinnig äst dort ein Rudel Gnus, denn, so wunderbar die Kapriolen dieses Wildes sind, wenn irgend etwas seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so stumpf erscheint es in der Ruhe. Zwischen ihnen stolziert mit seinem komisch stelzenden Schritt der Strauß, weiterhin erkennt das Auge noch ein Rudel der starken Orix-Antilope (*Orix gazella*), und, wenn der Jäger Glück hat, wohl auch zwei oder drei der selteneren Pferdeantilope, die mit der zuletzt genannten allein wehrhaftes Wild genannt werden kann, denn beide gebrauchen gern gegen Raubwild, ja auch gegen den Jäger, ihre massiven, spitzen Hörner, natürlich nur, wenn sie krank geschossen oder in die Enge getrieben sind.

Die obengenannten Wildarten, zu denen sich noch die flüchtigste und ausdauerndste der Antilopen, das wunderliche Hartebeest, gesellt, sind Tiere der Ebene.

Die Pferdeantilope tritt ab und zu aus Deckung währendem Gelände, und die mächtigste der Antilopen, die Elenantilope, die an Gewicht das bei uns heimische starke Rindvieh übertrifft, verläßt nur sehr selten den schützenden Wald. — —

Schon bald nach Sonnenaufgang scheint die Luft über der weiten Ebene zu zittern, die glühenden Sonnenstrahlen werden von dem durchhitzten Steppenboden flimmernd zurückgegeben. Daher ruht das Wild einen beträchtlichen Teil des Tages, und man kann auf jenen weiten, wildreichen Ebenen mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, Wild zu finden, wenn man sich einem, wenn auch nur wenig Schatten gebenden Baum oder Strauch zuwendet. Die Hauptzeit für die Jagd ist am frühen Morgen, bevor noch der Boden durchglüht ist, oder am Abend, wenn schon die Sonne ihre Strahlen schräg sendet. Dann wird es munter, und wohin das Auge blickt, sieht es ein selten interessantes, schönes Bild: die Geschöpfe der Natur noch in ihrer vom Menschen unberührten, stillen Wildnis.

Es galt heute das erste Gnu dieses Teiles Afrikas zu erlegen, das, wenn es auch an Stärke des Gehörnes weit gegen dasjenige Ostafrikas zurücksteht, doch immer noch vom alten Bullen eine schöne Jagdtrophäe gewährt.

Ich ritt mit meinem Jäger, einem früheren Steppenräuber, den mir der Herr Bezirkschef von Othio als besonders guten Jagdbegleiter anempfohlen hatte, und einem Neger von Grika-Abstammung, der mir von der Artillerie von Windhoek als Diener kommandiert war, des Morgens von meinem Lager am Südostrande der Etoscha-Pfanne aus, um Gnus zu suchen.

Im Süden an die weite Ebene schlossen sich, nur mit dem leichten Steppengras bedeckt, flache Hügel an, auf denen das Wild — abwartend, bis die Etoscha-Pfanne trägt — gerne steht. Über eine Bodenwelle hinweg entdeckten wir bald ein Rudel der so wild und boshaft aussehenden Gnus, die nach ihrem ganzen Bau schon einen Übergang zeigen zum Geschlechte des Rindes.



Kämpfende Gnus.



Kämpfende Gnus.

Drei Kühe lagerten behaglich und sahen dem Kampfe zweier Bullen zu, den auch wir zunächst noch nicht zu stören beschlossen. Unter heftigem Grunzen und Schnauben fuhren die zwei finster blickenden Recken aufeinander los, stemmten ihre massiven Schädel gegen einander und suchten sich gegenseitig zurückzudrängen, bald mit schnellem Ausfall nach der Seite ableitend, um die Hörner unter die Schulter des Gegners zu setzen, bald zurückspringend, um im Anlauf den Gegner vorbeiprallen zu lassen und ihn von der Seite zu fassen. In eine Staubwolke gehüllt, drängten, jagten und stießen sich die beiden lange Zeit, ab und zu sich dicht gegenüberstehend, wobei sie sich mit drohendem Blick bewachten und von der Anstrengung des Kampfes verschnauften.

Ein anderes Rudel desselben Wildes kam plötzlich trollend über eine Höhe, mischte sich unter die Streitenden, trennte sie und schien dann von uns Wind zu bekommen und zu sichern.

Wir zeigten uns jetzt, denn das Gelände erlaubte nicht, gedeckt an das Wild schußmäßig heranzukommen, und wollten uns eben in Galopp setzen, um im ersten schnellen Anlauf dem Wilde möglichst nahe und so zu Schuß zu kommen. Bevor wir aber noch anritten, setzte sich das Rudel, jetzt zwölf Stück stark, Unruhe zeigend, schnaubend und mit den Schalen den Boden stampfend, langsam gegen uns in Bewegung.

Wir stiegen ab, um das weitere Benehmen des Wildes abzuwarten. Etwa 100 Schritte zog dasselbe gerade auf uns zu, dann fing es an zu trollen und zuletzt, auf ungefähr 80 Schritte vor uns, wurde es mit gesenkten Häuptionen gegen uns im Galopp flüchtig.

Die beiden Pferde meiner Begleiter wurden unruhig, und der „große Jäger“, mein Führer, ein Mulatte, wollte sich in den Sattel schwingen, um zu fliehen, konnte jedoch mit seinem Pferde, das, erschreckt durch das anstürmende Wild, nicht stehen wollte, nicht fertig werden. Mein erprobter Schimmel, dessen Zügel mir über der Schulter hing, rührte sich nicht und stand so gleichgültig, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Dadurch gelang es mir, dem Vordersten des attackierenden Rudels ein Geschoß auf den Stich zu setzen. Das Stück brach zusammen, war aber sofort wieder auf den Läufen und stürmte nun, einen großen Teil des Rudels mit sich nehmend, seitwärts an uns vorbei.

Vier Stück jedoch ließen sich nicht beirren, stürmten gerade auf uns los und zwischen uns hindurch, als ob ihr Angriff gar nicht in feindlicher Absicht geschehen sei. Auf wenige Schritte schoß ich den stärksten Bullen, der so dicht an mir vorbeijagte, daß ich ihn mit der Hand hätte erreichen können, und dicht hinter uns verendend niederstürzte.

Meine beiden Begleiter hatten genug mit ihren Pferden zu tun und kamen nicht zu Schuß; der Jäger schrie vor Furcht und versuchte sich hinter seinem Pferde, das ihn nicht aufnehmen wollte, zu decken.

Ich bin der Ansicht, daß nur Neugierde und die ganze Unberechenbarkeit, die ich schon oft bei diesem Wild beobachtet habe, nicht Wildheit oder die Absicht anzugreifen, das Rudel Gnus zu dem beschriebenen Benehmen veranlaßt hatte; stand doch einmal ein starkes Gnu, auf das ich meine beiden letzten Patronen verschossen hatte, krank geschossen nur zirka dreißig Schritte vor mir, bewegungslos wie eine Bildsäule mich im Auge behaltend, bis mein nach dem nahen Lager geschickter schwarzer Begleiter mir von dort her neue Patronen gebracht hatte. Habe ich's doch erlebt, wie einer meiner Untergebenen in der Ebene des Kilima Ndjaro unverantwortlicher Weise ein ganzes

Rudel von sieben Gnus, die unausgesetzt in einem Kreise um ihn herumjagten, bis auf das letzte Stück niederschloß.

Bald nach der anfangs beschriebenen Jagd entführte ein Rudel Gnu unsere zwölf Maultiere und Pferde, die in der Nähe des Lagers frei grasteten, so daß wir, bis auf ein Pferd, das verloren blieb, die Tiere erst nach acht Tagen durch das Aufgebot aller Buschmänner der Umgegend wieder erhielten.

Und was ich hier vom Gnu erzähle, gilt auch für das Hartebeest, das ebenso unberechenbar den Jäger häufig bis auf nur wenige Schritte an sich heranläßt, das auf den Knall des Gewehres nur das Gehör schüttelt, wie über ein ihm unbekanntes Geräusch, und manchmal in wildem, sinnlosem Ansturm Karawanen durchbricht.

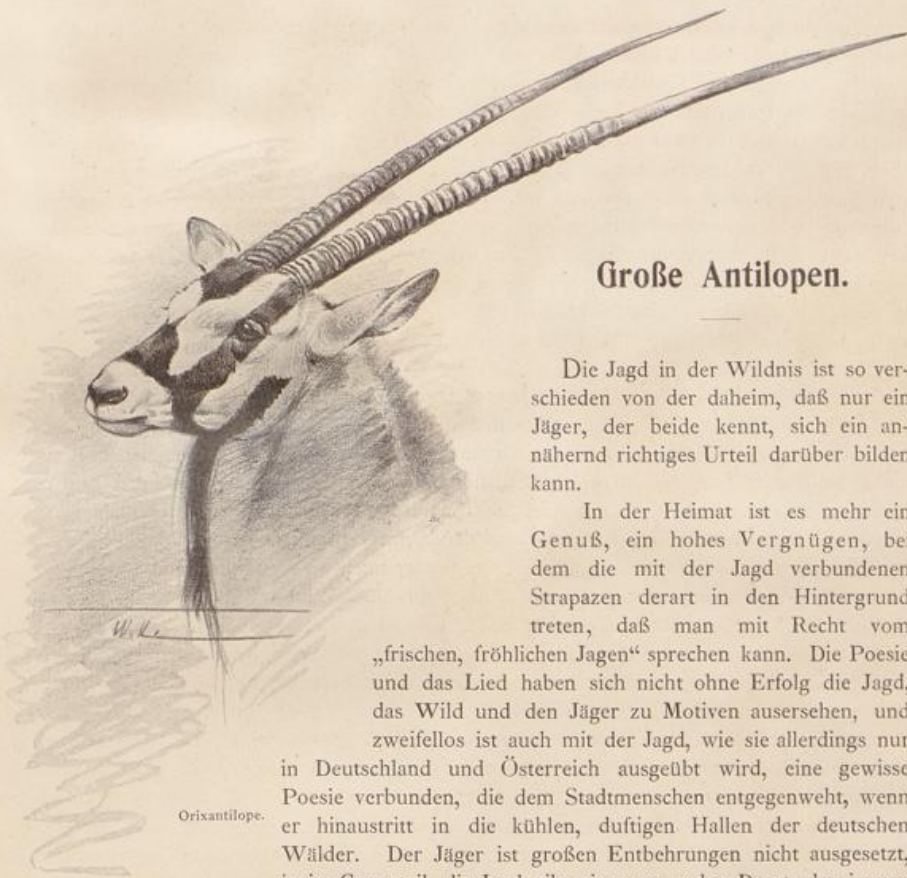
Ich glaube den Grund zu diesen Absonderlichkeiten zu wissen. Bei den meisten der sehr vielen von mir erlegten Hartebeeste und bei manchem Gnu fand ich in den Knochenzellen des Oberhauptes große, dicke, weiße Maden, fast von der Stärke eines kleinen Fingers, Maden irgend eines Insektes, die dann wie der Drehwurm beim Schaf der Grund zu solch wunderlichen Streichen des Wildes sind. — Desgleichen rühren daher wohl die Kapriolen, die beiden eigen sind. Drehen im Kreise, höchst komisch wirkende plötzliche Sprünge, Männchen und ähnliche Allotria beobachtet man bei beiden Wildgattungen nicht selten, und nur bei diesen beiden, bei anderen habe ich auch niemals — ein weiterer Beweis wohl, daß meine Annahme richtig ist — die oben beschriebenen Maden gefunden. Ob auch das Weißschwanz-Gnu, das ich leider nie in Freiheit sah und auch wohl kaum noch in der Freiheit vorkommt, wohl aber von einigen Großgrundbesitzern in Südafrika gehegt wird, der Krankheit des Wurmes unterliegt, habe ich nie erfahren.

Die beiden Arten des Wildebeestes sind verwandter, als ihr Äußeres annehmen läßt. Das Hauptkennzeichen des Weißschwanz-Gnus ist der wie beim Pferde ganz lange und weiß behaarte Schweif, während der des ersterwähnten nur halb behaart ist, und daß die Hörner nach unten gebogen sind. Bricht man jedoch das Schädelstück mit den Hörnern auseinander und hält die Stücke in wagerechter Richtung aneinander, so hat man täuschend genau das Gehörn des anderen Gnus.

Wie alle Arten Antilopen, so wird auch dieses Wild niemals auf weite Strecken flüchtig, sondern das Rudel verhofft nach einer Flucht von 200 bis 300 Metern, um nach dem Verfolger zurückzusichern. Dadurch, daß das ganze Rudel aufläuft, in der Flucht verhofft und sich dann auch wieder eines nach dem anderen in Flucht setzt, gewinnt der Jäger im Sattel schnell so viel Gelände, daß er zu Schuß herankommt.

Auch beim Gnu, wie bei den größeren Antilopen wenigstens ausnahmslos, sind auf der Flucht die Bullen oder Böcke, wie man sie — ich denke wohl je nach ihrer Größe — am besten nennt, am weitesten hinten; nicht deshalb wohl, um die vorwärtstürmenden Kühe vor der Verfolgung zu sichern, sondern besonders, weil das männliche Wild stets schwerer ist im Knochenbau wie auch im Wildpret, als das weibliche, und diese Schwere mit dem Alter, also auch gleichzeitig mit dem Verfall der Kräfte, etwas zunimmt.

Es ist daher ein großer Vorteil bei der Jagd zu Pferde, daß, indem man auf das letzte Stück des Rudels feuert, man gewöhnlich auch einen starken Bullen und damit wohl immer eine herrliche Jagdtrophäe erbeutet.



Orixantilope.

Große Antilopen.

Die Jagd in der Wildnis ist so verschieden von der daheim, daß nur ein Jäger, der beide kennt, sich ein annähernd richtiges Urteil darüber bilden kann.

In der Heimat ist es mehr ein Genuß, ein hohes Vergnügen, bei dem die mit der Jagd verbundenen Strapazen derart in den Hintergrund treten, daß man mit Recht vom

„frischen, fröhlichen Jagen“ sprechen kann. Die Poesie und das Lied haben sich nicht ohne Erfolg die Jagd, das Wild und den Jäger zu Motiven ausersehen, und zweifellos ist auch mit der Jagd, wie sie allerdings nur

in Deutschland und Österreich ausgeübt wird, eine gewisse Poesie verbunden, die dem Stadtmenschen entgegenweht, wenn er hinaustritt in die kühlen, duftigen Hallen der deutschen Wälder. Der Jäger ist großen Entbehrungen nicht ausgesetzt, ja im Gegenteil, die Jagd gibt einen gesunden Durst, der immer

leicht zu stillen ist und Jagdfrühstücke und Jagddiners pflegen die anregendsten und feuchtesten zu sein.

Anders in der Wildnis. Hier sind die Strapazen bei weitem ernsterer Natur, hier sind Entbehrungen mancher Art unumgänglich; den Jäger erfreut schon ein Trunk kühlen Wassers, und er ist zufrieden, wenn sein Nachtlager einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist, und endlich hat er auch häufig mit wehrhaftem Wild zu tun, das ganz anders wie unser Wild daheim die Nerven erregt.

Es ist daher mancher eifrige Weidmann in der Heimat noch lange kein Jäger der Wildnis. Vielleicht erlaubt es ihm seine Konstitution nicht, sich den großen Strapazen auszusetzen und fraglos gehört schon sehr viel mehr Passion dazu, dort zu jagen, wo das Vergnügen in Vergleich mit der Arbeit und Gefahr so weit in den Hintergrund tritt. Im höchsten Grade ist dies aber im tropischen Afrika oder besser überhaupt in tropischen Gebieten der Fall, denn hier tritt noch ein Umstand hinzu, der

manchem noch so kräftigen, widerstandsfähigen, eifrigen und passionierten Jäger das Jagen unmöglich macht, das Klima. Nicht die Hitze allein ist es, die wohl erträglich wäre, sondern die tropischen Krankheiten, besonders aber das Fieber, welches bekanntermaßen das Herz des Europäers so klein macht, die Energie bricht und, wie man das häufig beobachtet, selbst die tatkräftigste, härteste Natur auf kräftig deutsch gesagt so „windelweich“ macht, daß sie nicht mehr imstande ist, sich großen Strapazen auszusetzen.

Wer es noch nicht versucht hat, vom Fieber geschüttelt, hungrig und durstig unter den glühenden Strahlen der tropischen Sonne der Fährte des krankgeschossenen Wildes treu zu folgen, der kann nicht ermessen, wie schwer das ist. Und alles dies wäre noch unendlich viel leichter für die menschliche Natur zu ertragen, wenn jemand da wäre, der die Erfolge des bis an die Grenze seiner Kraft gekommenen Jägers nachher bewundernd anerkennen würde, wenn er sich mit einem Gleichgesinnten über dieselben unterhalten könnte. Aber das Alles fällt weg, und nur die eigene Befriedigung kann den passionierten Jäger über alle diese Schwierigkeiten hinweghelfen.

Ich weiß nicht, ob andere Menschen dasselbe störende physische Gefühl haben wie ich, wenn die Nerven im höchsten Grade gespannt sind, nämlich die unangenehm rauhe Trockenheit des Gaumens, verbunden mit einem schwer zu regulierenden Atem. Da ich mich von früher her eines solchen Zustandes nicht entsinne, mag er wohl erst durch die lange Zeit des Tropenlebens und der damit verbundenen Herabstimmung der Nerven entstanden sein. Dies peinliche Gefühl stört mich aber auf der Jagd besonders dann, wie ich offen bekennen muß, wenn ich wehrhaftes Wild vor mir habe, wohl ein Zeichen, daß der Körper nicht mehr ohne besondere Reaktion dem Willen folgen kann, weniger, wenn ich Wild vor mir habe, das mehr unserem heimischen entspricht. Deshalb war auch für mich die Jagd auf Antilopen in höherem Grade eine Erholung, als die auf großes Wild.

Die große Anzahl der wunderbar prächtigen Geschöpfe in Afrika, die wir alle unter dem einen Namen „Antilopen“ zusammenfassen, muß jedes für die Schönheiten der Natur auch noch so stumpfe Auge entzücken.

Erkenne ich auch unserem Hirsch und zwar nur unserem, d. h. dem eigentlichen Rot- oder Edelhirsch, die Krone der Schönheit und edler stolzer Grazie zu, so stehen ihm doch die schönen Antilopenarten Afrikas dicht zur Seite.

Da ist das mächtig gehörnte, stolze Kudu, das selbst die größten Hirscharten, auch den Wapiti, an Körperschwere bei weitem übertrifft und nächst der Elenantilope die schwerste ist, und dann der, wie der Hirsch, schön bemähnte große Wasserbock mit seinem kaum weniger stolzen Gehörn.

Diese beiden gleichen in ihrem Auftreten, in der stolzen Hauptbewegung, mit der sie jeden Schritt begleiten, in der edlen Haltung, in der sie flüchtig davonjagen, derart unserem Hirsch, daß man stets lebhaft an ihn erinnert wird.

Ihnen folgen einige starke, immer noch graziöse Geschöpfe, die — ich möchte sagen — mehr durch ihre wohlgeformte, kräftige, muskulöse Gestalt, als durch die stolze Eleganz der beiden vorgenannten das Auge erfreuen. Da ist die dunkle Pferdeantilope, die man am besten mit einem riesigen Gamsbock oder Steinbock vergleichen könnte und die auch in ihrer Haltung an dies Bergwild erinnert, wenn es sichernd auf der Felsenkante steht; ferner die zwar schwere, aber leider weniger schön gebaute, lichte Pferde-



Kuduantilope.



Kuduantilope.

antilope, dann die durch ihre langen, spitzen, schlanken Hörne ausgezeichnete Orixantilope, deren von dem muskulösen Körper getragener Kopfschmuck Respekt einzuflößen vermag.

Die anderen großen Arten derselben reichen Familie, die Elenantilope, die Gnus und Hartebeester, über die ich schon gesprochen habe, gehören nicht hierher, denn wenn auch jede in ihrer Art interessant und eigentümlich ist, so fehlt ihnen doch die Schönheit des eben genannten edlen Wildes.

Die Elenantilopen sind die mächtigsten und schwersten, die Gnus die wunderlichsten, fremdartigsten, die Hartebeester die durch ihre Häßlichkeit auffallendsten, schnellsten und zähesten ihrer Familie.

Das Kudu, und zwar das große (*Strepsiceros strepsiceros*), dessen nähere Beschreibung ich mir sparen kann, da das beigefügte Bild von der Hand, die heute am meisterhaftesten uns afrikanisches Wild vor Augen führt, dies sehr viel besser tut, als es Worte könnten, hat leider auch durch die Rinderseuche der letzten Jahre in einigen Gegenden furchtbar gelitten, besonders in Südwestafrika, wo die Eingeborenen nach der Seuchezeit Hunderte der wundervollen Hörne nach der Küste zum Verkauf brachten, die meistens von elend an der Seuche eingegangenen Tieren stammten.

Hier soll diese Antilope früher in offenen Waldgegenden die häufigste gewesen sein, bei meinen langjährigen Zügen in der afrikanischen Wildnis habe ich sie aber immer nur selten angetroffen.

Zum ersten Male sah ich das Kudu im Jahre 1882, von Westen kommend, in den Wildnissen zwischen Ugogo und den Küstenländern, natürlich im Walde, denn niemals findet man dieses stolze Tier unter den zahlreichen Bewohnern der weiten Steppen. Durch sein Waldleben hat es auch in seinem ganzen Benehmen sehr viel mehr mit unserem Hirsche Ähnlichkeit als das übrige afrikanische Wild.

Der Bock — fast scheint mir diese Bezeichnung für das starke Wild zu winzig — geht wie der Hirsch je nach der Jahreszeit allein oder mit dem so prächtig rehbraun gefärbten Mutterwild.

Die erste Birsch auf einen stolzen, mächtigen Bock mit weitausgelegtem Gehörn mißlang, denn als ich mich in einem Nashornwechsel behutsam mit gutem Wind an ihn heranschlich, stürzte ich plötzlich in eine, von den Eingeborenen für Nashörner angelegte, tiefe Fallgrube. Mein Gewehr entlud sich und das Wild war verschwunden. Bald darauf erlegte ich einen andern, nicht minder stolz geschmückten Bock, bei dem es mir auffiel, wie ganz anders bei ihm die schön gedrehten Hörner in Vergleich mit denen des von mir zuvor gesehenen Bockes standen.

Man war früher im Zweifel darüber, ob die verschiedene Auslage des Gehörns zur Trennung in verschiedene Spielarten berechtige, oder ob das Gehörn nur je nach dem Gebiet, in dem das Kudu stände, verschieden sei.

Letzteres ist aber nicht der Fall, denn ich habe später häufig in Südwestafrika Böcke sogar in einem Rudel gesehen, von denen die einen Hörne trugen, deren Spitzen etwa einen Meter auseinander standen, während die der anderen kaum halb so weit klafferten.

Als der vorher erwähnte Bock flüchtig die Kugel bekam, machte er eine letzte mächtige Flucht wie der Hirsch beim Herzschuß und brach dann verendet zusammen.

Die Leichtigkeit der Bewegungen und die kolossalen Fluchten, die das Kuduwild ausführen kann, imponieren bei weitem mehr als beim Hirsch, denn die Antilope bewegt auf ihren Läufen wohl das 3- bis 4fache Gewicht unseres Edel-Hirsches.

Ein anderes Mal schoß ich ein Kudu, als ich nur das Gehörn über das Buschwerk hervorragend sah. Das Stück zog langsam an mir vorbei und ich konnte mit dem Korn vom Gehörn schräg abwärts gehend einen guten Halsschuß anbringen, auf den dasselbe, das schwerste, das ich je geschossen habe, wie vom Blitz getroffen zusammensank.

Für schweres afrikanisches Wild halte ich den Halsschuß mit Geschossen, die sich nach dem Einschuß ausdehnen, für ebenso wirksam als den Blattschuß. Ich habe in meiner doch ziemlich großen Praxis nur selten ein Stück mit einem Halsschuß verloren, vielleicht weil meistens die Kugel zwischen der Drossel und den die großen Venen bergenden Muskeln durchgedrungen war.

In den schon bei der Jagd auf die Elenantilope beschriebenen welligen Waldgebieten in Südwestafrika traf ich im Dezember die Geschlechter getrennt, und meistens Rudel von 3 bis 5 Böcken oder 4 bis 6 Tieren. Bevor sich bei jungen Böcken das Gehörn nicht einigermaßen sehen lassen kann, stehen sie bei dem Mutterwild, von dem sie sich später trennen, und nachdem sie dann eine Zeitlang allein gestanden haben, treiben sie sich weibliches Wild zusammen. Ich habe Böcke mit nur einem Tier gesehen und solche, die fünf Stück, Tiere und Jungwild, bei sich hatten.

Die Schnelligkeit der Kudas zu erproben gelang mir nicht, denn wo immer ich sie traf, verbot mir die Bewachung des Geländes, dem Wild zu Pferde zu folgen.

Das Wildpret ist gut, wenn es auch nicht dem der Elenantilope gleichkommt. Die Decke ist sehr weich und zähe und wird sehr gut bezahlt. Die Buren wissen dieselbe vielfach zu verwenden, besonders aber dient sie bei den riesigen Ochsenpeitschen als Schnur am Ende des bis fünf Meter langen Bambus-Peitschenstockes.

Das kleine Kudu (*Strepciperos imberbis*), das ich nie gejagt habe, ist Bewohner der Somaliländer und tritt wohl kaum nach Süden bis in die Gegend des Kilima Ndjaro.

Nun zu der zweiten, dem Hirsche ähnlichen Antilope, dem Wasserbock. Ich spreche zunächst nur von den größeren Arten, mit Ausnahme des in dem Gebiete des Senegal vorkommenden, den ich nicht kenne.

Die im ganzen äquatorialen und südlichen Afrika vorkommenden Vertreter der Wasserbockfamilie, von der man bisher, soviel ich weiß, nur zwei Arten unterschieden hat, sind noch nicht derart bekannt, daß man die Bestimmung der Varietäten als abgeschlossen betrachten könnte. Leider war es mir wegen der Schwierigkeit, die der Transport von Decken und Skeletten verursachte, unmöglich, etwas zur weiteren Aufklärung zu tun, obwohl ich sicher glaube, daß vier Arten unterschieden werden können.

Daß diese Antilope fast ein Wassertier ist, sagt ihr Name, denn nur dort, wo sich weite Sümpfe, Moore und Marschländer ausdehnen, steht der Wasserbock.

Ich habe gefunden, daß er in der Schwere bedeutend variiert; am stärksten ist er in den Ländern nördlich des Zambesi, besonders im Schiretal, in dem er am massenhaftesten, zu vielen Hunderten in dem bekannten Elefant-Marsh seinen Stand hat.

Es gibt kaum ein schöneres Bild als das bemährte Haupt des Wasserbockes von lichtem Schilf umrahmt. Dem Bocke gibt das elegant geschwungene Gehörn und



Wasserböcke.

die Mähne ein überraschend edleres Aussehen den Tieren gegenüber, die wegen ihres starken Gehörs, der grauen Farbe und auch wegen Mangel der stolzen Kopfhaltung, die den Bock in so hohem Grade auszeichnet, einen eselartigen Eindruck machen.

In dem vorher erwähnten Elefant-Marsh sah ich unser Wild in Rudeln zu mehreren Hunderten vereinigt, was jedoch ein seltenes Vorkommnis und nur da der Fall sein wird, wo sich solche weitausgedehnten Moore finden. Sonst kommt diese Antilope an den Ufern aller Flüsse und Seen vor, wo immer kleine Lagunen und feuchte Niederungen als Äsung Schilf und Sumpfpflanzen gewähren.

Das Wildpret des Wasserbockes gehört nicht zu dem besten, es wirkt sogar schädlich auf die Verdauungsorgane, wenn man es zu häufig genießt, wie ich dies bei allem Wild gefunden habe, welches sich hauptsächlich von Sumpf- und Wasserpflanzen nährt.

Wo immer ich dieser Antilope begegnet bin, ist mir aufgefallen, daß ihre Sinneswerkzeuge nicht sehr scharf ausgebildet sind. Das Wild findet seinen Hauptschutz darin, daß es in fast unpassierbarem, sumpfigem Gelände steht, und meist in so hohem Pflanzenwuchs, daß es in demselben verborgen ist und daß sich der anschleichende Feind, sei es Jäger oder Raubwild, durch das Geräusch, welches das Anbirdschen durch Schilf und hohe Sumpfpflanzen verursacht, bald verrät. Ich glaube auch, daß der Wasserbock häufig vor seinem Feind nicht flüchtig wird, sondern sich verbirgt, sich drückt und zwar nicht allein in den dichten Sumpfgewächsen, sondern auch mit dem größten Teil des Körpers im Wasser, stehend oder sitzend, so daß hierdurch auch seine Witterung für ein sich anschleichendes Raubwild verloren geht; denn die Witterung des Wasserbocks ist so scharf und eigentümlich, daß selbst dem Europäer ein eben verlassenes Bett desselben sich dadurch verrät. Ob er sich aber, wie ich es bestimmt von den kleineren Wasserböcken*) beobachtet habe, in den Morast bis fast an die Nase hineinarbeitet, besonders wenn er krank geschossen ist, vermag ich nicht anzugeben, jedenfalls habe ich schwer krank geschossene Stücke trotz stundenlanger Nachsuche mehrfach nicht finden können. Jener ebenerwähnte kleine Wasserbock ist imstande, selbst die größte Geduld des Jägers derart auf die Probe zu stellen, daß er die Jagd aufgibt.

Als ich einst an einem kleinen, sumpfigen See südöstlich des Tanganika lagerte, sah ich eine größere Anzahl einzelner, schön gelb gefärbter Antilopen, die wunderbar stehend von Hulk zu Hulk über den sumpfigen See zogen. Ich schoß auf die erste, sie zeichnete gut, entschwand aber sehr schnell unseren Blicken, trotzdem nur verhältnismäßig kurze Gewächse den Sumpf bestanden. Mit vielen Schwierigkeiten gelang es uns, an die Anschußstelle zu kommen, wir fanden auch Schweiß, aber es war unmöglich, das kranke Stück zu finden. Flüchtig geworden konnte es nicht sein, denn wir konnten die ganze Sumpfniederung sehr gut übersehen und die festen Ufer hatte es auch nicht betreten. Es mußte sich also in den Sumpf hineingearbeitet und derart verborgen haben, daß es uns nicht gelang, desselben habhaft zu werden.

Drei weitere Fälle verliefen ebenso, es schien, als hätte der Boden die Tiere verschlungen.

Es gibt wohl kaum Antilopen, die weniger bekannt sind, als die kleinen Wasserböcke, weil sowohl die Jagd als auch ganz besonders nachher das Auffinden des sehr zähen Wildes so schwierig ist, während die größeren Arten sich doch in Folge ihrer Höhe oft über dem jungen Schilfgras zeigen und sich auch sehr leicht treiben lassen.

*) Leider ist der Gattungsname für die großen und kleinen Wasserböcke derselbe: Kobus, während doch das Auge jedes Beobachters einen ganz bedeutenden Unterschied herauserkennen muß, der nicht allein in der Schwere — die großen Wasserböcke wiegen wohl mehr als das Doppelte der kleinen — sondern auch in der Färbung der Decke und im ganzen Auftreten und Benehmen des Wildes sich zeigt. Ich will sie deshalb hier nur durch Erläuterung „groß“ und „klein“ unterscheiden.



Rappenantilope.



Rappenantilope.

Eine große Annehmlichkeit war für mich der Reichtum des Elefant-Marsh an Wasserböcken, als ich im Jahre 1894 ein Dampfboot nach dem Nyassa brachte und Tausende von Trägern in einem Gebiet zu erhalten hatte, in dem fast Hungersnot war.

Ich hatte unausgesetzt etwa 20 Neger damit beschäftigt, Wildpret des Wasserbockes am Feuer zu trocknen und sandte nach meinen verschiedenen Lagern längs des Flusses Bootsladungen von getrocknetem Antilopen- und Flußpferdfleisch. Ohne diese Hilfe würde die Expedition Monate länger in Anspruch genommen haben, denn ich hätte nicht eine solche Anzahl von Leuten ernähren können.

Hierbei kann ich jedoch mit Genugthuung feststellen, daß von der großen Zahl von Wasserbockwild während der ganzen Zeit nur, und zwar aus Versehen, ein einziges Stück weibliches Wild geschossen wurde, was übrigens sehr leicht zu vermeiden gewesen wäre, da die Tiere damals sich in großen Rudeln abgesondert hatten und die Böcke meist allein standen. Ich betone noch einmal, daß, wenn das Wildpret des großen Wasserbockes — wie oben schon bemerkt — auch nicht gut genannt werden kann, ich doch den Beschreibungen, die ich darüber im Brehm gefunden habe, nicht beizupflichten vermag, denn es wurde immerhin von allen meinen Leuten gern genommen.

Die Eingeborenen erzählen sich viele wunderbare Geschichten von den Wasserböcken und ihren kleinen Verwandten, die hauptsächlich durch die Gewandtheit der Tiere im Sichverstecken entstanden sind. Sie behaupten z. B., daß der Wasserbock untertauchen und lange Zeit unter Wasser bleiben und sich ganz in den Sumpf eingraben und dort ebenfalls stundenlang aushalten könne. Daß dies bis auf die Muffel, die die Tiere über Wasser oder über den Sumpf halten, geschieht, glaube ich ebenfalls, besonders aber von den eben erwähnten kleineren Arten.

Auffallend ist bei diesen Tieren, daß ihre Decke immer schön rein und in ihrer Farbe glänzend ist und sich nie Morastteile in ihr festgesetzt haben. Der Grund davon ist einmal die große Fettigkeit der ganzen Decke, die sogar dem Senegal-Wasserbock die Bezeichnung unctuosus eingetragen hat, und dann sieht man auch sehr häufig dieses Wild sich reinigen und wie eine Katze putzen.

Niemals habe ich einen Wasserbock in offenem Wasser, also im Fluß oder im See, schwimmend gesehen, was sich durch die Furcht vor Krokodilen erklärt. So gern das Wild im Wasser ist, so geht es doch nie so weit hinein, daß es nicht noch Grund unter den Läufen fühle, und tritt auch sehr vorsichtig ins Wasser, beobachtet also wohl die Bewegungen desselben, um sich gegen die gefräßigen großen Echsen zu schützen.

Am leichtesten kommt man an den großen Wasserbock im Boote vom Wasser aus. Er scheint seiner Sache so sicher zu sein, daß er von hier aus keine Gefahr zu fürchten hat und ich mich ganz ungedeckt im Kanoe bis auf dreißig, ja zwanzig Meter nähern konnte, während bei einem Anschleichen im Schilf schon das leiseste Geräusch genügt, ihn zu warnen und flüchtig zu machen.

Da der Aufenthaltsort des beschriebenen Wildes ein so beschränkter ist, so sind auch die Jagderfahrungen mit wenig Worten abgetan. Die Jagd ist im Vergleich mit der auf anderes Wild gleichförmig und wenig interessant.

Im Gegensatz zu der auf den großen Wasserbock, bietet die Jagd auf die überraschend schöne, sehr kluge und vorsichtige, dunkle Pferdeantilope (*Hippotragus niger*) einen ungewöhnlich hohen Reiz und die größte Abwechslung. Dieses imponierende,



Hartbeest.

auch durch seine dunkle Farbe schon so auffallende Wild, kann weder als Antilope der offenen Steppe, noch als Waldantilope angesprochen werden. Am leichtesten findet man sie wohl, habe ich sie wenigstens gefunden, in parkartigem, zwischen Wald und Wiese wechselndem Gelände.

Ihrem Aufenthalt entsprechend, sind auch alle Sinne äußerst scharf, und es darf nicht vergessen werden, daß sie eine der Antilopenarten ist, die gegen kleinere Feinde unbedingt und auch gegen größere von ihren respektablen Waffen Gebrauch machen, wenn sie bedrängt werden. Die langen, spitzen Gehörne und die kräftigen Läufe mit den harten Schalen werden von allem Raubwild, vielleicht sogar dem Löwen und dem Wildhund gefürchtet.

Eingeborene haben mir häufig erzählt, daß diese Antilope nicht den Leopard zu fürchten hätte, daß sie sich aber sofort auf das melancholisch klingende, geheulartige Bellen eines Wildhundes aus der Gegend wegzöge.

Einen schöneren Anblick, als die grasartigen Blößen einer parkartigen Wildnis mit dem auffallend dunkel gefärbten edlen Wild bestanden zu sehen, kann man sich kaum denken.

Das Gehörn des Bockes übertrifft an Länge drei-, ja vierfach das der Tiere und ist so lang, daß sich der Bock mit leichter Erhebung des Hauptes hinten am Widerrist scheuern kann.

Der erste Bock, den ich sah und erlegte, hatte nicht allein das mächtigste Gehörn, das mir je zu Gesicht gekommen ist, sondern sogar, meiner Ansicht nach, das wohl jemals festgestellt wurde, denn es hat eine Länge von 1,25 m.

Die Jagd ist, da das Gelände, in dem das Wild zu stehen pflegt, vielfach Deckung bietet, nicht sehr schwierig, wenn man nur auf den Wind achtgibt, und da ich alle derartigen Antilopen zu Fuß beim Birschen erlegt habe, so verlief eigentlich eine wie die andere, denn ich war bei allen so glücklich, einen guten Blatt- oder Halschuß anzubringen, der nach wenigen wundervollen, hohen und weiten Fluchten das Wild niederbrachte. Ich habe meist mit dem 577-Expreß-Rifle geschossen, und da unsere Antilope im Verhältnis zu ihrem Körper eine sehr bedeutend entwickelte Vorderhand, also ein großes Blatt hat, so bietet sie einen leichten Schuß.

Zweimal trat ich an das kranke Stück heran, bevor es verendet war, und jedesmal zog der Bock, wütend schnaubend, die Muffel in Falten, versuchte auf die Läufe zu kommen, um mich anzunehmen und einmal schnellte er sogar mit dem Laufe nach mir als ich mich näherte, obgleich er so krank war, daß er keinen Schaden mehr anrichten konnte.

Außer den Gehörnen, die von den Eingeborenen im Innern zu Kriegshörnern benutzt werden, waren bei den Zulus die Nackenhaare sehr beliebt, die man sich, mit einem schmalen Streifen Haut ausgeschärft, wie eine Haarkrone um den Kopf wand.

Weniger schön, aber viel massiger und größer, der Stärke nach der Elenantilope und dem Kudu am nächsten stehend, ist die helle Pferdeantilope (*Hippotragus equinus*), die in ihrem sehr weiten Verbreitungsgebiet, nämlich vom hohen Nordwest und vom oberen Nil bis nach Südafrika, mehrere Spielarten aufweist.

Durch die größere Massigkeit verliert sie im Vergleich mit ihrem dunklen Verwandten sehr an Schönheit, stolzer Haltung und an Adel der Bewegungen.

Ihre Gehörne sind bei weitem kürzer und nicht an den Seiten flach gedrückt, wie die der oben beschriebenen, sondern rund im Durchschnitt.

Diese Antilope ist ebenso vorsichtig und mindestens ebenso gefährlich für den unvorsichtigen Jäger und vielleicht noch mehr gegen ihre vierfüßigen Feinde in der Wildnis, denn sie verfügt über größere Masse und Kraft. Sie macht häufig, von weitem gesehen, den Eindruck, als wäre sie vierhörig, denn das lange Gehör endet in hohen Haarbüscheln, die rechts und links neben dem Gehörn emporstehend, jene Täuschung hervorrufen.

Nur zweimal bin ich dieser Antilope begegnet, und zwar einmal im Westen, im weiten Gebiet des Kioque-Stammes und einmal im zentralen Afrika am Lulua. In Südwestafrika habe ich sie zwar gespürt, aber nicht zu Gesicht bekommen.

Auch sie ist wegen ihrer mächtigen Schulterentwicklung leicht zu schießen, auch bei ihr soll der Jäger sich vorsichtig nähern, denn sie scheint mir im hohen Grade zähe und zornig zu sein.

Mit einem recht guten Blattschuß ging ein mächtiger Bock noch ungefähr fünfzig Meter weit, blieb dann stehen und tat sich nieder. Ich näherte mich vorsichtig und wurde nicht eher von ihm wahrgenommen, bis ich auf etwa dreißig Schritte heran war. Jetzt machte er die denkbar größten Anstrengungen, um wieder auf die Läufe zu kommen, zunächst wohl zur weiteren Flucht, dann aber, als er einsah, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war, wandte er sich gegen mich mit dem Ausdruck der größten Wut, wobei er ein pfeifendes Schnauben ausstieß. Er kam jetzt auch wirklich wieder auf die Läufe, konnte aber nur noch unsicher wenige Schritte auf mich zutaumeln und brach dann zusammen. Aber immer noch bemühte er sich, je mehr ich mich näherte, mich anzunehmen, ja er rutschte sogar auf den Knien auf mich zu, fortwährend mit dem stark bewehrten Haupte um sich und besonders nach vorwärts schlagend, bis ich ihm den Fangschuß gab.

Ich bedauere sehr, diese Antilope nicht im Süden, als ich zu Pferde jagte, getroffen zu haben, denn dieses mächtige und wehrhafte Wild zu hetzen, muß einen ganz besonderen Reiz ausüben.

Wo immer man eine der beiden beschriebenen Arten gefangen sieht, wird man auch Erfahrungen bezüglich ihres zornigen Charakters machen. Ich habe sie mehrfach in diesem Zustande wütend an das Gitter schlagen sehen, wenn man sich näherte, und ich weiß nicht, ob sich selbst der Herr der Wildnis, wenn ihn nicht starker Hunger dazu treibt, besonders an die hellere, stärkere Art, allein heranwagt.

Den Namen Pferdeantilope verdankt sie offenbar dem edlen, lebhaften Temperament, und besonders die dunkle Art auch dem pferdeähnlichen Kopf, vielleicht auch dem einzigen Ton, den man häufig hört, dem Prusten mit den Lippen, genau wie es ein ungeduldiges Pferd tut.

Und nun zu der vierten Familie der großen edlen Antilopen, die wir wegen ihres langen spitzen Kopfschmuckes und Waffe als Speißböcke zusammenfassen, den Orix-Arten.

Am besten kenne ich von diesen die bei weitem größte und stärkste, die Orix Gazella Südafrikas, die ich in unserer Kolonie Südwestafrika häufig zu Pferde und zu Fuß gejagt habe.

Auch die Orix callotis habe ich im Innern Afrikas erlegt, während ich die Orix Beissa in den Steppen des Kilima Ndjaro zwar gesehen, leider aber nicht erbeutet habe.

Es gibt dann noch zwei Spielarten, die schöne weiße beatrix, die nur Arabien bewohnt, und die leucorix, die Säbelantilope, die Steppenkuh der Araber im Kordofan und östlichen Sudan.

In ihrem Auftreten sind sie wohl alle gleich, sie sind Bewohner der weiten, offenen Steppe.

Bei dieser Antilopenfamilie ist mir — von der Körperbeschreibung sehe ich hier ab — der wenig verträgliche Charakter, der alle anderen Arten übertreffende Mut und ganz besonders die Lebenszähigkeit aufgefallen.

Zu Pferde habe ich nur die Orix gazella gejagt und muß sie nächst den Hartebeestern, denen sie allerdings weit nachsteht, den schnellsten Bewohner der Steppe nennen. Sie gibt dem Pferde eine tüchtige Arbeit und würde, wenn sie nicht zu häufig verhielte und rückwärts sicherte, nur von einem recht guten Renner einzuholen sein.

Nur einmal, und das auch nur durch Zufall und auf kurze Zeit, habe ich sie in einem Trupp mit anderen Arten zusammengesehen, sonst ist sie, glaube ich, zu unverträglich, um wie das Gnu, das Hartebeest, Zebra und der Strauß gesellig zu äsen.

Die Tiere und jungen Böcke sind natürlich, wie bei allem Wild, viel flüchtiger als die alten, sehr massig werdenden Böcke, was für den zu Pferde jagenden Jäger angenehm ist.

Bei allen Orix-Arten sind die Gehörne bei den Tieren am längsten, bei der südafrikanischen bis zu 1,20 m lang, während das Gehörn der Böcke kürzer und massiger ist.

Wunderbar muß es erscheinen, daß diese streitbare Antilope vom Wildhund niedergehetzt wird, ja daß ein einzelner Hund, wie zuverlässige Berichterstatter melden, sich an die so gut bewehrte starke Antilope wagt und sie auch regelmäßig reißt. Ein nur gelinder Stoß würde ihre nadelspitze lange Waffe selbst einem dickhäutigen Gegner tief in den Leib treiben, und anderem Wild gegenüber soll es bei schlechter Laune auch oft von ihr Gebrauch machen.

Die „Callotis“ erlegte ich, als ich auf der Steppe östlich des Malagarassi mich an ein Rudel anbirdschte, das seine ganze Aufmerksamkeit auf meine weiter marschierende Karawane richtete und mich zu spät eräugte. Ich schoß zunächst auf einen Bock, der

sofort zusammenbrach, und dann auf einen zweiten, der meine Kugel auf dieselbe Weise quittierte. Als ich mich aber näherte, wurde der eine wieder hoch. Ich sah jetzt, daß ich, schräg aufs Blatt haltend, über dem Blatt Haut und Muskeln zerrissen hatte und feuerte rasch noch einmal schräg von hinten nach dem anderen Blatt, das mir jetzt das Wild zeigte. Wieder brach die Antilope zusammen, wurde aber auch jetzt wieder hoch, als ich mich näherte, doch nur für wenige Fluchten, dann konnte sie nicht weiter und tat sich von neuem nieder.

Inzwischen waren einige meiner Träger im vollen Lauf herangekommen, und da ich an Munition schon Mangel zu leiden begann, denn ich war schon



Pferdeantilope

fast zwei Jahre im Inneren Afrikas, so gab ich die Büchse aus der Hand und nahm einem der Leute den Speer ab, um hiermit dem kranken Bock den Fangstoß zu geben.

Als ich jedoch ausholte, war das Wild schon wieder auf den Läufen und wurde, wenn auch langsam und offenbar sehr krank, noch einmal flüchtig.

Jetzt jagten meine Träger mit ihren Speeren hinterher, so daß ich, weil sie zwischen mir und Bock dahinstürmten, nicht mehr schießen konnte. Ich verfolgte die wilde Hetze noch eine Zeitlang mit den Augen, bis sie in den dichter stehenden Akazien verschwand.

Nach einer halben Stunde kamen meine Leute vollkommen erschöpft zurück, doch leider ohne Antilope, die ihnen entkommen war.

Jetzt ging ich zu der erstgeschossenen zurück und mußte ihr mit einem Speerwurf den Fang geben, da sie nach jedem, der sich ihr näherte, mit dem langen, spitzen Gehörn wütend schlug.

In Südwesafrika hatte ich zwei gute Böcke erlegt, den einen auf der Birsch, den andern zu Pferde, als zu mir ins Lager einer der Offiziere der Station Othio kam, der ausgesandt war, um zur Verpflegung der Station Wildpret zu holen, da die Station schon monatelang kein Fleisch mehr gesehen hatte.

Ich half dem Kameraden bei seinem Auftrage und erlegte in vier Tagen noch acht gute, starke Orixböcke. Die meisten jagte ich zu Pferd. Ich näherte mich tief auf den Hals niedergebeugt im Schritt, das Pferd beim Grasens hin- und herdrückend, behutsam nach und nach immer mehr, bis das Wild mißtrauisch und flüchtig wurde. Dann gab's die Sporen und in wenigen Minuten war ich auf gleicher Höhe oder doch so nahe an dem mehr und mehr zurückbleibenden starken Bock des Rudels, daß ich abspringen und feuern konnte.

In nur wenigen Fällen brachte ich das Stück gleich nieder. Meistens versuchte der krankgeschossene Bock noch zu entkommen und ich mußte noch einen, ja zwei Schüsse, die alle leidlich gut saßen, abgeben, bevor er sich niedertat. Aber selbst dann mußten wir uns vorsichtig nähern, denn zweimal kam er noch auf die Läufe und wir mußten ihm, um uns aus dem Bereich der wütend geführten spitzen Waffen zu bringen, auf kurze Strecken aus dem Wege sprengen.

Es ist erstaunlich, wie ganz unglaublich groß die Widerstandsfähigkeit eines solchen alten Bockes war, wenn ihn einige gute Schüsse so weit gebracht hatten, daß er nicht mehr auf die Läufe kommen konnte. Wir mußten dann noch drei, ja vier Schüsse auf das Blatt, Hals oder selbst in den Kopf des Wildes abgeben, bevor das Leben entwichen schien.

Ich habe niemals Ähnliches bei anderem Wild beobachtet und auch andere Jäger waren im höchsten Grade erstaunt, was für furchtbare Schüsse das Stück ertragen konnte; denn wir beabsichtigten nicht etwa die Lebensfähigkeit desselben auf die Probe zu stellen, sondern durch jeden Schuß der Qual des Wildes ein Ende zu machen.

Fortwährend zeigte es, bevor der Kopf am Boden war, eine solche Wut, daß es, schnaubend und selbst auf den zerschossenen Läufen sich vorwärts arbeitend, an seinen Feind heranzukommen trachtete. Das Licht trat weit heraus, die Muffel war in Falten gezogen und es kam mir vor, als würde die eigentümliche Witterung, die die Antilope ausströmt, noch viel schärfer bei ihren Wutausbrüchen.

Einmal entging einer meiner schwarzen Begleiter nur durch einen von mir zur rechten Zeit abgegebenen Schuß dem Schicksal, mit dem langen, spitzen Gehörn geforkelt zu werden.

Mit vier Schüssen auf dem Blatt kam noch ein Bock, der wohl schon zehn Minuten gelegen hatte, wieder auf die Läufe und warf sich halb im Niederbrechen mit seiner letzten Kraft auf meinen eben vom Pferde gesprungenen Diener. Mein Schuß durch den Oberhals ließ ihn, kurz bevor er seinen Feind erreicht hatte, zwar zusammenbrechen, aber noch nicht verenden.

Ich muß sagen, daß mir diese Antilope, trotzdem sie doch in ihrer Zeichnung und ihrem Äußern ein schönes, edles Tier genannt werden muß, von allem Wild am

wenigsten sympathisch war, nicht etwa wegen des Mutes und der Wut, die sie ihrem Feinde gegenüber zeigt, sondern wegen ihres ganzen sonstigen Gebahrens. Dieselbe Abneigung scheint auch das andere Wild gegen sie zu hegen, denn es steht ungerne in der Nähe der großen Orix.

Von dieser Antilope habe ich in der Wut auch außer dem Schnaufen einen Ton gehört, ähnlich dem, den ein Elenbulle, den ich zu Pferde verfolgte, ausstieß, ein Blöken, aus dem die Wut herauszuhören war.

Wo die Orix vorkommt, steht sie wohl in größerer Zahl als die drei vorher beschriebenen Arten, wie alles Wild der offenen Steppe, oder man sieht sie doch wegen des offenen Geländes in größeren Massen als jene drei, die entweder im Wald, in Parklandschaften oder im hohen Röhricht dem Auge mehr verborgen sind. Jedenfalls kann man darauf rechnen, daß, wenn man das Vorhandensein der Orix festgestellt hat, man sie auch häufig sehen wird.

So habe ich denn, um nicht durch Erzählung der sich doch häufig so ähnlich bleibenden Birschgänge zu ermüden, hier vier Arten der größeren Antilopen dem Leser vorgeführt; einige andere, die sich durch die Jagdart oder ihr Benehmen besonders hervortun, habe ich schon in anderen Aufsätzen berührt, wie z. B. die große Anzahl der verschiedenen Hartebeester, der Bubalus.

Sie sind ein Wild der weiten Ebenen, der großen Steppen und die schnellsten und ausdauerndsten aller Antilopen und gewiß kaum mit dem edlen Renner einzuholen. Gleichzeitig sind sie auch die häufigsten der größeren Antilopen im wildreichen Afrika. Ihre Häßlichkeit macht sie nicht weniger interessant, denn ihre eigentümlichen Manieren — man könnte sie die Clowns der Steppe nennen — bieten dem Jäger und Beobachter stets ein neues Bild, eine interessante, meist spaßhafte Beobachtung. Wie sie durch ihre Schnelligkeit und Zähigkeit dem Jäger zu Pferde mehr Schwierigkeiten bereiten als alle andern Antilopen, und wie sie durch ihre scharfen Sinne auch dem birschenden Jäger viele Mühe machen, so bringen sie sich doch oft leichtsinnig durch unberechenbare, sehr törichte Einfälle in Gefahr und werden eine leichte Beute.

Ich hoffe, daß diese Antilope am längsten der vernichtend fortschreitenden Kultur Widerstand leisten und noch lange zur Freude des Beobachters und Jägers die weiten Steppen Afrikas bevölkern wird.

Wie wunderbar schon im Äußern, ja im Gesicht der Hartebeester, das Unberechenbare, wunderlich Clownartige zum Ausdruck kommt, wird jeder zugestehen müssen, der Sinn für Tierphysiognomien hat. Das Wildpret gehört mit zu dem besten der großen Antilopen.

Ich schrieb diese kurzen Erinnerungen über das afrikanische Wild, das mir so unendlich viele Freude gemacht hat, wenn ich einsam im dunklen Kontinent, jahrelang fast nur auf mich selbst angewiesen, umherstreifte, mit einer gewissen Wehmut nieder, in der Besorgnis, daß diese schönen Geschöpfe der Natur einer eben so rapiden Vernichtung ausgesetzt sein sollten, wie die Arten, die einst Südafrika zu Millionen von Individuen bevölkerten und heute nur noch in geringer Anzahl einige Wildreserven bewohnen, das Gnu, der Bunt- und der Bläßbock.

Heute nach der Wildschutz-Konferenz in London, für deren Zustandekommen ich mich schon ein Jahrzehnt lang bemühte, habe ich die frohe Zuversicht, daß das

artenreiche, schöne Wild im weiten Afrika noch für manche Generation hin erhalten bleiben, noch vielen Generationen nach uns dieselbe Freude machen, denselben Nutzen haben wird wie bisher. Es leben auch nach uns noch Menschen, denen ebenso wie uns in Afrika Freude und Erholung durch die Jagd wohlthun wird.

Wenn es einen heiligen Hubertus gibt, so hoffe ich mir durch meine nicht erfolglos gebliebenen Bemühungen sein Wohlwollen gesichert zu haben und kann gerechterweise auf eine Anerkennung des Protektors aller Jäger rechnen, wenn ich einmal wieder in hoffentlich nicht allzulanger Zeit die Büchse zur Hand nehmen kann, um in der Wildnis irgend eines Flecks unserer Erde als deutscher Jäger dem Weidwerk obzuliegen.



Zebra-Jagd.

Die Überschrift zu der folgenden Erzählung ist eigentlich schon ein weidmännisches Vergehen, denn man sollte das Zebra gar nicht als jagdliches Wild betrachten.

Dieser wunderbar schöne, kräftige Einhufer hat offenbar eine vollkommen andere Bestimmung als die, nur mit Haut und Wildpret dem Menschen zu dienen, und ich hoffe es noch durchgesetzt zu sehen, daß er aus der Liste der jagdbaren Tiere ausgeschieden wird.

Wenn ich aber dennoch selbst gegen diese meine heutige Ansicht gefehlt habe, so geschah das zunächst in einer Zeit, als ich noch zu wenig Jäger und Tierkenner war, um das Unrecht, auf das Zebra Jagd zu machen, einzusehen; dann wohl auch hie und da, wo ich des Wildprets notwendig bedurfte, und endlich aus wissenschaftlichen Gründen.

Um die eben ausgesprochene Ansicht klar zu stellen, muß ich bemerken, daß der wichtigste, von den Menschen gezähmte Einhufer gerade in den Ländern, in denen das Zebra lebt, fast unbrauchbar ist. Das Pferd leidet derartig unter dem Klima der heißen Gebiete Afrikas und ganz besonders der feuchten Landstriche, daß man auf seine Verwendung wird verzichten müssen. In den südlichen Teilen des vom Zebra bewohnten Gebietes, wo das Klima für Pferde besser ist, tritt die „Pferdesterbe“ genannte Seuche verheerend auf.

In den rein tropischen Landstrichen sind Malaria, Moskitos, Zezefliegen und andere böse Insekten immer noch so grimmige Feinde des Pferdes, daß man die Versuche, dasselbe heimisch zu machen, die auch ich in ziemlich großem Maßstabe mit ungünstigem Erfolge angestellt habe, wird unterlassen müssen.

Der Esel ist schon sehr viel eher verwendbar, aber natürlich kein Ersatz für das Pferd, und ich bin der Überzeugung, daß entweder die verschiedenen Arten des Zebra, die noch heute existieren (zwei derselben sind schon vernichtet worden: das Quagga

und das Berg-Zebra), oder wenigstens Kreuzungen derselben mit Pferd oder Esel, das Pferd ersetzen müssen.

Über den Zweifel, ob das Zebra zu zähmen sei, sind wir endlich hinaus.

In London wird ein Viergespann von Zebras gefahren, in den Steppen Asiens hat sie sogar ein Liebhaber gezüchtet und benutzt und in Südafrika sind schon vielfach Zebras eingespannt, sowohl allein, als auch zusammen mit Pferden und mit Maultieren. Zum Reiten allerdings ist es bisher noch nicht verwendet worden, aber das ist auch nur eine Frage der Zeit, denn alle Eigenschaften, ein Reittier zu werden, besitzt es und wenn es erst einmal durch mehrere Generationen hindurch im Dienste des Menschen steht, wird man ihm auch den Sattel auflegen können.

Außer dem Vorzug, einst in Afrika das Pferd zu ersetzen, hat es doch auch vor allen den, daß es ganz frisches Blut in die von uns schon domestizierten Einhufer bringen kann, ein Vorteil für die weitere Entwicklung der Einhufer, der von Züchtern gewiß erkannt wird.

Jeder Jäger hat das Gefühl, wenn er das Zebra vor sich sieht, daß es Schade um dasselbe ist, nur im Wildpret von ihm Nutzen zu ziehen.

Die Stärke, Gewandtheit, Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen das Klima, die es in seiner Heimat besitzt, sind bekannt. Ich würde auch, hätte ich diesen Aufsatz vor zwei Jahren geschrieben, hinzugefügt haben: die Schnelligkeit. Diese aber kann ich ihm im Vergleich mit den anderen Einhufern nicht mehr zusprechen, nachdem ich es im Jahre 1899 zu Pferde oft gehetzt habe. Die Schnelligkeit muß ihm erst durch den Menschen angezüchtet werden, wie ja das Pferd im Dienste des Menschen auch erst das Traben gelernt hat.

Das wilde Pferd und das Zebra, oder besser alle Einhufer, traben wohl ab und zu einige Schritte im ersten Ansatz zur Fortbewegung, aber ihre natürliche Gangart für längere Strecken ist es nicht, das ist nur der Galopp.

Ich habe sehr häufig Zebras angebirscht, beobachtet und zu Pferde gejagt, sehr selten aber eins geschossen, denn ich bin ihm häufig nur gefolgt, um es zu beobachten und mich an dem prächtigen Tier zu ergötzen. Viele Tausende von Zebras habe ich gesehen, viele Hunderte schußgerecht gehabt, aber nicht mehr als fünf erlegt, eben weil es mir widerstand, das wundervolle Geschöpf nur auf die Höhe des Jagdwildes zu stellen.

Die Heimat des Zebras beginnt im Osten in Abessinien, es kommt durch ganz Ostafrika und den Süden, soweit es dort noch nicht ausgerottet ist, vor und geht im Westen bis nahe an den Quandsafluß nach Norden hinauf, es bewohnt also noch die portugiesische Kolonie Benguela.

Im Norden scheint es sich im allgemeinen mehr dem Esel, im Süden mehr dem Pferde zu nähern. Das südlichste, pferdeähnlichste, das Quagga, ist schon von den Buren und englischen Jägern ausgerottet.

Das Zebra liebt natürlich als Einhufer große, weite, freie Bewegung gestattende Ebenen, geht aber auch in die Berge, ja ins Gebirge, sogar in lichte Wälder, es muß aber im allgemeinen doch als ein Tier der freien Steppe bezeichnet werden.

In den Ebenen des Kilima Ndjaro habe ich Herden beobachtet, die sicher über fünfhundert Köpfe zählten, vielleicht an tausend. Die Bewegungen solcher Riesenrudel



Sichernder Zebrahengst.



Sichernder Zebrahengst.

erinnerten etwas an das Exerzieren großer Kavalleriemassen; bei Schwenkungen suchte immer der äußere Flügel in der denkbar schnellsten Gangart die neue Front herzustellen.

Weiter südlich habe ich nur Trupps bis zu höchstens 50 Stück gesehen und in Südwestafrika in noch geringerer Anzahl, obwohl ich glaube, daß sie sich auch hier zeitweise zu großen Trupps vereinigen.

Der grimmigste Feind des Zebra scheint der Löwe zu sein und der Grund hierfür mag der sein, daß sie beim ersten Erscheinen des Feindes so kopflos werden, daß das große Raubtier sich schon auf ein Stück geworfen hat, bevor sich die Herde zur Flucht entschließt.

Kleinere Raubtiere, und ich glaube sogar der Wildhund, wagen sich nicht an das Zebra, denn die Hengste, die die Familie leiten oder auch überhaupt im Trupp anwesend sind, gehen ihrem Feinde, außer dem Löwen, zu Leibe und kämpfen mit Zähnen und Hufen so tapfer, daß ein geringeres Raubtier als der Herr der Steppe kaum Chancen hat.

Das Zebra benimmt sich dem Feinde gegenüber genau so wie alle wilden Einhufer, auch die halbwilden Pferdeherden in Asien, von denen man heute immer noch die hübsche Fabel in Bildern sieht, wie sich die Tiere im Kreise, den Kopf nach innen gerichtet, aufstellen und, wie im Karree stehend, durch Ausfeuern nach hinten sich vor ihrem Feind schützen.

Wie diese Fabel entstanden, ist mir unerklärlich; vielleicht dadurch, daß der Hengst bei nahender Gefahr Stuten und Fohlen zu einem dichten Trupp zusammenreibt, um seine Untergebenen und Schutzbefohlenen besser im Auge haben und verteidigen zu können. Dies tut er, indem er direkt auf den Feind losgeht und ihn mit den Vorderhufen oder dem zermalmenden Gebiß angreift.

Unter sich kämpfen die Zebrahengste auch oft sehr heftig und bringen sich ganz respektable Bißwunden bei. Dem Menschen sind sie aber vollständig ungefährlich; selbst krank geschossen oder in die Enge getrieben denken sie nie an Widerstand. Nur als ich zu Pferde Zebras verfolgte, stellte sich einmal einer kampfbereit, aber wahrscheinlich nur meinem Pferde gegenüber.

Es gibt wohl kaum ein schöneres Wild in der Wildnis als ein Rudel Zebras, in welcher Verfassung es auch immer sei. In der Ruhe und vom Feinde unbehelligt, sind die Tiere doch immer in lebhafter Bewegung. Die Fohlen spielen um die Stuten herum, die Hengste schmeicheln oder necken die Stuten oder kämpfen im Spiel oder Ernst untereinander.

Es scheint, als seien sie sich mit Stolz ihrer Kraft und Schönheit bewußt und üben und zeigen dieselbe zu ihrem eigenen Vergnügen oder um von dem andern Geschlechte bewundert zu werden.

Ein aufgeschrecktes Rudel — sei es, daß es anfangs mit gespitzten Ohren und weit geöffneten Nüstern durcheinander trollt und sichert, bevor es flüchtig wird, sei es in der Flucht selbst, wenn es in buntem Durcheinander dahinfliegt, hochaufbäumend oder hinten ausschlagend — bietet immer ein entzückendes Bild stählerner Kraft, ungebundener Wildheit und spielender Lust am Probieren der Stärke der Muskeln und Sehnen.

Obwohl man diese Wildpferde häufig gesellig mit Straußen, Gnus und Hartbeestern zusammen äsen sieht, so trennen sie sich in der Flucht doch sofort von diesen. Sie sind munterer wie anderes Wild, das am Tage mehr ruht und in die Dunkelheit hinein äsend auf den Läufen ist. Das Zebra ist ein Wild des Tages und tut sich bei Sonnenuntergang gern nieder. Seine Sinne sind scharf, schwer festzustellen ist jedoch, welcher der drei schützenden Sinne, ob Auge, Witterung oder Gehör, am schärfsten ist.

Die Stimme der Zebras ist kaum ein Wiehern zu nennen. Der kurz ausgestoßene und sich häufig wiederholende Ton erinnert am meisten an das Bellen des Hundes, manchmal ist er mehr jauchzend, dann wieder kürzer, markierter, abgerissener.

Die am weitesten nördlich vorkommende Art, die mit den feinsten schwarzen Streifen gezeichnete und langohrigste, welche südlich vom Somalilande nicht mehr vorkommt, ist, wie ich schon vorher erwähnte, Eseln ähnlicher als ihre südlichen Verwandten und hat dementsprechend auch eine ganz andere Stimme. Sie soll — ich weiß es nur von anderen Jägern — geradezu brüllen können wie der Wildesel. Dieser laute, durchdringende Ton ist bei uns daheim vom Esel nicht bekannt. Ich habe ihn hauptsächlich von den edlen Eseln der Araber in Ägypten, Arabien und Ostafrika gehört und häufig Eingeborene, die das Langohr noch nicht kannten, vor dem Gebrüll die Flucht ergreifen sehen.

Als ich bei meiner ersten Durchquerung Afrikas von Westen kommend den Tanganika-See überschritten hatte, sah ich das erste Zebra in der Wildnis und erlegte es auch nach langem mühsamen Anbirschen. Diese Jagd ist mir wegen des Gebarens zweier Adler fest in der Erinnerung haften geblieben; langsam kroch ich auf Knien und Händen heran, was bei dem kurz abgebrannten Gras, von dem noch verkohlte dicke, harte Stoppeln am Boden standen, sehr beschwerlich war, und hatte meine ganze Aufmerksamkeit auf die Zebras vor mir gerichtet, als ich plötzlich dicht über mir ein Rauschen hörte. Ein Schatten fuhr über mich dahin und ich fühlte den Luftzug von den Flügelschlägen eines großen Adlers, der dicht über mir dahin schoß und dem gleich darauf ein zweiter folgte. Die Räuber der Luft kreisten dann über mir und sausten über mich dahin, so daß mir der Gedanke kam, ob ich nicht lieber das Gewehr gegen die mächtigen Raubvögel wenden sollte. Offenbar hielten sie mich für ein krankes Wesen, das mühselig über den Boden kroch und für ihre Fänge eine willkommene Beute sei.

Erst als ich auf das Zebra schoß, das unterm Feuer zusammenbrach, überschlugen sich die beiden Adler vor Schreck und strichen dann eiligst davon.

Das Zebra war auf einen Halsschuß in sich selbst zusammengebrochen.

Später schoß ich einmal ein Zebra auf nur wenige Schritte. Bei dieser Gelegenheit habe ich zum erstenmal gesehen, daß Neugierde ein Wild alle Vorsicht vergessen ließ. Da ich auch vielfach gelesen habe, daß man Wild dadurch zu sich heranlocken könnte, daß man seine Neugierde erregte, habe ich nachher öfters den Versuch gemacht, auf diese Weise zu Schuß zu kommen, es ist mir aber nur selten gelungen.

Häufig haben mich Zebras lange Strecken begleitet, fortwährend ihre Aufmerksamkeit mir zuwendend, aber meist haben sie dabei eine sichere Entfernung mit großer Vorsicht innegehalten.



Flüchtige Zebras.



Flüchtige Zebras.

In Südwestafrika jagte ich das Zebra oft zu Pferde und war gleich bei dem ersten Ritt erstaunt, wie langsam dasselbe im Vergleich zu anderem Wild war, denn es blieb zurück, wenn es kurze Strecken zusammen mit diesem flüchtig wurde. Meist ließen mich die Zebras in Südafrika schon im Anreiten sehr viel näher heran als anderes Wild, und wenn sie sich dann zur Flucht wandten, wurden sie von mir in wenigen Minuten eingeholt.

Ich muß allerdings zugeben, daß die Flucht niemals eine energische war und daß die Zebras, wenn ich erst dicht an sie heran kam, sehr viel schneller wurden als vorher, wo sie, durcheinander galoppierend, springend und ausschlagend, noch nicht ihr ganzes Trachten auf schnelles Fliehen gerichtet hatten. Aber selbst dann, wenn man ihnen zuletzt ansah, daß sie alles daran setzten, um davon zu kommen, waren sie doch an Schnelligkeit meinem Pferde bei weitem nicht gewachsen.

Einstmals kam ein kleines Rudel von ihnen über eine weite Ebene langsam direkt auf mein Lager zugezogen, das aus meinem Zelte und meinen beiden Ochsenkarren bestand.

Seitwärts grasten meine 20 Zugochsen und sechs Pferde. Ich war besorgt, daß mir die Zebras meine Reitpferde entführen würden, was häufig vorkommen soll und welche Freude mir bald darauf auch von Gnus beschert wurde. Deshalb sprang ich rasch auf meinen bereits gesattelten Schimmel, um dem Wilde entgegenzureiten.

Jetzt wurden die schönen Einhufer flüchtig und ich jagte hinterdrein. Als ich in kurzer Zeit bis auf sechzig Schritt herangekommen war, fing mein Pferd, wie es das häufig in der Erregung der Jagdlust tat, laut zu wiehern an. Sofort wurde der Gruß des Verwandten von dem am weitesten rückwärts galoppierenden Zebrahengst beantwortet und von nun an folgten sich unausgesetzt Frage und Antwort von beiden Seiten.

Ich verhielt mein Pferd, um das Vergnügen der Hetze länger zu haben, und sofort blieb der Hengst und bald darauf auch sein Rudel stehen, äugten nach mir zurück, wurden wieder flüchtig, hielten abermals und so fort, bis ich endlich den schönen Tieren bis auf dreißig Schritt nahe kam.

Da machte plötzlich der Hengst Front gegen mich und schlug mit dem Vorderfuß den Boden. Zehn Schritt vor dem in seiner Wut geradezu wundervollen Wildpferde hielt ich an, sprang ab, und noch immer stand der Prachtkerl da, die Ohren angelegt und mit dem Huf drohend den Boden schlagend, bis ich nach einiger Zeit die Büchse hob und das herrliche Bild im Pulverdampf verschwand.

Merkwürdig, so gern mein Schimmel dicht an die flüchtigen Verwandten heranging, so wenig er sich sonst vor erlegtem Wild scheute, so war er doch durch nichts an das erlegte Zebra heranzubringen. Es schien, daß ihm die Witterung des Schweißes dieses Verwandten Furcht einflößte, wie es vorher bei keiner andern Wildart der Fall gewesen war.

Das Wildpret des Zebras ist besser wie das Fleisch des Pferdes, wenn es auch einen süßlichen Geschmack hat.

Die schöne Haut ist ja bekannt genug; die eines ganz jungen Fohlen wegen seiner Farbenreinheit wohl eine der schönsten Decken, die ich kenne.

Aus dem Hufe machen die Eingeborenen häufig Fingerringe, aus dem Schweif Fliegenwedel. Auch habe ich hie und da die Haut des Kopfes und des oberen Teiles

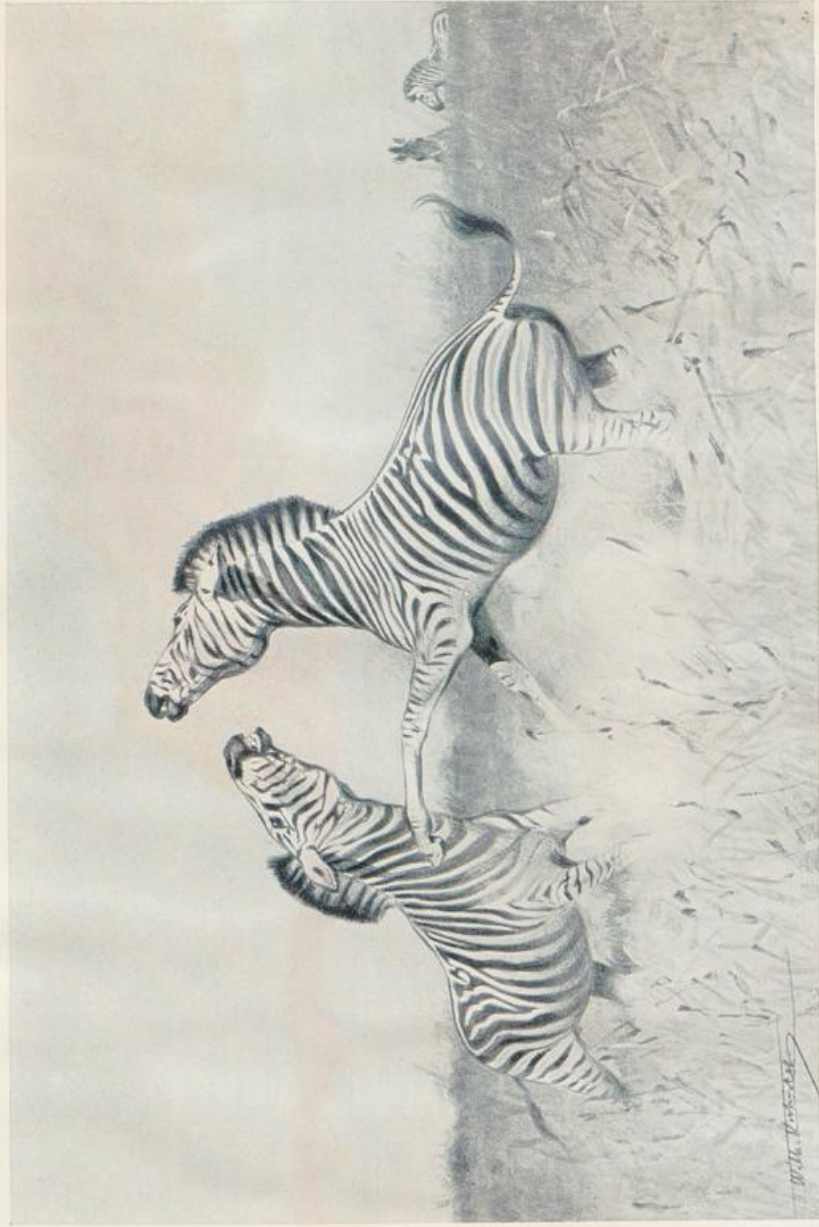
des Halses mit der aufrecht stehenden Mähne und den Ohren als Kopfbedeckung bei den Eingeborenen gesehen.

Die Mähne wird vielfach der Länge nach in einem schmalen Streifen aus der Decke herausgeschärft und als Schmuck getragen oder zur Verbrämung von anderen Häuten benutzt.

Das gelbe Fett verwenden die Eingeborenen als Heilmittel und schreiben ihm eine besonders kräftige Wirkung zu.

Wie wenig kommen aber alle diese Vorteile in Betracht gegen den Nutzen, den uns das wundervolle Wildpferd bieten könnte, wenn wir es zähmen.

Ich hoffe, daß die heutigen Versuche, die unter andern auch in Deutsch-Ostafrika gemacht werden, sich bald mehren werden und würde es für einen Fortschritt von weittragender Bedeutung halten, wenn wir erst in unseren Kolonien mit leichten Zebra-gespanssen, statt wie jetzt auf dem Rücken des Esels, die großen Entfernungen zurücklegen könnten.



Kämpfende Zebrahengste.



Kämpfende Zebrahengste.



Afrikanische Elefanten.

Heute, geduldiger Leser, begleitest du mich wieder nach einem der abgelegensten Punkte unseres Planeten.

Es war im Jahre 1883, in dem noch das Zentrum Afrikas auf den Karten durch einen großen weißen Fleck sich hervortat, als ich, den Kontinent durchquerend, ziemlich im Zentrum des schwarzen Weltteiles von Osten nach Westen, von Norden nach Süden gerechnet, zum erstenmal mit dem Riesen der Tierwelt, dem Elefanten, Bekanntschaft machte und zwar in wenig angenehmer Weise.

Westlich der großen Lebensader Äquatorial-Afrikas, des Kongo-Lualaba, zwischen diesem und seinem Nebenfluß, dem Lomami, dessen weiterer Lauf damals noch nicht festgestellt war, schließen sich an den gewaltigen zentralafrikanischen Urwaldkern Wildnisse an, die immer noch durch ihre üppige Flora fast undurchdringlich genannt werden können, wenn sie auch nicht solches Riesenwachstum, wie das des Urwaldes selbst hervorbringen. Noch für viele Jahrzehnte hin kann ich dem Jäger die Möglichkeit, auf das größte Wild der Welt zu jagen, in Aussicht stellen.

Die weiten Urwaldländer, die durch die finstere Beschreibung Stanleys bekannt sind, in die auch ich einmal auf 14 Tage hindurch eintauchte, ohne während dieser Zeit die Sonne durch das dichte himmelhohe Blätterdach gesehen zu haben, werden dem Elefanten noch viele Jahrzehnte einen Schutz gewähren vor dem durch das wertvolle Elfenbein und den edlen Sport angelockten Jäger.

In diese Urwälder dem Elefanten zu folgen, ist noch fast ausgeschlossen, und Jahrhunderte wird es dauern, bevor die Axt des kulturbringenden Menschen jene finsternen, stillen, kellerartig dunklen, feuchten Wildnisse lichtet.

Wie schon erwähnt, trifft man an der südlichen Grenze dieses Urwaldgebietes noch häufig die Fährte des Elefanten. Auch er verläßt gern einmal den finsternen

Wald und nascht zur Zeit der Reife die süßen Früchte der Dum-Palme, die nicht im dichten Urwald wächst.

Auf einem Marsche, der in wenig bevölkerter Gegend und in folgedessen auf wildverwachsenen Steigen für meine armen Träger sehr anstrengend war, passierten wir eines Tages ganz frische Fährten eines acht Stück zählenden Elefantenrudels. Da der in Aussicht genommene Lagerplatz nicht mehr weit war, sandte ich meine Leute voraus und machte mich mit meinem Koch, dem treuen Angolaner Humba und zwei Eingeborenen, die uns als Führer dienten, auf die Fährte.

Wer nie in tropischen Gebieten durch die Wildnis streifte, weiß nicht, was es heißt, vom Wege abzugehen. Fast jeder Schritt will erst erkämpft werden gegen zähen Widerstand leistende Lianen; dichtes, starkes Gras, das durch an demselben hochkriechende Winden zu einer filzigen Masse verbunden ist, erschwert Schritt für Schritt das Vorwärtskommen, das nur durch anstrengenden Gebrauch des Bowiemessers erkämpft werden kann.

Wo die Eingeborenen nicht durch alljährliches Inbrandstecken der Graswildnis wenigstens für die Vernichtung des vorjährigen, mächtig aufgeschossenen Graswuchses sorgen, da ist überhaupt derselbe so dicht und fest und filzig, daß man, sich mit der Last des Körpers dagegen werfend, nicht in stande ist, den Boden zu berühren, sondern wie von einer federnden Decke zurückgeworfen wird.

Zum Glück übernahm den größten Teil der Arbeit des Vorwärtsdringens durch die Wildnis mein braver Reitstier, der kräftige, schwarze „Maluko“, der mich schon Hunderte von Meilen durch die afrikanische Wildnis getragen hatte und ein mutiges Tier war, das die Witterung keines großen Wildes aus der Fassung brachte. Hatte er sich doch einmal losgerissen und, bei Nacht aus dem Lager ins Freie stürmend in einen dicken Busch einbrechend, nach der Fährte zu rechnen, einen sehr starken Leoparden oder eine Löwin unter wütendem Gebrüll in die Flucht geschlagen.

Eine Elefantenfährte erleichtert allerdings die Passage durch die Wildnis, und es sind deshalb auch die Elefantenwechsel in den großen Urwäldern die Straßen, auf denen die Familien der Zwergvölker, der Bewohner dieser Urwälder, ihre Wanderungen machen. Es ist erstaunlich, wie ein Elefant unter einem gestürzten Baumstamme hindurchkriechen, wie er steile Hänge erklettern und weiches Gelände mit großer Sicherheit passieren kann.

Zurück jetzt zu meiner Fährte.

Bald kamen wir an einen riesigen Termitenbau, in dessen Wänden ein Elefant seine mächtigen Waffen, die Stoßzähne, poliert hatte. Es mußte ein gewaltig alter Waldrecke gewesen sein, denn die Löcher, in welche die mächtigen Zähne eingedrungen waren, hatten fast eine Handspanne Durchmesser.

Bald darauf erzählte uns das Studium der Fährte, daß einer der Dickhäuter eine Liane gefaßt hatte und mit ihr weiter gewandert war, im Losreißen des zähen Gewächses von den Bäumen und Niederreißen kleiner Bäume seine gewaltige Kraft versuchend.

Dann kamen wir an einen von sumpfigem Boden eingefassten Bach, in dessen über mannshohem, üppigem Kraut- und Blätterwuchs die Tiere eine kolossale Verwüstung angerichtet hatten. Am Hange des Ufers fanden wir ein ovales, tiefes Loch in den Boden gestampft. Hier hatte sich ein alter Bulle lange Zeit damit vergnügt, den



Afrikanische Elefanten.



Afrikanische Elefanten.

Fuß in den feuchten Boden tief hineinzustampfen, und das Geräusch beim Herausziehen aus dem nassen Lehm hatte ihn scheinbar unterhalten. Ich sage eines alten Bullen, denn das erzählte die Fährte. Die Sohle der Kuh ist runder, die des Bullen etwas ovaler und bei weitem größer, und die doppelte Peripherie der Fährte ist genau gleich der Höhe des Widerristes des Elefanten. Da der Bulle das größte Elfenbein trägt, (der Elefant ist erst mit zwanzig Jahren ausgewachsen, die Elefantenkuh trägt zwanzig Monate), so ist es nach der Fährte leicht für den Jäger, seine Wahl zu treffen.

Die Fährte wurde nun immer frischer, die turmartigen Losungshaufen im Innern immer wärmer, die Brüche der Zweige und Stengel immer saftiger — denn schnell vertrocknet in der heißen Sonne der Tropen der Bruch eines Halmes oder Stengels, und ist daher dessen Frische ein Zeichen von kurz vorhergegangenem Bruch.

Nun traten wir auf eine Blöße, die mit Dum-Palmen bestanden war. Es war die Zeit der Fruchtreife, und rings um die Bäume sahen wir die Fährten und Zeichen an den Stämmen: Krusten des Schmutzes, von dem Schlamm herrührend, mit dem sich gerne die Elefanten gegen schmerzende Insektenbisse schützen.

Hier hatte sich ein Tier, sein riesiges Gewicht gebrauchend, mit der Schulter an einen Baum gelehnt, um ihn zu schütteln und die Früchte zu gewinnen, dort hatte es ihn mit dem Rüssel zum selben Zwecke umfaßt.

Zu nicht geringem Ärger eines uns begleitenden Eingeborenen hatte auch einer hinaufgereicht nach dem Ansatz der Krone einer Borassus-Palme und dort die Kalabasse, die zum Volllaufen mit dem begehrten Palmwein angebracht war, herabgerissen. Ob er den süßen Inhalt derselben kannte und das Gefäß ausgetrunken hatte, war nicht festzustellen. Die Scherben des zertrümmerten Gefäßes lagen weit umher.

So ist stets die Fährte des aus einer anderen Welt noch zu uns überkommenen Dickhäuters voll von Interesse für den aufmerksamen Jäger.

Den Bach wieder aufwärts führte uns die Fährte in hohes Schilfgras, und wir hörten unweit vor uns in dem Holze brechen. Ich stieg aus dem Sattel, und wir schlichen behutsam vorwärts. Nichts regte sich, und als wir einige hundert Schritte zurückgelegt hatten, gab ich meine schwere Büchse, die in der Tropensonne und der dichten Wildnis zu tragen eine ungewohnte Arbeit ist, einem der Eingeborenen, der hinter mir ging.

Die Leute meinten, Affen seien die Urheber des Geräusches gewesen. Es teilte sich die Fährte, wie schon öfter vorher. Ich folgte der der größeren Zahl des Wildes, und mein Koch, der nur seinen Mauserkarabiner trug, der andern.

Plötzlich schrie hinter mir der Eingeborene: „Ngelu“ (Elefant), machte kehrt, warf meine Büchse weit von sich und entflo. Ich sah in die Höhe und gewährte zehn Schritte vor mir den mächtigen Kopf eines Elefanten, der mit den großen seitwärts abgespreizten Ohren etwas Überwältigendes hat. Die starken, weißen Stoßzähne hoben sich hell von der dunklen Masse ab.

Im selben Augenblick fiel von der Richtung, in der mein Koch vorgegangen war, also hinter dem vor mir stehenden Wild, ein Schuß. Mit einem durchdringenden, schmetternden Trompetenschrei brach der Riese vor mir auf mich los. Ich sprang seitwärts und suchte mich, so gut es das hohe, wild verwachsene Gras erlauben wollte, durchzuarbeiten, denn ich war, abgesehen von meinem Jagdmesser, waffenlos.

Mit fürchterlichem Prasseln stürzte die bergartige Masse meines vis à vis bei mir vorbei, der noch ein anderer Elefant seitwärts folgte. Ich hatte mich nicht schnell genug fortarbeiten können, um auch ihm den Weg frei zu machen und verspürte plötzlich einen Hieb in den Nacken, daß mir das Blut aus Mund und Nase drang, mir dunkel vor den Augen wurde und ich eine weite Strecke vorwärts geschleudert ins hohe Gras stürzte.

Rings um mich her war ein Prasseln und Brechen, als wenn die ganze Wildnis vernichtet würde.

Ich hatte die Besinnung nicht verloren. Noch dicht vor mir tobte eine dunkle Masse vorüber, ihm folgend eine zweite, so dicht bei mir, daß die niedergetretenen Halme und Ruten des Gebüsches auf mich niederschlugen. Dann entfernte sich das Geräusch immer mehr und mehr, und bald wurde es still.

Jetzt arbeitete ich mich aus meiner wenig stolzen Lage auf, suchte zunächst das Blut zu stillen und rief, mich des Schusses erinnernd, den Namen meines Koches. Nichts antwortete. Ich rief zum zweitenmal: „Humba“ und zum drittenmal. Da brach noch dicht bei mir, aber verdeckt durch das hohe Gras, ein Elefant, der in meiner Nähe gestanden hatte, durch nach einer anderen Richtung. Jetzt ging ich, Böses ahnend, nach der Stelle und fand meinen Koch in einer großen Lache Blutes bewußtlos liegen. Beide Rückenmuskeln waren ihm wie von einem scharfen Messer durchgeschnitten. Er kam, als ich seinen Kopf ihm hochhob, zu sich und schrie betuernd, er sei tot.

Nach langem Rufen erschienen auch die beiden tapferen Führer, die sich hoch in die Zweige naher Bäume geflüchtet hatten, jedoch ohne mein Gewehr, das ich erst später, nach langem Suchen, fand. Ich ließ meine Begleiter Wasser holen, um die Wunden meines Koches zu waschen, verband mit Stücken meines Hemdes den Mann, so gut es gehen wollte und ritt voraus zum Lager, um schnell Leute mit einer Tragbahre zu senden, die den Kranken spät am Abend ins Lager brachten.

Zum erstenmal in meinem Leben war ich regelrecht — ich finde keinen anderen Ausdruck — verprügelt worden, ohne die Schmach rächen zu können. Natürlich ward von da ab mein Eifer, an einem Elefanten mich zu revanchieren, umso lebhafter. Aber lange sollte es dauern, bis mir dazu Gelegenheit ward.

Wohl sah ich auf dieser Reise noch zwei- oder dreimal Elefanten, konnte aber nie zu Schuß kommen. Endlich, auf meiner zweiten Reise in Afrika, als ich den letzten noch unbekanntem großen Fluß, den mächtigen Kassai, den größten Nebenfluß des Kongo erforschend, stromabwärts ging, wurde mir Gelegenheit zur Rache. In einem Stahlboot und 20 meist selbsterbauten Kanoes fuhr ich wochenlang auf dem Strom zwischen enormen Urwaldwänden, die unserem Auge alles Tierleben verbargen, stromabwärts, dann erweiterte sich der Fluß, viele Sandbänke und Inseln bildend, allmählich bis zu der Breite von mehr als sieben Kilometern. Ein anderes Bild boten jetzt die Ufer; nur hier und da noch Urwald-Parzellen, sonst flache, mit Gras und Schilf bedeckte Ufer oder breite Sümpfe, die sich vom Fluß noch viele Meilen weit ins Land erstreckten. War bisher die Großartigkeit der stillen Urwaldufer fast ermüdend gewesen, ihre Stille nur unterbrochen hier und da von dem Geschrei großer Flügel des grauen Papageis, so war jetzt Leben, wohin das Auge reichte, übermäßiges Leben einer Wildnis, in die der Mensch, ja selbst der wilde Eingeborene kaum gedrungen war.

Flußpferde lagerten in Herden bis zu 80 Stück, sich sonnend, auf den Bänken, oder tummelten sich spielend auf den Inseln, scheußliche, große Echsen, mächtige Krokodile zwischen ihnen, stets aber dicht am Wasser, in das sie sich auf die erste Beunruhigung mit enormer Muskelkraft hineinschnellten. Ich kann wohl unbeanstandet sagen: Millionen von Vögeln, die aus dem Wasser und dem Sumpf, von den Ufern, aus den Lagunen, aus dem Schlamme und aus dem Sande ihre Nahrung holten, bedeckten die Wasserwildnis.

Pelikane in stolzer Ruhe, viele Arten von Störchen, wie Soldaten aufgereiht auf einem Bein am Strande stehend, weiße und bunte Reiher im seichten Wasser auf und ab stolzierend, Nachtreiher, sich aufgeschreckt von einem Busch des Ufers zum andern schwingend, Strandläufer, Schnepfen, Rallen, Ibis und Scharben, der bis zum Hals eingetauchte Schlangenhalsvogel, große Flüge wilder Enten und Gänse in vielen Arten, das alles piff und klapperte, schrie und kreischte durcheinander, das alles sonnte sich, lauerte auf Nahrung, badete im Sande oder duckte sich und eilte schnell ins Schilf, wenn über ihnen ein stolzer Adler seine Kreise zog, auf leichte Beute hier in diesen dichten Massen von Leben lauernd.

Unbeschreiblich ist der Eindruck, der sich dem Europäer beim Passieren solcher Fülle von Leben aufdrängt.

Hier und da standen kleinere Büffelrudel an den ihnen so beliebten, Suhle spendenden, sumpfigen Ufern; der Behemot, das massige Flußpferd mit seiner wie aus einer mächtigen, tiefen Tonne hervorklingenden, dröhnenden Stimme, ein Elefant, der dort am Ufer stand, das alles rief mir den Eindruck hervor, als wenn ich in eine weite Wildnis, die in vorgeschichtlicher Ruhe liege, eingedrungen sei.

Schon seit vielen Tagen hatten uns die Eingeborenen, die in mir den ersten Weißen sahen, wenn wir Lebensmittel kaufen wollten, mit Pfeilen oder Speeren abgewiesen. Sie waren gewohnt, daß jeder Fremde in feindlicher, räuberischer Absicht kam, und ich war daher betreffs der Verpflegung der mich begleitenden zweihundert Neger in große Verlegenheit gekommen.

Gleich am ersten Tage in der oben beschriebenen Wasserwildnis schoß ich zwei Flußpferde, deren Erlegung es mir ersparte, in den Dörfern der Eingeborenen mit Gewalt fouragieren zu müssen, oder das von den Flüchtigen Zurückgelassene zu nehmen, um nicht zu verhungern.

Bald aber sollten wir der Sorge der Nahrung mit einem Schlage für lange Zeit, für Monate enthoben sein.

Als ich in meinem Stahlboot, stets der Kanoe-Karawane voraus, um eine Grasinsel biegend einen Flußarm weit hinabsah, fesselte mich ein großartiges Bild. Ein Rudel von elf Elefanten stand mitten im Strom, bis an den Bauch im Wasser, sich badend, sich mit dem Rüssel durch Ausprusten des aufgesogenen Wassers abspritzend und sich offenbar in dem kühlen, erfrischenden Naß sehr wohl fühlend. Rüssel und Ohren waren, als wenn eine lebhaft Unterhaltung mit reichen Gesten im Gange sei, in stetiger komischer Bewegung.

Ein Schrei der Überraschung und Freude der in den nachkommenden Kanoes Befindlichen machte die unangenehm überraschten und gestörten Dickhäuter aufmerksam, und in weiten Schritten die Fluten hoch aufspritzen machend, strebten sie dem rechten

Ufer zu. Doch unbegreiflich; bevor sie dasselbe erstiegen und unbehelligt flüchten konnten, machten sie wieder kehrt, um abermals den Flußarm zu durchschreiten. Jetzt war ich, da meine Ruderer mit allen Kräften sich in die Riemen legten, dicht heran und trieb gerade auf einen starken Elefanten los. Ich stand im Bug des Bootes mit meinem schweren Doppelachtbohr, bei dem ich schon die Erfahrung gemacht hatte, daß jeder Schuß im Boote mich niederwarf, denn die zehn Gramm Pulver der Ladung verlangen für den Schützen einen sichereren Standpunkt als die beweglichen Planken eines leichten Fahrzeuges.

Ich feuerte nach dem Ohr des Kolosses und stürzte rückwärts in die Arme meiner Ruderer, erhob mich wieder, um zu sehen, daß meine Kugel zu weit nach hinten in dem oberen Hals saß, und daß nun die Elefanten dem Ufer zu flüchtig wurden. Jetzt warf ich mich ans Steuer und brauchte kaum meiner Bootsbesatzung zuzurufen, daß sie reißen sollten an den Riemen, was ihre Kraft erlaube, um vor den Elefanten das Ufer zu gewinnen und ihnen den Weg abzuschneiden. Vorwärts flog mein gutes Stahlboot; kurz bevor der Bug aufs Ufer lief, schoß eines der flachen, leichten Kanoes, die ich in den eben bestandenen Gefechten den wütenden Bakuba abgenommen, am Ufer lang, kam gerade vor mein Boot und wurde von demselben mitten durchgeschnitten, zum Glück im flachen Wasser. Mein Boot rannte hoch aufs Ufer, in Sprüngen waren wir heraus und nach kurzem Lauf an einem vielleicht 3 m hohen, steilabfallenden Ufer, wo jetzt die Elefanten angekommen waren und hinaufzuklimmen suchten.

Auf den ersten Schuß warf ich auf kaum 3 m Entfernung den vorher von mir angeschossenen Koloß verendet ins flache Wasser zurück — und was dann erfolgte, ist kaum zu beschreiben. Es war — zu meinem Bedauern muß ich es bekennen — keine Jagd mehr, es war ein Schlachten. Bis auf vier Stück, die leider schwer krank zwischen uns durchbrachen und das Weite suchten, erlagen in kurzer Frist die sämtlichen Angehörigen des Rudels.

Die mich begleitenden Europäer waren unterdessen herangekommen, und die Schwarzen, die fast alle mit Gewehren bewaffnet waren, unterhielten ein Schnellfeuer auf die armen Dickhäuter; allerhand Geschosse, selbst grobes Schrot, das ich für die während der Nacht beim Lager wachenden Leute als Ladung anbefohlen hatte, schlugen dem erschreckten Wild entgegen. Das wilde, wüste Durcheinander, das Knattern der Gewehre wie in einem hitzigen Gefecht legte sich allmählich, und zweihundert schwarze Gestalten bemühten sich im flachen Wasser, die mächtigen, gefallenen Tiere jubelnd ans Ufer zu befördern und dort zu zerwirken und zu zerlegen.

Zum Glück kann ich behaupten, daß wohl kaum ein Kilogramm aller dieser Massen von Wildpret verloren ging.

Natürlich lebten alle Neger zunächst in Saus und Braus, denn Fleisch ist die höchste Delikatesse für sie. Dann aber gab ich meinen Leuten zwei Tage Zeit, um in der Nacht durch Feuer — bei Tage durch das Feuer von unten, durch die glühende Sonne von oben — das Fleisch zu trocknen.

Sämtliche Kanoes waren fast überladen mit dem trockenen Fleisch von sieben Elefanten und zwei Flußpferden. Wir brauchten jetzt nicht mehr für unsere Nahrung mit den Eingeborenen zu kämpfen. Noch Monate später kauften wir mit dem begehrtesten Handelsartikel in Afrika, trockenem Fleisch, süße Kartoffeln, Mais, Hirse u. s. w.

Wir Europäer aber saßen am Abend dieses wilden Tages beim Diner. Auf unserer Tafel prangte zunächst eine kräftige Elefantenschwanzsuppe; der zart durchwachsene Rüssel war gekocht, ein Stück des inneren Filet und das mit feingehacktem Fleisch gestopfte Herz gebraten. Selbst die Milch einer gefallenen Elefantenmutter hatten wir gleich nach dem Tode des Tieres versucht, bei derselben aber einen so scharfen Chlorgeschmack gefunden, daß wir als Getränk zu unserem sonst so üppigen Mahle gelbes Kassaiwasser vorzogen, denn von anderen Getränken der Zivilisation war schon lange keine Rede mehr, und Palmenwein oder Hirsebier der Eingeborenen, wie wir es immer gerne getrunken hatten, war wegen der Feindseligkeit der Uferbewohner nicht zu haben.

Noch eine ganze Strecke fuhren wir in dieser unglaublich wildreichen Gegend dahin. Am nächsten Morgen passierten wir ein Rudel von einigen achtzig Flußpferden, bald darauf kreuzten wieder dicht vor uns dreizehn Elefanten unseren Flußarm, aber wir überwandten uns und — das möchte ich doch mit einem gewissen Stolz hervorheben — wir kämpften unseren Jagdeifer nieder, denn wir hatten, hingerissen von dem Moment, schon zu toll in dem Reichtum der Natur gewüstet. Es wurde von nun ab bis zum Kongo, wo meine Aufgabe erfüllt war, kein größeres Stück Wild mehr geschossen.

Schon die Nacht nach der oben beschriebenen Jagd brachte mir Gewissensbisse über die wilde „Schlacht“, die zu hindern allerdings wohl kaum in meiner Macht gelegen hätte.

Es war um Mitternacht, als wir plötzlich durch Töne geweckt wurden, die geradezu zum Herzen gehend waren. Es war das in mächtig tiefen Tönen ausgedrückte Klagen eines Elefantenrudels, das von unserem Lager her den Wind bekommen hatte von den erlegten und zerlegten Tieren. So traurig war in der Stille der nächtlichen Wildnis dieses Klagen, daß ich noch lange daran erinnert wurde.

Dies waren die beiden wildesten Erlebnisse, die ich während der langen Zeit meines Aufenthaltes im schwarzen Kontinent mit dem Riesen der Tierwelt, dem Elefanten, zu verzeichnen hatte.



Steinböcke.

Für den Jäger ist wohl alle Tage Jagdtag, nicht aber Schießtag. Ich bitte daher den Leser, um ihn mit einem seltenen Wild bekannt zu machen, die Erzählung meiner Jagden auf den Steinbock anzuhören, wenn sie auch nur von geringen Erfolgen berichten kann.

Sinai-Steinbock.

Wir steigen heute in der Erinnerung auf zu den höchsten Gipfeln verschiedener Gebirge, dem Standort des Wildes, das mich so viele karg belohnte Mühe gekostet hat, des Steinbockes. Nicht vom europäischen oder besser gesagt Alpensteinbock, der nur noch in den Jagdgründen des Königs von Italien*), in den wilden Gebirgen des Monte Rosa lebt, will ich berichten, sondern von drei anderen Arten der Familie, dem Sinai-Steinbock, dem Altai-Bock und einem, der in den Gebirgen, die die weiten Wüsten und Steppen Turkistans im Süden begrenzen, lebt, und meiner Ansicht nach derselbe ist, den wir Himalaya-Steinbock nennen.

Zunächst möchte ich im allgemeinen erwähnen, daß die Behauptung, der Steinbock lebe nur in den allerhöchsten Lagen der Gebirge über dem Gebiete der Wildschafe, die ebenfalls niemals in die Waldgürtel hinabsteigen, nicht zutrifft.

Daß er nur ausnahmsweise die nackten, steinigen, baumlosen Höhen verläßt, ist sicher; daß er aber mit den Wildschafen in denselben Gebieten steht, ja, wenn der Rothirsch, wie er es in den Gebirgen Asiens tut, über die Waldgrenze hinaufsteigt, diesem begegnet, habe ich selbst gesehen.

Es ist weniger die Höhe, die seinen Aufenthalt bedingt, als die Bewachung des Bodens, weil seine Hauptäsung Pflanzen sind, die nur in den offenen, steinigen Gebirgen und auf fast nackten Hängen zu finden sind.

Wo die Hänge der Gebirge aus irgendwelchem Grunde unbewaldet sind, steigt der Steinbock auch viel tiefer als bis zur Waldgrenze herab. In Europa tut er dies aber, wo wir ihn zu beobachten Gelegenheit haben, aus dem Grunde nicht, weil er so verfolgt wird, daß ihn die Klugheit lehrt, nur die unzugänglichsten Höhen zu halten.

Geistig steht der Steinbock vielleicht über den Wildschafen, den Mitbewohnern der höchsten Spitzen der Gebirge der alten Welt, und muß ein kluges, vorsichtiges

*) In Neumarktl in Oberkrain hat Freiherr von Born scheinbar mit gutem Erfolge Abkömmlinge dieses Steinwildes und auch das interessante Mähnschaf Nordafrikas in freie Wildbahn ausgesetzt. Möchten doch solche Versuche Nachahmung finden.

Wild genannt werden. Sein Witterungsvermögen ist ebenso scharf wie sein Gehör und Gesicht. Die Schärfe dieser Sinne teilt er gleichmäßig mit den Wildschafen, die ich in Asien kennen gelernt habe, aber er besitzt viel mehr Urteilskraft und Überlegung als jene.

Wenden wir uns zunächst zu dem zierlichsten und elegantesten der ganzen Familie, dem Steinbock des Sinai, dem Beden der Araber, der nicht nur die ganze Sinai-Halbinsel, sondern auch alle Gebirge Arabiens, vom Mittelmeer bis hinab nach Maskat und Hadramaut bewohnt.

Sein Kopfschmuck ist sehr viel schwächer, aber eleganter geschwungen, und der Körper zarter, gazellenähnlicher als der der Steinböcke nördlicher Gegenden, die alle mehr kräftig gedrungen sind und deren Riese der Alpensteinbock ist.

Nur der abessinische Steinbock, Wali, ist an Schönheit dem Beden zu vergleichen, er ist ihm ja auch, wie schon nach dem Verbreitungsgebiet erklärlich, am nächsten verwandt.

Als ich im Jahre 1883 von meiner ersten Durchquerung des damals wirklich noch recht dunkeln Weltteiles zurückkehrte, traf ich in Ägypten den hochseligen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, der im Begriffe war, das Sinai-Gebirge zu besuchen, und hatte die Ehre, von ihm zur Beteiligung an dieser Reise befohlen zu werden.

Ich bitte den Leser, mir auf die sattelartige Einsenkung zwischen den beiden höchsten Bergen des steinigen Arabien, den Gebl el Mussa und Gebl el Horeb, zu folgen, wo sich das bekannte russische Kloster schon in manchem Strauß gegen raubende Araberhorden gehalten hat.

Dicht an den Mauern des Klosters, das dort erbaut sein soll, wo der gewaltige Moses die zehn Gebote empfang, war unser Zeltlager errichtet.

Der Prinz war der erste, der, nur von seinem Leibjäger und einem Beduinenjäger begleitet, hinaufstieg in die wilden Hänge des Mosesberges, um den Steinbock zu jagen.

Auf einer anstrengenden, den ganzen Tag währenden Klettertour kam der Prinz leider nicht zu Schuß, und gab, da er von der großen Seltenheit des Wildes überzeugt, sich keinen Erfolg versprach, das weitere Jagen auf.

Wir traten den Marsch von den höchsten Höhen des Gebirges abwärts nach Norden an durch wilde Felsenschluchten, die, wie ein uns begleitender Beduine versicherte, den Steinbock noch in großer Anzahl beherbergen sollten.

Als ich eines Morgens die Absicht bekundete, den Versuch zu machen, ob ich nicht doch noch auf einen Steinbock zu Schuß käme, gab mir auch der Prinz einen seiner Jäger zur Begleitung mit und ein alter Beduinenjäger führte uns.

Nach seinem Beispiel — er trug nur weiche Ledersandalen an den Füßen — wählte ich weiche Zeugschuhe zum Aufstieg, während der Jäger des Prinzen leider stark beschlagene Gebirgsschuhe trug, die schon von vornherein durch das Geräusch, das sie beim Klettern hervorriefen, das Mißfallen des Führers erregten.

Nach einstündigem Aufstieg gewahrte der Beduine hoch über uns auf einem scharfen, zackigen Felsgrat einen sichernden Bock und sagte uns, daß es der Wachtbock eines Rudels Steinwild sei. Mit unbewaffnetem Auge konnten wir gar nichts, mit dem Glas aber



Steinbock.



Steinbock.

nur zwei schräg auseinander stehende Zacken erkennen, das Gehörn des Bockes, das sich vom Felsen gegen den dunkelblauen Himmel in der reinen, klaren Höhenluft abhob.

Wir waren etwa 7000 Fuß hoch und fanden an Stellen, an die die Sonne nicht herankam, Eis und hartgefrorenen Schnee.

Jetzt hieß es mit gutem Wind und geräuschlos über nackten Fels und Geröll an das Wild heranzukommen.

Der Wachtbock stand unbeweglich, nur ab und zu wurden aus den zwei feinen Linien des Gehörns eine, wenn er sichernd den Kopf nach der Seite wandte. Der Führer meinte, das Rudel müsse seitwärts an den Hängen äsen, zu sehen war aber nichts; ist doch der Steinbock, wenn er unbeweglich sitzt, selbst auf nahe Entfernung nicht zu erkennen, so sehr gleicht die Farbe seiner Decke der des Felsens.

Mit vieler Mühe, jedes Geräusch vermeidend, stiegen wir hinan, der Beduine sich häufig warnend an den Jäger wendend, der mit seinen schweren Schuhen sich doppelt abmühen mußte, geräuschlos vorwärts zu kommen.

Schweißtriefend, trotz der scharfen, frischen Höhenluft, kamen wir wohl bis auf 300 Schritte ans Wild heran. Noch stand der Bock an derselben Stelle und hie und da konnten wir auch zwischen den Steinen sich etwas bewegen sehen — die anderen Stücke des Rudels, die sich auf die Wachsamkeit des Postens ganz verließen.

Der Beduine glaubte, wie häufig die Eingeborenen, daß wir Europäer auf unglaubliche Entfernungen schießen können, und forderte mich zum Schießen auf. Ich aber war der Meinung, daß das Wild noch länger aushalten würde, und bewog ihn dazu, mich noch weiter aufwärts nach einem Felsblock hinzuführen, den wir gedeckt erreichen und von dem ich einen bequemen Schuß auf ungefähr 150 m abgeben konnte.

Fast waren wir schon an dieser Stelle angekommen, als plötzlich einige Steine unter den schweren Schuhen des Jägers hinabrollten. Erschreckt sprang der Beduine seitwärts aus der Deckung und ich folgte ihm, um gerade noch den stolzen Bock in voller Flucht auf dem scharfen Felsgrat dahin flüchten zu sehen.

Rollendes Gestein an vielen Stellen bewies, daß das ganze Rudel dem Führer folgte.

Die ganze schwere Arbeit des Aufsteigens und die heftigen Schmerzen von dem ungewohnten Steigen auf scharfen Felsen in dünnen Zeugschuhen, alles war umsonst gewesen. Zum Aufsuchen eines anderen Rudels war es zu spät, und da der Prinz für den nächsten Tag schon den Weitermarsch tiefer hinab, wo kein Steinwild mehr stand, angeordnet hatte, so war die Möglichkeit, den stolzen Steinbock Arabiens zu erlegen, dahin.

Nur noch zierliche Gazellen, der listige Schakal und ein über den Weg huschender Luchs wurden gesehen, nichts aber von den seltenen Bewohnern der Sinaiegebirge erlegt.

Machen wir jetzt einen weiten Sprung aus den bei Tag glühend heißen, bei Nacht eisig kalten, nackten Schluchten des arabischen Gebirges in die Felsenwildnisse des zentralsten asiatischen Gebirges, des Altai.

Auch der Steinbock dieser Berge steht fraglos an Stärke des Gehörns und an Körpergewicht den übrigen der gemäßigten Zonen nach.

Noch in den Vorbergen des Altai machte ich einen Ausflug von meinem Lager aus, um den Steinbock, der unweit der Poststation, bei der ich lagerte, einen bevorzugten Stand haben sollte, zu jagen.

Man sieht hier, daß nicht die Höhenlage, sondern die übrigen Lebensbedingungen den Standort des Tieres bedingen, denn die Berge, in denen wir den ersten Versuch machen wollten, erreichten kaum 4000 Fuß Höhe.

Nach einem schweren Aufstieg am Nachmittag schlugen wir für die Nacht das Lager an einer Stelle auf, die so entzückend wildromantisch war, daß ich mir den Versuch nicht versagen kann, sie mit einigen Worten zu beschreiben.

Tief unten in einer von steilen Wänden eingefassten Schlucht lag ein kleiner Quellsee von tiefblaugrüner Färbung, der wie ein Smaragd aus dem einfassenden Gestein hervorleuchtete.

Die schmalen Ufer waren von mächtigen, dunklen Fichten bekränzt, zwischen denen noch hie und da Schnee liegen geblieben war, an den die Sonne nicht heranzukommen vermocht hatte. Fast senkrecht türmten sich nach allen Richtungen, außer nach dem Abfluß des kleinen Sees, wohl tausend Fuß hohe Felswände auf.

Aber hoch oben, wo wir in Bewunderung versunken standen, stürmte es so stark, daß sich die mächtigen Fichten unter dem Druck des Windes beugten, während unten alles still und ruhig dalag, und das reizende kleine Felsenloch sah so verlockend aus, daß wir die Mühe des Hinabsteigens nicht scheuten, um einen so lieblich liegenden geschützten Lagerplatz zu finden. Aber der mühselige Abstieg wurde nicht nur durch die wunderbare, zauberhaft schöne Lage des in tiefen Farbentönen prangenden blaugrünen Sees reichlich belohnt, sondern auch durch den Schutz, den uns die lauschige Ecke in der Wildnis gewährte, denn in der Nacht wurde es so kalt, daß ich, weil ich nach vieljährigem Aufenthalte in Afrika etwas verwöhnt war, in meinem einfachen Tropenzelt fast erfror. Ich habe nie im Leben wieder so geradezu schmerzhaft Kälte empfunden, obgleich ich alles, was herbeizuschaffen war, über meine Woldecken auftürmte, um etwas Wärme zu erlangen.

Hätten wir oben im Sturm unser Lager aufschlagen müssen, so kann ich mir kaum eine Vorstellung machen, wie ich dem Erfrieren hätte entgehen können.

Am nächsten Morgen war der See mit vier Finger starkem Eis bedeckt, wir hatten mindestens 15° Kälte gehabt, eine Temperatur, die für den Unvorbereiteten, wenn auch noch so Abgehärteten bedenklich ist, denn wir hatten, als wir vom Lager abbrachen, auf solche Kälte nicht gerechnet und uns nicht vorgesehen.

Doch zurück zur Jagd.

Es dauerte fast bis zum Mittag, bis ich mich durch alle nur denkbaren Mittel soweit wieder aus einem Eiszapfen in einen Menschen verwandelt hatte, daß ich zur Jagd aufbrechen konnte.

Wir stiegen in einer weiten Schlucht, die von gewaltigen, aber sanften Hängen eingefasst war, aufwärts. Drei- bis viermal sahen wir seitwärts an den Hängen auch Steinwild, jedoch in solcher Entfernung, daß an Schießen nicht zu denken war, und stets so freistehend, daß auch von vornherein nicht an Anbirschen gedacht werden konnte.

Auf dem Rückwege, als ich noch nicht die Büchse hochgehabt hatte und schon wieder tief herabgestiegen war, flüchtete, als ich gerade einen Wall zusammengewehten

Schnees passierte, ein Rudel Steinwild mit zwei Böcken dicht vor uns vorüber, aber so schnell, daß ich kaum vom Pferde springen und zur Büchse greifen konnte, als es auch schon verschwunden war.

Also auch dieser Ausflug blieb erfolglos.

Später endlich, im Bereich des Riesen unter den Wildschafen, des Ovis amon, traf ich zum ersten Mal ein Rudel Steinwild so an, daß ich es beobachten konnte. Leider waren sämtliche zehn Stücke des Rudels starke weibliche Tiere und junge Böcke, die noch nicht höher aufhatten, als 3—4 Finger hohe Zacken. Das Wild war durchaus nicht schön, fast plump gebaut, überraschend klein und in den Decken rau und struppig, so daß es einen minderwertigen Eindruck machte, wie denn überhaupt nur der Bock eine schöne Erscheinung ist und auch dann nur, wenn er sichernd steht oder flüchtig abgeht, denn sitzend ist er zu viel Ziege und zu wenig Wild. Zweifellos steht der Altai-Steinbock allen übrigen an Körpergewicht nach.

Ich kam an das Rudel heran und schoß, als es Wind von mir bekam und ganz plötzlich und auffallend schnell entschlossen flüchtig wurde. Ich suchte mir in aller Eile das stärkste Stück heraus, sah, daß ich nicht gefehlt hatte, und folgte ihm, da es über eine mit Schnee bedeckte Höhe flüchtete und unserem Auge schnell verschwunden war.

Eine starke Schweißfährte auf dem Schnee brachte uns sehr bald an ein weibliches Stück heran, dem noch dazu das eine Horn gebrochen war. Erlegt, d. h. leblos, ist dieses Wild sogar häßlich und unansehnlich und die Kalmückenjäger, die mich begleiteten, wollten nichts vom Wildpret wissen und behaupteten, dies sei so zähe, daß es kaum genießbar wäre.

Zwei Tage suchte ich noch in derselben Gegend nach Steinwild, kam noch zweimal an Rudel weiblichen Wildes heran, schoß aber nicht, da kein Bock dabei stand, dessen Gehörn einen Schuß wert gewesen wäre, bis ich endlich am Abend des zweiten Tages in einer Schlucht, an der wir entlang ritten, tief unter uns Steinwild sah und in demselben auch zwei Böcke zu erkennen glaubte, die ausgewachsen schienen.

Es war schon spät am Nachmittag und vielleicht nur noch zwei Stunden Büchsenlicht, so daß wir uns beeilen mußten, denn nur mit Hilfe meiner Jäger konnte ich hoffen, zu Schuß zu kommen. Ich blieb oben am Rand der Schlucht und die Jäger ritten, einen großen Umweg nehmend, um das Wild nicht zu vergrämen, hinab, um mir das Steinwild, das meist aufwärts flüchtet, wie fast alles Bergwild, zuzudrücken.

Trotzdem ich hoch über dem Wild nur ganz vorsichtig am Rande des Abfalles entlang den Bewegungen desselben folgte, schien es mir doch, als ob es, besonders die beiden Böcke, Wind von mir bekommen hätte, denn sie sicherten mehrfach mißtrauisch aufwärts.

Der Wind war leider nicht stetig, und es war auch die höchste Zeit, daß tief unten meine Treiber erschienen, denn schon neigte sich der Tag zum Abend. Bald wurde das Wild nach abwärts aufmerksam und zog, leider nicht gerade auf mich zu, sondern schräg aufwärts von den Treibern weg. Ich mußte, um dem Rudel den Weg abzuschneiden, oben folgen. Offenbar hatten die Steinböcke doch das erste Mißtrauen nicht ganz vergessen, denn sie hielten sich stets vom Rande der Schlucht so fern, daß ein Schuß unmöglich war. Jetzt aber kam vor ihnen eine fast steil abfallende Schlucht und jetzt mußten sie entweder nach oben, dem Rande zu, flüchtig werden, oder bergab, was sie niemals tun.



Sibirischer Rehbock.

wo der Steinbock und das Wildschaf steht, verlassen. Noch einmal am Südrande der endlosen Steppen Turkistans in der Nähe der südlichsten Stadt Sibiriens, Werni, in dem Gebirge, das die Steppe von dem schönen Issik-Kul trennt, sah ich einen Steinbock und

Und so kam denn das Rudel in voller Flucht heran, zahllose Steine unter ihren Schalen abwärts schleudernd. Leider war es schon so dunkel, daß ich nicht mehr recht die Böcke unterscheiden konnte, besonders da sich das Wild fortwährend durcheinanderschob, wenn einige Stücke abwärts sichernd stehen blieben, während die andern vorbei flüchteten.

Trotzdem ich mit aller Anstrengung im Laufen den Bewegungen des Wildes oben gefolgt war, mußte ich doch auf etwa hundert Meter Entfernung vom Wild niederknien, als das Rudel den Rand des Abhanges betrat und ohne sich aufzuhalten die Flucht fortsetzte. So gelang es mir nicht mehr, da schon das Tageslicht fast geschwunden war, den richtigen Bock herauszufinden.

Ich mußte froh sein, wenn ich überhaupt noch zu Schuß kommen wollte, aber ich schoß und sah ein Stück zusammenbrechen. Als ich hinzukam, war es leider ein junger Bock mit einem nur ungefähr eine Spanne langen Gehörn.

Dies war das letzte Mal, daß ich auf den Jagden im Altai Steinwild sah, denn da die Zeit drängte, um zu rechter Zeit weiter unten im Gebirge zur Brunft des Hirsches zu kommen, mußte ich die nackten Höhen,

zwar einen viel stärkeren, der, soviel ich ausmachen konnte, der Himalayasteinbock zu sein schien.

Schon am frühen Morgen hatte ich die Stadt verlassen und gegen Mittag einen Rehbock geschossen, dessen Gehörn mir mehr wert war, als hundert Kopfzierden des Steinbockes, denn es war das beste Gehörn, das ich in Sibirien erbeutete, ein ungerader Zwölfer, dessen 35 cm hohe Stangen in hakenförmig stark gebogene Enden auslaufen und das fast damschaufelartig flach gewachsen ist.

Ich schoß den Bock beim Abtreiben einer Dickung, als er einen schwindelnden Abhang abwärts flüchtig wurde, eine Flucht, wie ich sie einem Rehbock niemals zugestaut hätte und wie sie einem Steinbock alle Ehre machen würde. Es ist auch wohl nur das starke Rehwild der asiatischen Gebirge, das solche Leistungen aufweisen kann.

Glücklich über meine Beute, setzten wir, obgleich wir fürchten mußten, einen Marsch bei tiefer Dunkelheit nach dem Lager machen zu müssen, in sehr schwierigem Gebirgsgelände die Jagd fort. Da stand, als wir eben um den Grat eines scharfen Rückens bogen, vor uns auf einer weit vorspringenden Felsenkanzel ein Steinbock in einer Stellung, wie man sie nicht schöner auf einem Bilde sieht. Scharf hob er sich gegen den klaren Abendhimmel ab mit seinem kräftigen, knotigen Gehörn, mit seinem langen, stark entwickelten Ziegenbart, ein prächtiges Bild sicherer Kraft.

Alles war günstig, der Wind und das Gelände, und ich glaubte schon mit aller Bestimmtheit, diesen Tag als einen der erfolgreichsten Jagdtage meines Lebens feiern zu können.

Die Entfernung betrug gegen 400 m. Ich stand noch überlegend, wie der Fall anzufassen sei, da plötzlich, ganz ohne gestört zu sein, machte der stolze Bock kehrt, stieg ruhig von der Kanzel nach der Felswand zurück und verschwand unseren Blicken. Ich versuchte zwar noch weiterzubirschen und heranzukommen, denn da er nicht vergrämt war, so mußte er an der dünn bewachsenen Wand stehen. Aber trotz aller Vorsicht und Geduld war nichts zu finden, obgleich ich bis zum Aufhören des Büchsenlichtes birschend lautlos die Gegend absuchte. Der prächtige Bock war und blieb verschwunden, und ich mußte am nächsten Tage meinem vorangereisten Begleiter folgen.

So bestand die ganze Beute bei der Jagd auf den Steinbock in drei verschiedenen Gebirgen Asiens in einem weiblichen Gehörn, das noch dazu verletzt war, und dem eines jungen Bockes, das kaum als männliches Gehörn zu erkennen ist.

Aber immerhin habe ich das schöne, stolze Wild gesehen und beobachtet und den Genuß gehabt, die eigentümliche kühne Sicherheit, Gewandtheit und Kraft, die im Steinbock so hervorragend ausgezeichnet ist, zu bewundern.

Einer der Gründe, daß ich nicht glücklicher in meinen Jagden war, ist wohl der, daß die Eingeborenen, Jäger und Führer, das Steinwild weniger kennen als anderes Wild und deshalb ihre Maßnahmen nicht so zum Ziele führen; denn der Eingeborene macht sich aus dem Wild nicht viel. Die Haut hat keinen Wert, das Wildpret verachtet er und das Gehörn wirft auch nichts ab, denn in jene Gegenden ist der Sammler noch nicht gedrungen. Das Steinwild bringt also seinem Verfolger kaum einen Vorteil und dabei ist die Jagd schwer und mühsam.



Das Nilgai und ein Jagdfrevel in Indien.

Vom Nordosten Vorderindiens reiste ich ziemlich niedergeschlagen wegen meiner geringen Jagderfolge in Indien nach Bombay zurück, um heimzukehren. Ich hatte geglaubt, mich nach einer zweijährigen anstrengenden Aufgabe in Afrika auf einer Jagdfahrt in Indien erholen zu können, war aber bitter enttäuscht, denn ich war zur unrichtigen Jahreszeit gekommen, die Hitze gab im Frühjahr in Indien der der Nyassaländer, von denen ich eben kam, nichts nach.

Bevor ich nach Achmet-abad, einer der großen Stationen der Bahn Bombay—Delhi, reiste, durchflog ich auf dem Schienenweg die äußerste Ecke des im Nordwesten Vorderindiens liegenden, ziemlich wildreichen, sonst aber fast wüstenähnlichen Gebietes, welches dann ganz in die nordwest-indische Sandwüste übergeht.

Aus dem Kupee fortwährend die Gegend nach Wild absuchend, gewährte ich ein Tier, das ich noch niemals, selbst nicht in europäischen Gärten gesehen hatte, nämlich das Nilgai oder Nilgao, eine große Antilope, die zoologisch in ihrer Zwischenstellung interessant, eigentlich ein auf dem Planeten ganz für sich allein dastehendes Geschöpf ist.

Das große, schlanke, etwas giraffenartig überbaute Tier hat leider nur ein sehr schwach entwickeltes Gehörn, zieht aber doch das Auge des Jägers durch seine eigentümliche Figur, Größe und Färbung an.

Ich möchte nicht gerade sagen, daß man diese Antilope besonders edel nennen könnte, doch ist sie in ihren Bewegungen auffallend und macht auf jeden sofort den Eindruck, daß es ein Wild ist, an dem man neue Beobachtungen machen kann.

Der Bock, der sich durch größere Schwere von dem Tier unterscheidet, hat, wenn er so weit ausgewachsen ist, daß er in seiner vollen Kraft steht, eine dunkelblaugraue Decke.

Das giraffenartig Überbaute und der giraffenartig lange, schmale Kopf mit den auch nur mit denen der Giraffe zu vergleichenden, schönen, großen, dunklen Lichtern lassen mir das Nilgai als den indischen Vertreter des genannten großen, schönen Wiederkäuers in Afrika erscheinen.

Das weibliche Wild, welches kein Gehörn trägt, ist herrlich rehbraun, weniger hoch im Widerrist und infolgedessen schöner und eleganter gebaut.

Obgleich ich mir meines Gesundheitszustandes wegen keine großen Strapazen zutrauen durfte, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, den Versuch zu unterlassen, an das Wild heranzukommen. Ich unterbrach deshalb meine Reise nach der Küste in Achmet-abad und ließ mir durch den Verwalter des Fremden-Bungalo alle Leute holen, die bekannt als Steppenjäger oder Führer waren.

Nach kurzer Unterhandlung schloß ich mit einem Muhamedaner ab, der mir versprach, mich in einem Tage, ohne daß ich draußen in der Steppe zu übernachten brauchte, auf Nilgaiwild zum Schuß zu bringen.

Schon am selben Abend kam mein Führer mit drei Reitkamelen und einem Begleiter an, übernachtete beim Bungalo, und da es Mondlicht war, bestiegen wir noch bei Nacht das Schiff der Wüste und ritten in scharfer Gangart in der Richtung nach Nordwesten zur Stadt hinaus.

Die Gegend wechselte zwischen Akaziensteppe und etwas lebhaftere Farben zeigenden Niederungen, die in der Nähe der Stadt von Vieh- und Schafherden bevölkert waren. Je weiter wir ritten, desto steiler und unbewohnter, aber auch trockener und öder wurde die Gegend, und jetzt hielten wir Umschau von dem hohen Rücken der Dromedare, ob sich nirgends Wild zeigte.

Das scharfe Auge meines Führers erkannte zuerst einige Gazellen, deren auffallend rote Decke wie die des Rehes bei uns im frühen Sommer sich von dem matten Gelbrot des Sandes und dürren Laubes abhob.

Es war leicht, bei günstigem Wind und von niedrigem Akazienbuschwerk gedeckt, heranzukommen und den einzigen, aber alten starken Bock des Rudels durch einen Blattschuß niederzulegen. Ich hatte schon weiter im Norden bei Agra diese zierliche, leichte Gazelle (Benetti) geschossen, die dort mit der indischen Antilope zusammen die Ebene bevölkert.

Aber der Schuß brachte mir mehr ein, als nur den guten Bock, denn wieder im Sattel, gewahrten wir ein Rudel Nilgaiwild, das wahrscheinlich durch den Schuß hochgemacht war und erhobenen Hauptes sicherte, aber, als alles still blieb, bald zu äsen begann. Es war ein alter, dunkler, blaugrauer Bock, ein junger Bock, der noch ein bräunliches Mausgrau als Farbe der Decke zeigte, und ein rehgelbes weibliches Stück Wild mit einem schon fast ausgewachsenen Kalb oder Schmaltier.

Da der Wind gut stand, so wurde das Wild durch das aus der Kehle rauh ausgestoßene „Ch“, mit dem wir die Reitkamele zum Niederlegen aufforderten, nicht gestört, und ich konnte meinen Plan zum Anbirschen ausführen. Ich hatte, der Stärke des Wildes entsprechend, meine 577-Expreßbüchse mitgenommen, vergaß aber, was ich



Nilgai.



Nilgai.

als alter Jäger beschämt gestehen muß, außer den beiden Patronen im Lauf, noch weitere Munition einzustecken, als ich mich von meinen Begleitern trennte.

Als ich bis auf zweihundert Schritt ans Wild heran war, das zwischen niedrigem Akaziengebüsch das magere, hellgelbe Gras abäste, hatte ich fast eine halbe Stunde Zeit, in aller Ruhe die mir neue Antilopenart zu beobachten, denn der Wind war stetig gut, ich lag gedeckt und in der ganzen Zeit hatte sich kein einziges Mal der alte Bock, der am weitesten von mir ab stand, zu einem guten Schuß hingestellt.

Wo auch immer ich Abbildungen dieses Wildes gesehen habe, hatte man es miteinander spielend gezeichnet. Es scheint also, daß das Nilgaiwild sehr rege und lebhaft und immer miteinander beschäftigt ist. Auch ich ward zu meiner Freude Zeuge kleiner Familienszenen. Sobald der junge Bock sich dem Wild zu sehr näherte, trottete der alte blaugraue Familienherr heran und vertrieb den jüngeren, der sich, bevor er in leichten Fluchten vor dem alten floh, stellte, als wenn er Widerstand leisten wollte. Hierbei warf er sich in wunderlich harter Weise auf die Kniee und senkte das Haupt, bevor der Gegner aber heran war, stand er schon wieder auf den Läufen und wich mit kurzen Wendungen dem Anlauf desselben aus.

Dem Mutterwild schien das eifersüchtige Gebaren der beiden Bewerber viel Spaß zu machen, denn während sie sich jagten und bedrohten, machte auch das Tier aus Vergnügen wunderliche Kapriolen und wurde dabei von seinem Kalbe in der spaßigsten Weise begleitet.

In solchem Liebesspiel äste sich das Rudel direkt auf mich zu und endlich bot mir der Bock auf 150 Schritt das Blatt. Ich schoß, scheinbar leider ohne Wirkung, denn nach kurzem Verhoffen wurde die Familie von mir ab flüchtig und schon sprang ich auf, um enttäuscht noch meinen zweiten Lauf zu versuchen, als das Rudel sichernd stehen blieb, Kehrt machte und jetzt direkt auf mich zu geflüchtet kam. Als ich unterdessen den abgeschossenen Lauf laden wollte, bemerkte ich zu meinem größten Verdruß, daß ich keine Patrone mehr bei mir hatte. Der zweite Lauf mußte es also tun oder ich hätte meine Unvorsichtigkeit bitter büßen müssen.

In langen, weiten Fluchten kam auf nicht mehr als dreißig Schritt zuerst das Wild mit seinem Kalbe an mir vorüber, dann der alte Bock. Ich riß die Büchse an die Backe, zog ab und sich fast überschlagend brach der Bock im Knall zusammen und zeigte durch Schlagen mit den Läufen an, daß er im Verenden war.

Der junge Bock, der zuletzt gefolgt war, wandte sich, erschreckt vom Schuß und dem Sturz seines Gefährten, nach links hin und flüchtete ins Weite.

Jetzt kamen meine Führer mit lautem Jubelgeschrei angelaufen und vertrieben das weibliche Wild mit dem Kalbe, das nach einer Flucht von 3—400 Metern verhalten hatte und nach dem Bock zurückkäugte.

Als wir unsere Beute, die sicher an Gewicht einem guten Wapitihirsch gleichkam, aufgebrochen hatten, versuchten wir, unsere Kamele an den Bock zu führen, um ihn aufzuladen und dann zurückzureiten, denn es war inzwischen fast Mittag geworden und die Sonne brannte schon mit glühenden Strahlen auf die Steppe nieder. Aber es gelang uns nicht einmal, die Kamele heranzubringen, geschweige denn, ihnen den Bock auf den Rücken zu legen und eins riß sich sogar los, wurde flüchtig und konnte erst nach einstündiger Bemühung wieder eingefangen werden.

Es war also mit den Kamelen nichts zu machen und wir bedeckten daher das erlegte Nilgai, so gut es ging, mit Buschwerk und sandten den Sohn meines Führers nach dem nächsten Dorf, von wo er einige Leute und ein sicheres Kamel holen und den Bock nach der Stadt schaffen sollte. Wir selbst aber ritten auf einem andern Wege nach einer bewohnten Gegend, um unsern Hunger in einem dem Führer bekannten Dorfe mit Milch und Eiern zu stillen.

Von den freundlichen Eingeborenen wurden wir noch nach einer andern Gegend hin verwiesen, wo wir mit Sicherheit Nilgai- und auch Samburwild treffen sollten.

Nach kurzer Ruhe legten wir auf unsern schnellen Dromedaren eine bedeutende Strecke zurück und machten in einer bei weitem besser bewachsenen Gegend an der uns als wildreich angegebenen Stelle Halt.

Ich beschloß jetzt zu Fuß zu weidwerken, denn das Gelände war so wenig frei und übersichtlich, daß ich keine Aussicht vom Rücken des Kamels hatte. Wir verabredeten, daß mein Führer meiner Fährte, die ich durch Knicken des Buschwerks möglichst deutlich markieren wollte, langsam folgen sollte.

Immer dichter wurde das Gebüsch, ich kam auch an einige Wassertümpel, von denen Reiher und anderes Flugwild, für das ich aber keine Waffe bei mir hatte, aufstanden. Dann fand ich einen Flug von vier Pfauen. Ich wußte wohl, daß der Pfau, in Indien halb Wild halb Haustier, den Eingeborenen als heilig gilt und es nicht erlaubt ist, ihn zu schießen, glaubte aber, daß in dieser unbewohnten Wildnis Rücksichten nicht genommen zu werden brauchten und schoß mit der Büchse einen derselben, der wunderbar schön im Gefieder war und selbst in diesem Fluge von lauter Hahnen auffiel. Ich ließ den Vogel in meiner Fährte für den mir folgenden Führer liegen und ging weiter.

Plötzlich — der Boden senkte sich zu einem flachen kleinen Wassertümpel — sah ich mich zwei Büffeln gegenüber, die mich, erstaunt und wütend über die Störung, schnaubend ansicherten.

Im ersten Augenblick dachte ich an wilde Büffel, erinnerte mich jedoch, daß der wilde Büffel in diesen Teilen Indiens nicht vorkommt und daß er — eigentlich der einzige Unterschied von dem gezähmten — ein bei weitem mächtiger entwickeltes Gehörn trägt.

Ich wollte mich abwenden, um den über meine Erscheinung erregten Tieren auszuweichen. Das verstanden aber die beiden anders, sie scharften den Boden, warfen Staub und Erde in die Höhe und setzten sich in Galopp in der nicht zu verkennenden Absicht, mich anzunehmen und zu forkeln. Sofort wurde mir klar, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich meiner Haut zu wehren.

Ich war schon früher vor einer solchen Begegnung gewarnt, und es war mir gesagt, daß zahme Büffel, die sich von einem Kinde der Eingeborenen leiten lassen, nicht selten Europäern ernstlich zu Leibe gingen. Auch vorher hatten mich schon einmal Hausbüffel, als ich auf einem Kamel ritt, in eine unangenehme Lage gebracht, sie hatten meinem Reittier so zugesetzt, daß es, als es einige Stöße erhalten, die Flucht ergriff und ich froh war, daß ich mich auf dem flüchtigen Tier so lange halten konnte, bis ich es wieder zum Stehen brachte, denn es ist nicht leicht, auf einem durchgehenden Kamel festzusitzen.

Es blieb mir also nichts übrig, als meine Büchse an die Backe zu reißen und den vordersten der beiden auf mich losstürmenden Büffel zwischen die Augen zu schießen. Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen, der andere stutzte und stürmte dann, seitwärts ausweichend und mit dem Schwanz die Flanken schlagend, davon.

Bald erreichte mich mein Führer, der schon ganz aufgeregt darüber war, daß ich einen Pfau geschossen hatte und nun in noch viel größere Erregung kam, als er den erlegten zahmen Büffel liegen sah.

Seinem Rate folgend, saßen wir auf und ritten, so schnell uns unsere Tiere tragen wollten, zur Stadt zurück, natürlich nicht direkt, sondern auf Umwegen auf betretenen Straßen.

Als ich ihn nach dem Grunde hiervon befragte, antwortete er mir, daß er die verschiedenen Wege eingeschlagen hätte, damit uns die Eingeborenen, wenn sie den erlegten Büffel fänden und den Frevler verfolgten, unsere Fährte nicht finden könnten.

Bis zum nächsten Morgen, wo ich meine Weiterreise antreten mußte, war denn auch kein Verfolger erschienen.

Ich gab nach Verabredung mit dem Aufseher des Fremdenhauses dem Führer eine kleine Summe für eventuelle Requisitionen des Eigentümers des Büffels und verließ nach einem Frühstück von sehr zarten wohlschmeckenden Nilgai-Steaks Achmet-abad.

Anhang.



Waffen-Ausrüstung des Jägers.

Ruschbock.

Unter dieser Überschrift sollen einige kleine Episoden Platz finden, die den Jäger in fremden Erdteilen — ich möchte den Ausdruck gebrauchen: „Weltjäger“ — interessieren dürften, und aus denen er teilweise auch wohl Lehre schöpfen kann.

Zunächst sei erwähnt, daß man mit dem Gebrauch der ganz schweren Elefantbüchse, Acht- oder gar Vier-Bohr, vorsichtig sein muß, wenn man Unfälle, die häufig vorgekommen sind, vermeiden will. Diese schweren Büchsen, die wohl nur auf Elefanten und Nashorn verwendet werden, sind im Aussterben begriffen, denn mit den neuen kleinkalibrigen Waffen mit Halbmantelgeschosß und rauchlosem Pulver erzielt der Jäger selbst auf das schwerste Wild eine viel vernichtendere Wirkung als mit den alten, schweren Elefantbüchsen.

Ich muß sagen, daß ich das Ausscheiden dieser Gewehre in mancher Beziehung bedauere. Einmal sind die meisten Jagderfolge auf Großwild in den schönsten Jagdzeiten Afrikas mit dieser Büchse erzielt worden, sie ist jedem afrikanischen Jäger eine liebgewordene Waffe, und dann zwang sie den Jäger auch, sich nahe an das Wild heranzubirschen. Während man mit den neuen, rasanten Gewehren schon auf eine Entfernung, wo man kaum die Riesen der Tierwelt erkennen kann, eine ziemlich sichere Wirkung hat, mußte man mit den alten Büchsen, deren Geschosse, von denen 8 oder 4 auf ein Pfund gehen, eine sehr geringe Rasananz hatten, dem großen Wilde sozusagen bis „unter den Bauch“, bevor man auf einen sicheren Schuß rechnen konnte; dann aber war fraglos die Wirkung eine überwältigende. Sicherlich wurde mit jenen schweren Büchsen nicht so viel großes Wild zu Holz geschossen als heute.

Daß diese alten Arkebusen aber auch ihre Mucken hatten, mögen folgende Beispiele zeigen:

Ich hatte einst am Südufer des mittleren Zambesi mit einem weißen Begleiter und wenigen Negern einen Jagdausflug unternommen und marschierte eines Morgens in recht wildreicher Gegend durch eine feuchte Niederung, in deren Mitte sich ein Sumpf befand, der mit 3 bis 4 Meter hohen Schilf- und Sumpfpflanzen dicht bewachsen war. Der Pfad, der um die Dickung führte, lief auf einer Stelle eine kurze Strecke durch das Röhricht hindurch. Ich ging meiner kleinen Karawane weit voraus, nur von meinem Gewehrträger begleitet, der meinen Doppel-Achtbohr trug, da wir kurz vorher auf Elefantenfährten gestoßen waren.

Als wir gerade in einem von den dichten Sumpfgewächsen gebildeten Tunnel vorwärts schritten, hörte ich plötzlich dicht zu meiner Linken ein lautes Brechen, als wenn ein schweres Wild auf die Läufe spränge, und gleich darauf stürmte irgend ein Etwas, alles krachend vor sich niederwerfend, in direkter Richtung auf mich los und stieß ein wütendes Gebrüll aus, wie ich es nie vorher in der Wildnis und nie wieder nachher gehört habe. Die Macht desselben entsprach der Lunge des gewaltigen Behemot, die heisere Wut, die sich in den Tönen ausdrückte, der Stimme des Löwen. Offenbar war das Wild von mir aufgeschreckt und brach nun zornig in der Richtung auf den Störenfried durch die dichtbewachsene Wildnis.

Von dem Angreifer war nichts zu sehen, denn eingeklemmt in den nur gerade mannsbreiten, tunnelartigen Durchgang, konnte ich nicht einen Meter weit rechts oder links das Dickicht mit dem Auge durchdringen.

Ich hatte auf das erste Brechen hin meinem Gewehrträger die schwere Büchse entrissen und in der Erregung des Augenblicks beide Hämmer in die Höhe gerissen, was ich sonst, durch frühere Unfälle belehrt, vermied. Wenn ich nicht niedergerannt oder niedergeschlagen werden wollte, mußte ich auf meinen unsichtbar auf mich losbrechenden Gegner feuern, denn im Augenblicke, wo ich ihn gesehen hätte, würde ich auch schon unter ihm gelegen haben.

Der ganze Vorfall vollzog sich in einem kleinen Teil einer Sekunde.

Ich riß die schwere Büchse an die Schulter und drückte ab. Ein betäubender Knall dröhnte in meinen Ohren, ich wurde einige Meter zurückgeworfen und maß der Länge nach die Erde, und meine Büchse flog in einem hohen Bogen über mich hinweg.

Von dem betäubenden Stoß erwacht, hörte ich, daß der unsichtbare Feind mit der wütend drohenden Stimme sich seitwärts prasselnd durch das Dickicht davonmachte. Glücklicherweise hatte ich keine Verletzungen davongetragen, nur blutete ich stark aus der Nase. Mein Gewehrträger war natürlich vom Kampfplatz verschwunden und schrie jetzt außerhalb der Dickung zeternd um Hilfe.

Als meine Leute ankamen, hatte ich mein Gewehr, das fast 20 Meter zurückgeflogen war und bis an die Mitte der Läufe im Boden steckte, wieder aufgenommen. Wie ich vermutete, waren beide Läufe zugleich losgegangen und die Gewalt der 20 Gramm Pulver hatte mich niedergeworfen, aber der fürchterliche Knall, vielleicht in Verbindung mit der Wirkung der Geschosse, gleichzeitig auch bewirkt, daß mein unsichtbarer Feind aufgehalten und von mir abgelenkt war.

Aus dieser Geschichte geht hervor, daß man niemals bei diesen schweren Büchsen beide Hämmer zugleich spannen soll, denn die Erschütterung beim Abfeuern ist so stark, daß es nicht selten vorkommt, daß auch der andere Hammer die Feder überspringt und beide Läufe sich zugleich entladen.

Doch zu meinem vorerwähnten unsichtbaren Feind zurück. Da ich mit Bestimmtheit irgend ein mächtiges Tier der Wildnis hatte flüchten hören, so untersuchte ich zunächst die sumpfige Dickung, deren Grund aus zähem, festem, schwarzem Schlamm bestand.

Da fand ich eine erstaunlich reichhaltige Karte, ich möchte sagen, fast der ganzen Tierwelt Afrikas. Der Boden und die Jahreszeit waren so günstig, daß sich die Fährten gut erhielten. Da stand neben der Spur eines starken Leoparden die breite, scharfe Fährte des Büffelstieres, dort kreuzte sich die Fährtenreihe des vierhufigen Flußpferdes mit der des dreizehigen Nashorns, und hier wieder waren wie kleine Fallgruben die mächtigen, säulenartigen Läufe des Elefanten tief eingedrückt und zwischen diesen tiefen, schweren Stapfen eine Anzahl größerer und kleinerer Fährten von Antilopen, die langen Schalen der Sumpfantilopen neben denen des Wasserbockes, die zierlichen, spitzen Eindrücke der Zwergantilope neben den Spuren des Schakals und des Wildhundes, und endlich auch die des Herrn der Wildnis.

Der dichte, wildverwachsene, feuchte Sumpf, der jedem Wilde Kühlung und Schatten bot, schien für alles Wild ein beliebter und gesuchter Standort zu sein. Die meisten Fährten waren so frisch, gingen so durcheinander, ja die ganze Niederung war derartig zertreten und weiter in ihrem Innern aufgebrochen und durchfurcht, daß es mir nicht möglich war, herauszufinden, wer von den vielen Besuchern dieses Erholungsortes, über meine Störung empört, mich anzunehmen versucht hatte.

Mein europäischer Begleiter bestieg einen am höher liegenden Rande des Sumpfes stehenden Baum und spähte von oben her in die Dickung. „Ha!“ rief er, „dort liegt das Wild. Es ist ein Flußpferd, Nashorn oder Elefant, ich kann es nicht genau ausmachen, sehe aber den mächtigen, schwarzen Leib unbeweglich liegen.“

Sofort wollten auf diese frohe Botschaft hin meine schwarzen Begleiter in das Dickicht stürzen, um sich des Wildes zu versichern. Ich untersagte es aber, denn jeder Mensch ist zweifellos in einem solchen sumpfigen, dichtbewachsenen Loch verloren, wenn ein solches schweres, krankgeschossenes Wild noch so viel Kraft hat, um auf die Läufe zu kommen und seinen Gegner anzunehmen.

Ich bat daher meinen Begleiter, einige Schüsse auf verschiedene Stellen des schwarzen Körpers abzugeben, um sich davon zu überzeugen, ob das Tier verendet sei. Als der Rumpf durch zwei Schüsse zu keiner Bewegung veranlaßt werden konnte, erlaubte ich den Leuten, ins Dickicht zu gehen, oder machte mich vielmehr selbst mit ihnen auf, um den ungesehen gefallenen Riesen zu besichtigen.

Wir wurden vom Baume aus bei unserem Vordringen durch den Sumpf geleitet und befanden uns bald vor einem niedergestürzten, halbvermoderten Baumstamm, in dem die zwei Versuchsschüsse meines Begleiters saßen, der den gefallenen Baum für das verendete Großwild gehalten hatte.

Weder Schweiß noch sonst irgend ein Anzeichen gab uns Hoffnung, daß der unsichtbare Angreifer getroffen war.

Besonders schwierig ist es, mit schweren Elefantbüchsen aus dem Boot zu schießen, wie ich dazu auf meiner Kassai-Reise mehrfach auf angreifende Flußpferde und auch einmal auf Elefanten gezwungen war.

Man wird dann schon beim Schuß mit einem einzelnen Lauf jedesmal niedergeworfen, weil man keinen festen Grund unter den Füßen hat. Die Erinnerung hieran veranlaßt mich zu einer Mahnung, die keinem Jäger gegenüber scharf genug betont werden kann, nämlich im Boot oder Kanoe mit jeder Büchse doppelt so vorsichtig zu sein, als auf dem Lande.

Einige kleine Beispiele mögen als Beweise für das Gesagte dienen.

Ich ging einst auf einer Dampfpinasse, die größeren Arme des Rofitschie-Deltas untersuchend, flußaufwärts. Vor uns auf einem vom Ufer weit überhängenden Baum saß der schöne Flußschreiadler, der sowohl durch die Pracht seines Gefieders, als auch durch seinen wunderlichen, weitklingenden Frage- und Antwortschrei jeden Befahrer afrikanischer Flüsse fesselt. Ich nahm, am Ruder der Dampfpinasse stehend, die Büchse (500 Expreß) zur Hand, ließ die Maschine, um einen besseren Schuß zu haben, stoppen und hob die Büchse langsam an die Schulter, setzte aber wieder ab, da ein Zweig im Wege war. Hierbei stützte ich die Büchse — sie war schon gespannt, der Finger im Abzugsbügel, aber nicht am Drücker — auf das Sonnensegel des Bootes, bis ich den maskierenden Zweig passiert haben würde. In dem Augenblick des Niedersetzens des Büchsenkolbens rannte die Pinasse, die noch ziemlich viel Fahrt hatte, auf einen im Wasser liegenden toten Baum, ich fiel vornüber auf das Sonnensegel, die Büchse natürlich auch und sie entlud sich.

Mein kleiner Diener, der vorne im Boote stand, griff sich schreiend mit beiden Händen an den Kopf und sank zusammen. Der Maschinist, der ebenfalls, um den Adler zu sehen, vorn aufs Boot gestiegen war und noch höher stand als der Neger, faßte sich mit beiden Händen krampfhaft an den Unterleib, bog sich zusammen und fiel ins Boot, und in dem Augenblick, als ich mich von meinem Sturz emporarbeitete, hatte ich die alle Nerven erschütternde Überzeugung, daß ich, statt des Adlers, meinen Maschinisten durch den Leib und meinen schwarzen Diener durch den Kopf geschossen hätte.

Ich entsinne mich kaum eines wohlthuenderen Moments in meinem Leben, als desjenigen, als sich beide — noch etwas wild und erstaunt blickend — wieder erhoben und mir durch ihre Mienen zeigten, daß kein Unglück geschehen war.

Die Kugel war dem Maschinisten gerade unter dem Bauch durch die Beinkleider gefahren, hatte am Leib nur einen dunkelroten Strich zurückgelassen, das Tabaktui des Mannes in der Tasche zerrissen und war dann dem schwarzen Diener durch die dicken, wolligen Haare geflogen, ohne die Haut zu berühren.

Man kann sich vorstellen, was ich in diesem Augenblicke fühlte, in dem ich mich von einer schweren, wenn auch vielleicht in gewisser Beziehung zu entschuldigenden Tat erlöst fühlte.

Ein anderer Unglücksfall mit Gewehren im Boot, der ernster ablief, begegnete den beiden Reisenden Leutnant Kunt und Tappenbeck. Einem der beiden Herren entlud sich, soviel ich mich entsinne, ebenfalls durch Auflaufen des Bootes die schwere Elefantbüchse, die geladen und gespannt war, um im nächsten Augenblicke gebraucht

zu werden, und zerfleichte einem der im Boote sitzenden Neger in fürchterlicher Weise den Oberschenkel.

Und noch unglücklicher lief ein kurzer Jagdausflug ab, den mehrere meiner Offiziere in Ostafrika den Pangani-Fluß aufwärts machten. Ein Herr, der sich erst seit kurzer Zeit in Afrika befand — er war mir, während ich Reichskommissar war, als Richter beigegeben —, schoß sich unter ziemlich denselben oben beschriebenen Umständen die rechte Hand im Handgelenke ab.

Wenn man keinen festen Boden unter sich hat und, ich möchte sagen, nicht absoluter Herr seiner Bewegungen ist, was ja auf einem schwankenden, leichten Fahrzeuge in hohem Grade der Fall, muß man zehnfach aufmerksam sein, um nicht die große Zahl der Unglücksfälle, die unter solchen Umständen vorkommen, zu vermehren.

Man soll, wenn ich weiter mit Ratschlägen fortfahren darf, für die Wildnis bestimmte Gewehrträger haben, die immer möglichst dieselbe Büchse tragen und diese genau kennen, und soll die Leute belehren, daß sie sich unausgesetzt davon überzeugen, ob die Büchse gesichert ist, denn man wird sich auf Reisen in der Wildnis doch immer die geladenen Büchsen nachtragen lassen. Die Büchsenträger müssen gewohnt werden, ihre Last vorsichtig wie ein rohes Ei zu behandeln und in erster Linie die Sicherheitsmaßregeln im Auge haben.

Je weniger Büchsen der Jäger, ganz besonders in tropischen Gegenden, bei sich führt, desto besser, und es ist deshalb eine vorsichtige Auswahl der Waffen erforderlich, damit man auch für die verschiedenen Wildarten die geeigneten Waffen zur Verfügung hat.

In früheren Zeiten empfahl ich stets, eine schwere Elefantenbüchse, Doppelrohr, mitzunehmen, ferner einen 500-Expreß-Rifle und eine Doppel-Schrotflinte Kaliber 12, die einen starken Pulverschuß mit einer tüchtigen Schrotladung verträgt.

Heute kann man mit einer Büchse, nämlich mit der neuen kleinkalibrigen, auskommen und es würde also nach meinem soeben gegebenen Rat diese Büchse und eine Schrotflinte genügen. Ich muß jedoch bekennen, daß ich ein Feind der neuen Waffen bin, aber vielleicht mehr aus Konservatismus, als aus praktischen Gründen, denn ich ziehe es noch immer vor, so nahe als möglich an das Wild heranzukommen, und möchte mich nicht durch eine weittragende Büchse zu weiten Schüssen verleiten lassen. Allerdings kann ja ein guter Jäger und wird es auch tun, trotz der großen Rasanzen seines Gewehres möglichst nahe heranbirschen.

Also der moderne Jäger braucht eine gute, kleinkalibrige Büchse neuesten Systems mit rauchlosem Pulver und Ganz- und Halbmantel-Geschoßpatronen und ein Schrotgewehr, und ist damit eigentlich allem Wild gewachsen. Ich erkenne das mit einem gewissen Bedauern an, denn alle unsere alten, schönen, erprobten Büchsen müssen wir jetzt als altes Gerümpel in die Ecke stellen, denn die neue hat außerdem noch den großen Vorzug des leichten Gewichtes, so daß der europäische Jäger seine Büchse meist selbst tragen kann und nicht im kritischen Moment gezwungen ist, sich erst nach seinem Gewehrträger umzuwenden, auf dessen Ruhe außerdem wenig Verlaß ist.

Allerdings sollte die Büchse doppelläufig sein, denn ich muß bekennen, daß mir der zweite Schuß, in unmittelbar schnellster Folge auf den ersten Schuß, sehr viel wert ist. Aber ich habe Schützen kennen gelernt, die die Repetiervorrichtung so wenig

aufhielt, daß sie kaum weniger schnell als ich aus meiner Doppelbüchse den zweiten Schuß abbrannten, und hat man erst darin eine große Gewandtheit erreicht, dann ist die Repetierbüchse mit 5 oder gar 10 Patronen vorzuziehen.

Die Fortschritte des letzten Jahrzehntes in der Waffentechnik sind so großartiger Natur, daß sich ein junger Jäger der Jetztzeit bei Jagdbeschreibungen mit unseren altgewohnten Waffen häufig über den Mangel an Erfolg wundern wird.

Das Schrotgewehr ist mehr für den Reisenden in der Wildnis von Wichtigkeit als für den Jäger, denn es hat mehr den Zweck, Abwechslung auf seine Speisekarte zu bringen, als ihm große Jagderfolge zu sichern, wenn er nicht nebenbei ornithologisch sammelt. Dann ist aber auch zur Nachtjagd ein recht weittragendes langläufiges Schrotgewehr Kaliber 12 recht angenehm. Ich möchte nicht raten, Chokbohr, oder doch nur höchstens einen Lauf als Chokbohr zu nehmen, denn es ist immer gut, wenn man in der Wildnis auch aus der Schrotflinte eine Rundkugel oder das bolzenartige Witzlebenschsche Geschoß feuern kann. Beide Schüsse haben bei einer guten Flinte auf nicht allzugroße Entfernung, also bis 80 Schritt, ganz überraschend gute Wirkung, und man ist dem nicht ausgesetzt, daß man sich bei der Jagd auf Enten, Perlhühner oder sonstiges Vogelwild den Erfolg bei einer zufälligen Begegnung mit einem größeren Wilde versagen muß. Ich habe manche gute Antilope mit der Rundkugel Kaliber 12, die ich mit einem Drittel Zink versetze, geschossen und trug stets einen Lauf der Flinte mit einer Kugel, den andern nur mit Schrot geladen.

Bei Nacht, wo man des Kugelschusses auch bei bestem Mondlicht selbst dann nicht sicher ist, wenn man mit Glühkorn schießt oder sich über der Mündung des Gewehres hinter oder vor dem Korn eine weiße, in der Dunkelheit gut zu erkennende Marke gemacht hat, wird man sich immer noch auf einen Schrotschuß ziemlich sicher verlassen können. Ich habe mich auf Raubwild bis zum Leoparden aufwärts nur mit der mit Rehposten oder Schweinsschrot geladenen Schrotflinte angesetzt und auch bei nächtlichen Belästigungen von raub- oder diebeslustigen Eingeborenen von der Schrotflinte den besten Gebrauch gemacht.

Der neue Jäger, der also sein kleinkalibriges Gewehr mit den zwei verschiedenen Patronenarten selbst trägt, braucht heute nur noch einen Gewehrträger bei sich zu haben, natürlich einen Eingeborenen, der gleichzeitig auch als Führer und Kenner des Landes dient und notwendig ist. Dieser trägt die Schrotflinte mit folgenden Patronen: 2 Rundkugel- und 2 Witzlebenschsche Patronen, 2 Rehposten und 2 Schweinsschrot-Patronen, 2 mit grobem Schrot für Gänse, Trappen, Perlhühner und dergleichen, einige mit Schrot für Enten, Savannenhühner, Hasen und endlich einige mit feinem Schrot für Tauben, Wachteln und kleineres Federwild.

Der Zwergantilope begegnet man gewöhnlich in dichtem Unterwuchs und in großer Anzahl. Diese, wie alles kleine Wild, ist so schnell und unerwartet in ihrem Erscheinen und Verschwinden, daß nur Schrot zum Ziele führt.

Da ich hier bei der Ausrüstung des Jägers bin, so möchte ich gleich hinzufügen, daß ich es für sehr praktisch gefunden habe, ein kleines kräftiges Handbeil im Lederfutteral, wie es z. B. durch die bekannte Fischereigerätehandlung von Merrem in Berlin zu beziehen ist, mitzunehmen, welches zum Zerlegen des Wildes, hauptsächlich des schweren, sowie für manche anderen Lagererfordernisse sehr brauchbar ist.

Ferner muß man ein gutes, starkes Jagdmesser mit sich führen, welches sowohl zum Freischlagen des Weges, als auch als letzte Waffe zu gebrauchen ist. Es muß zweischneidig und gut zweifingerbreit sein, eine starke, nicht zu feine Spitze haben und seine Klinge eine gute Handspanne lang sein. Zweckmäßig ist es, wenn außerhalb an der Scheide ein zweites, leichteres Messer steckt, das bei weitem kleiner und geeignet zum Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des geschossenen Wildes ist.

Seinem Gewehrträger kann man außerdem ein starkes Buschmesser mitgeben, wie sie überall in den Pflanzungen der Kolonien gebraucht werden. Diese Messer sind zum Freischlagen dicht verwachsenen Geländes die handlichste Waffe.

Ein jedes Mehr in der Bewaffnung halte ich für überflüssig, wenigstens für Jagdzwecke. Will man in Ländern, in denen die Sicherheit noch keine sehr große ist, stets eine Waffe bei sich führen, so muß man eine vorsichtige Wahl unter den neuen Magazinpistolen mit rauchlosem Pulver treffen, damit man mit möglichster Leichtigkeit und Bequemlichkeit beim Tragen eine genügende Wirkung verbindet. Die alten Revolver haben sich überlebt, denn sie sind in der Wirkung von den neuen Pistolen übertroffen. Revolver waren niemals eine in jeder Weise zuverlässige Waffe und zwar wegen der Unsicherheit des Schusses, die durch das Entweichen der Pulvergase zwischen Trommel und Lauf veranlaßt wird.

Ratschläge zum Jagen in der Wildnis.

Über die Ausrüstung des Jägers zur Jagd in den Wildnissen fremder Erdteile könnte man Bücher schreiben, doch will ich hier nur einige besonders wichtige Winke geben; denn es gibt heute schon Geschäfte, die infolge langjähriger Lieferungen den Jäger mit einer den Verhältnissen entsprechenden, richtigen Ausrüstung zu versehen imstande sind. Solche Geschäfte werden jedoch wahrscheinlich stets eine recht umfangreiche Ausrüstung vorschlagen, und deshalb sei mein erster Rat der, nur das mit sich zu nehmen, was man nötig braucht.

Am meisten muß man darauf sehen, daß man sich zur Reise in die Wildnis so einrichtet, daß man möglichst beweglich und unabhängig von einem großen Troß ist.

Jemand, der auf die Kosten gar nicht zu sehen braucht, wird sich auch so einrichten können, daß er mit allem Komfort reisen kann. Er muß dann eben eine vollständige Expedition ausrüsten, die unter besonderer Führung und besonderem Schutz im großen Ganzen die Richtung des Reiseunternehmers innehält und von ihm sozusagen als bewegliches Magazin betrachtet wird, von dem aus er sich immer wieder ausrüsten kann.

Solche Reisen sind sehr teuer, denn sie beanspruchen vor allem ein sehr großes Personal und der Reisende muß überall in der Wildnis ein Anhängsel mitschleppen, von dem er mehr Ärger als Annehmlichkeiten hat, besonders in jenen Teilen der Wildnis, wo alles auf den Köpfen der Träger transportiert werden muß, also im äquatorialen Afrika.

Es erfordert ein eingehendes Studium, mit möglichst wenig Lasten lange auszukommen, also gewissermaßen alles kondensiert, konzentriert und natürlich nur in bester Qualität mit sich zu führen; denn nichts ist so unvorteilhaft, als billige, schlechte Ware anzuschaffen, die, weil sie nicht ganz ihrem Zwecke entspricht, oder weil es im Innern nicht möglich ist, Reparaturen vorzunehmen, kaum die hohen Transportkosten lohnt.

Der Reisende soll also vor allem nicht auf die Billigkeit dessen sehen, was er mit sich führt, sondern auf die Güte. Wenig und gut, aber doch genug und für alle Fälle vorbereitet sein, das ist kurz gesagt der beste Rat zur Ausrüstung für Reisende, wie ich es schon in der „Waffenausrüstung“ besprochen habe.

Die Ausrüstung ist natürlich auch für die verschiedenen Gegenden außerordentlich verschieden.

Am leichtesten, bequemsten und auch sichersten reist man zu Wasser in Booten, weil der Transport verhältnismäßig billig ist und man sich infolgedessen sehr viel Annehmlichkeiten erlauben kann, die dort, wo teure und unzuverlässige Träger für den Jäger das notwendigste mittragen, unmöglich sind.

Demnächst reist man am leichtesten in jenen Gegenden Südafrikas, wo der bekannte Treckwagen der Buren im Gebrauch ist. Ich möchte aber nach achtmonatlicher Erfahrung raten, nicht den großen Treckwagen zu wählen, sondern statt dessen zwei zweirädrige starkgebaute Karren, deren jeder mit zehn Ochsen zu bespannen wäre.

Zwei solche Karren fassen ebensoviel Ladung wie einer der großen Treckwagen, der gewöhnlich mit 20 Ochsen bespannt ist, und haben den Vorteil, daß sie als leichtere und nur zweirädrige Fuhrwerke viel handlicher im Gelände und leichter sind, und infolgedessen ein sehr viel schnelleres Reisen ermöglichen und außerdem den großen Vorteil gewähren, daß man einen Wagen mit der Ladung, die man nicht fortwährend nötig hat, also dem Ersatz, auf dem großen Wege lassen kann und den andern Karren mit den Sachen beladet, die man täglich braucht.

Man wähle zu diesem einen etwas leichteren Karren, der auch mit den besten, besonders in bezug auf Wasser, genügsamsten Ochsen bespannt wird.

Man kann dann, wenn man sein Jagdlager weit in wasserloser Wildnis aufschlägt, diesen Karren unausgesetzt zwischen der entfernten Wasserstelle und dem Lager gehen lassen und vielleicht auch hierzu die Ochsen vom Reservekarren abwechselnd benutzen.

Vor allem ist man aber nicht durch Achsenbrechen oder sonstige recht häufig bei einem großen Treckwagen vorkommende Schiffbrüche ganz lahmgelegt, sondern kann auch mit einem Karren weiterkommen.

Der Jagdreisende in Südafrika möge also einen großen starken und einen etwas leichteren zweirädrigen Karren und zwanzig gute Ochsen bei sich führen.

Für einen großen Treckwagen gebraucht er eben so viele Ochsen, aber bei diesem wird der Zug viel länger, in schwierigen Gegenden also viel unhandlicher. Je mehr Ochsen man vorspannt, desto weniger wird auch die Kraft jedes einzelnen ausgenutzt, die die Zahl von vier Paaren übersteigt.

Außerdem muß der Jäger so viele Jagdpferde bei sich haben, daß er sich stets mit einem Diener und einem Führer beritten machen kann, wozu sechs Pferde genügen werden.

Über Reisen mit Trägerkarawanen ist so viel geschrieben, daß jeder, der in Ländern zu reisen wünscht, wo solche Transportmittel die einzig verfügbaren sind, reichlich viele Anweisungen in Reisewerken findet.

Kurz sei nur erwähnt, daß für den Neuling im Reisen alles darauf ankommt, daß er einen guten, erprobten Reisemarschall hat, der die Träger in Ordnung hält, und einige verlässliche Askaris, die die Träger überwachen und als Kerntruppe zum Schutz gegen Eingeborene verwendbar sind.

Für solche Zwecke eignen sich sehr gut Somali, aber nur in der östlichen Hälfte Afrikas, da bislang alle Versuche mit diesen Stämmen im Westen mißlingen, weil die Somali offenbar gegen das Klima Westafrikas sehr wenig widerstandsfähig sind und dem Fieber schnell erliegen.

Für den Westen würden echte Haussa dasselbe sein, was die Somali für den Osten sind.

Gut ist es, wenn diese Karawanenpolizei in dem Lande, in dem man reisen will, fremd ist, weil sie sich dann in der Hand des Führers weiß und mit der eingeborenen Mannschaft nicht unter einer Decke stecken wird.

Eine und vielleicht die wichtigste Reiseregeln in der Wildnis, die eigentlich hätte obenan stehen sollen, ist die, daß man so reisen soll, wie es in dem Lande Brauch ist, und Versuche, neue Transportmittel einzuführen, sind dem Reisenden unter keinen Umständen anzuraten. Das kann wohl jemand tun, der ein großes Unternehmen zu leiten hat, aber nicht ein Jagdreisender.

Da heute kein Reisender, wohin er auch gehen möge, jemals in Länder kommen wird, die nicht schon von anderen bereist sind, so wird er auch stets Anhaltspunkte haben, welche Vorbereitungen er treffen und welche Ausrüstung er mitnehmen muß.

Trotzdem ich gewiß eine langjährige Reiseerfahrung, und zwar nicht bloß in Afrika, hatte, war ich doch für meine asiatische Reise nicht genügend vorbereitet, ganz besonders, was die Mittel zur Unterkunft anbetrifft.

Ich wohnte in der glühenden Hitze des Spätsommers in der Steppe und auch bei 17^o Kälte auf den Höhen des Altai in meinem Tropenzelt, das ich in Afrika stets benutzt hatte. Allerdings war diese unpraktische Behausung schwer durch eine bessere zu ersetzen, denn die für alle kalten Gebiete sehr zu empfehlenden Filzjurten der Kirgisen waren meist zu groß, schwer und in sehr elendem Zustande, außerdem aber sehr teuer, sodaß wir erst nach langer Mühe für unsere Leute eine alte Jurte preiswert erwerben konnten. Wir selbst halfen uns dadurch, daß wir über das Zelt noch andere Plane deckten, um es dichter und wärmer zu machen.

Jemand, der in kalten Gegenden, wo es auch immer sein mag, reisen will, tut gut, sich eine schöne kleine Jurte von dichtem, gutem Filz anfertigen zu lassen und diese nicht durch ein offenes Feuer, sondern durch einen kleinen transportablen Ofen zu erwärmen, der auch zum Kochen benutzt werden kann.

Bedeckt man außerdem die Jurte bei großer Kälte noch bis zur halben Höhe mit Schnee, so kann man schon außerordentliche Kältegrade ertragen.

Man sollte auch den Fußboden mit Filzen decken, die sich an den Filz der Wände anlegen. Ich bin erstaunt, daß Nordpolfahrer keine kleinen Jurten mit sich führten. Wird sie gut aufgestellt, so kann sie jeden Sturm aushalten und guter Filz ist nicht nur für Regen, sondern auch für Wind undurchlässig.

Ich würde mir bei einer abermaligen Reise in kalte Länder ein so gemütliches warmes Heim in einer kleinen Filzjurte einrichten, wie ich es bisher noch bei keinem Reisenden beschrieben gefunden habe.

Für tropische Gebiete empfiehlt sich das bekannte Doppelzelt mit Sonnendach von wasserdichtem und rostsicherem Stoff, so daß alle unteren Teile des inneren Zeltes hochgeschnürt werden können, damit man dort, wo man zum Aufschlagen desselben keinen Schatten findet, unter dem doppelten Sonnensegel sitzt, unter dem von allen Seiten die Luft durchstreichen kann.

Als Bett ist fraglos ein aus zwei Böcken und zwei langen und zwei kurzen, starken und von leichtem Holz gefertigten Stangen herzustellendes, einfaches, festes und

leichtes Feldbett das praktischste. Dichte starke Doppelleinen bilden die Matratze und Kamelhaardecken, sowie einige lederne Roßhaar-Kissen die Einlage.

Ein gutes Moskitonetz ist für alle Gegenden und Länder der Welt anzuraten, und Decken kann man nie genug bei sich haben. Die Kamelhaardecke ist die wärmste und zugleich leichteste.

Ich bin ein großer Feind der früher gebrauchten Schlafsäcke, die wohl nur für Nordpolexpeditionen in Frage kommen.

Die Kleidung richtet sich natürlich nach dem Klima. In den Tropen ist leichte Baumwolle direkt auf dem Körper zu tragen, und nicht etwa Leinwand.

Auch ist der Ausspruch der Araber: „Was gegen die Kälte schützt, schützt auch gegen die Sonne“, durchaus nicht sinnlos, denn eine zu leichte Kleidung ist in glühender Sonnenhitze ebenso unerträglich als eine zu schwere.

Da der Europäer, wenn er eine Expedition in die Wildnis führt, gewöhnlich auch die Verpflichtung übernimmt, in gesundheitlicher Hinsicht für sich und seine Leute zu sorgen, so sollte er eine praktisch zusammengestellte Reiseapotheke und eine gute ärztliche Anweisung mit sich führen, die ja für alle Gebiete der Erde vorbereitet sind. Außerdem sollte sich jeder Europäer eine kleine, leichte Taschenapotheke von der Größe einer Zigarrentasche zusammenstellen, die er in der Patronentasche unterbringen kann. Dieselbe sollte vor allem gegen Schlangenbisse und alle tierischen Vergiftungen bis hinab zum Moskitostich, Ammoniak und dann auch Chinin enthalten, um es zu nehmen, wenn er ein Fieber nahen fühlt.

Ferner darf Nadel und Seide zum Nähen von Wunden nicht vergessen werden, dann ein Stückchen Leinwand zum Verband oder mit einem Stein, der hineingedreht und als Turniket verwandt wird und endlich ein gutes scharfes Messer, Heftpflaster, Schere, Pinzette und andere kleine nötige Instrumente.

Wie man sich mit Lebensmitteln zu versehen hat, wird man am besten da erfahren, von wo aus die zu bereisende Wildnis am meisten besucht wird.

Immerhin kann man, um sicher zu sein, nicht zu alte Ware zu erhalten, aus der Heimat möglichst frische Konserven mitnehmen, die man in allen Verhältnissen gebrauchen kann, und es ist auch anzuraten, alle Bedürfnisse so in nicht zu schweren Kisten zu verpacken, daß man allwöchentlich oder monatlich immer nur eine zu öffnen braucht, die dann sowohl Konserven, wie auch Getränke, Tabak, Licht und Feuerzeug und alle sonstigen Erfordernisse in einer Menge enthält, die für die bestimmte Zeit berechnet ist.

Man hat dann eine bessere Übersicht und setzt seine Diener und Köche nicht so in Versuchung.

Da es nicht ratsam ist, jemandem, der in der Heimat Spirituosen gewohnt ist, diese Anregungsmittel unter anstrengenden Verhältnissen ganz zu entziehen, so nimmt man dieselben am besten in der denkbar konzentriertesten Form mit sich, also Kognak oder Whisky. Wein oder gar Bier ist natürlich für längere Reisen fast ausgeschlossen, da sie im Verhältnis zu ihrer Wirkung ein viel zu großes Gewicht haben, das ja bei solchen Expeditionen eine Hauptrolle spielt.

Tabak und alle sonstigen Gegenstände, die leicht verderben, soll man natürlich gut und sicher einlöten lassen, damit sie weder zu großer Feuchtigkeit noch Trockenheit ausgesetzt sind.

Wenn der Jäger sich von seinen Begleitern trennt, sollte er eine kleine Schnapsflasche mit sich nehmen, ferner ein Feuerzeug, eine leichte Schnur und Leine und besonders auch etwas Schokolade oder einen Schiffszwieback, damit er im Fall des Verirrrens etwas bei sich hat, um den Magen zu beschwichtigen, und nötig ist es auch, daß sein Gewehrträger oder sonstiger Begleiter eine große Feldflasche, die womöglich mit kaltem Tee gefüllt ist, und eine wollene Decke trägt, die man in ein Stück leichtes, wasserdichtes Zeug eingewickelt hat, das als Unterlage oder als Regendach oder Regenschutz verwandt werden kann.

Dorthin, wo man auf Benutzung von Reittieren zu rechnen hat, sollte man unter allen Umständen Sättel aus der Heimat mitnehmen, denn es ist durchaus kein Vergnügen, auf einem kirgisischen Bocksattel oder dem nackten Holzgestell des Araukaners viele Stunden des Tages zubringen zu müssen.

Ich habe deutsche, einfache Pferdesättel auf Pferde, Esel, Reitstiere, Maultiere, und Kamel gelegt. Es wird sich überall mit Hilfe von Decken, Riemen, Gurten, Stricken und Leinen, von denen man immer einen gewissen Vorrat bei sich haben sollte, ein guter Sitz herrichten lassen.

Ebenso wie es nötig ist, sein eigenes Reitzeug bei sich zu haben, ist es auch gut, sich den oder die Wagen, die man braucht, käuflich zu erwerben, man wird sie später immer wieder, wenn auch mit etwas Verlust, verkaufen können.

So habe ich viele tausend Werst in Sibirien von der Bahn bis zum Altai und vom Altai durch ganz Turkistan bis nach Taschkend in meiner eigenen Tarantaß, einer fest gebauten, bequemen Kutsche zurückgelegt.

Wechselt man hingegen monatelang täglich 3–4 Mal den Wagen, so kostet der Zeitverlust, die Arbeit und sonstiger Verlust beim Umladen mehr als ein eigener Wagen und man wird außerdem stets mit Quetschungen und Beulen bedeckt und steif und lahm von dem fürchterlichen sibirischen Postwagen sein.

Ebenso ist es, wenn man zu Wasser Reisen macht, mit den Booten. Es ist dann bei wilden, nicht regulierten Flüssen am ratsamsten, sich zerlegbare Stahlboote anzuschaffen, denn bei diesen kann man die einzelnen Teile um Hindernisse, Stromschnellen, Wasserfälle u. s. w. herumbringen, und sie sind auch weniger leicht zerbrechlich als Holzboote. Wo diese zerschellen würden, werden erstere nur eingebeult.

Ein besonders interessanter Punkt ist der, ob man sich aus der Heimat Hunde als Jagdgehilfen mitnehmen soll.

In kalte Länder kann man dies unbedenklich tun, denn gegen die Kälte, die die Tiere doch nur nachts fühlen werden, kann man sie schützen.

In Tropengegenden ist es heikler, da leider die Hunde aus Europa sehr schnell degenerieren und, trotz aller Pflege, körperlich und geistig sehr herunterkommen. Es ist deshalb eine wichtige Aufgabe der Zukunft, durch Kreuzung einen Hund zu schaffen, der auch in den Tropen für den Jäger brauchbar ist, worüber ich in „Der Weidmann“ geschrieben habe.

Am meisten sind für die heißen Länder von europäischen Hunden immer noch die Teckel anzuraten, und zwar aus dem Grunde, weil man sie einmal leicht auf dem Marsche transportieren kann, dann aber auch, weil sie durch ihre Vielseitigkeit dem Jäger in der Wildnis den größten Nutzen zu bringen vermögen.

Man sollte rote Teckel im Alter von nicht unter einem Jahr, aber auch nicht zu alt, auswählen, die auf Schweiß abgeführt und besonders ferm im Abtreiben von Dickungen sind, was sie ja sehr leicht lernen.

Ein angeschossenes Stück Wild zu suchen, oder Wild, das in der Dickung steht, herauszutreiben, werden die häufigsten Arbeiten sein, für die der Jäger sich den vierfüßigen Gehilfen herbeiwünscht.

Es ist aber die allergrößte Sorgfalt für jeden Hund in den Tropen nötig. Man gebe ihm beim Fieber stets Chinin, lasse ihn nicht ins Wasser gehen, wenn er zu erhitzt ist, und überhaupt in kein Wasser, das von Krokodilen bewohnt sein kann, auch reinige man seine Haut täglich von den furchtbar schädlichen Schmarotzern, halte ihn in jeder Weise rein und sei vorsichtig mit dem Futter, besonders mit Fleischfutter.

Man sollte Teckel bis zum Augenblick, wo sie gebraucht werden sollen, besonders aber in den heißen Tagesstunden, tragen lassen. Sie sind sehr angenehm als Wächter des Lagers und ihr Mut ist so groß, daß sie fraglos auch den Elefanten im Dickicht so lange ärgern, bis er die Ruhe verliert und herausbricht.

Ihr Mut ist leider aber auch der Hauptgrund, daß sie häufig durch Leoparden und Hyänen verloren gehen und man tut deshalb gut, sie über Nacht beim Zelte anzulegen, damit sie nicht von Hyänen hinausgelockt und gerissen oder von dem ums Lager schleichenden Leoparden oder anderem Raubzeug getötet werden.

Reit- und Zugtiere kauft oder mietet man sich selbstverständlich an Ort und Stelle, also dort, wo sie schon Klima und die Art der Arbeit, die man von ihnen fordert, gewohnt sind.

Dies alles sind kurze Winke, die das Wichtigste zur Ausrüstung des Jägers in der Wildnis enthalten. Da wohl kaum jemand irgend eine wenig bekannte und bewohnte Gegend der Erde besuchen wird, ohne sich vorher wenigstens die wichtigste Lektüre über diese Gegend zu verschaffen,^{*)} so ist es hier nicht am Platze, näher auf diese Punkte einzugehen. Ich will diesen Aufsatz damit schließen, einige Stellen unseres Planeten anzuführen, nach denen sich Ausflüge für Weidmänner, die in der Wildnis jagen wollen, besonders lohnen würden.

Von Afrika ist eigentlich für den Jäger nur das Gebiet südlich der Sahara von Interesse. Im Norden wird er hie und da noch die Gazelle jagen können oder im Atlas das seltene Mähnschaf, doch wird sich dorthin eine ausschließlich zu Jagdzwecken unternommene Reise kaum verlohnen.

Abessinien, der obere Nil, der Sudan, nämlich Kordofan und Darfur, und nach Westen bis zu den Haussaländern, das sind die nördlichen Grenzen der jagdlich interessanten Gebiete, während im Süden die Länder der von Südafrika nordwärts vorgedrungenen Kultur mit Ausnahme Südwest-Afrikas, das noch hinab bis zum Orangefluß viel Wild birgt, auch die Grenzen für den Jäger sind.

In den Küstenländern steht im allgemeinen weniger Wild, obgleich es auch hierin Ausnahmen gibt.

Das Hauptgebiet der großen Massen vieler Arten von Wild sind die Steppen Nordost-, Ost- und Südwestafrikas.

^{*)} Afrika, Schilderungen und Ratschläge⁶⁶ von Wissmann.

Die Urwaldländer des zentralen Kontinents beherbergen hauptsächlich den Elefanten und die Savannen Westafrikas sind recht wildarm.

Hervorragend wildreich sind die Ufer der Flüsse oder Seen und ganz besonders sumpfreiche Gegenden.

In erster Linie würde also das Somaliland in Frage kommen, das von Norden oder Südwesten aus besucht werden muß, da die Somali der Küste des indischen Ozeans europäerfeindlich sind und bisher noch keine Expedition durch diesen Stamm, besonders den großen Stamm der Medschertin, vorgedrungen ist.

Englisch-Ostafrika wird etwa zehn bis zwanzig Tagereisen von der Küste wildreich und dorthin wird die neue Bahn den Jäger ganz besonders schnell, billig und bequem befördern.

Deutsch-Ostafrika ist in seinem Norden und Nordwesten am reichsten an Wild, und dann finden sich an den Ufern der großen Flüsse ergiebige Jagdgebiete, so am Nordufer des mittleren und oberen Rufitschi, am Mittellauf des Wani und Kingani und ferner an den Ufern des Tanganika-Sees, des Nyassa- und besonders des Rickwa-Sees.

Auch die Provinz Mozambique ist nach dem Innern zu, wo sie mit den Schireländern der Engländer zusammengrenzt.

Ebenso ist der obere Zambesi südlich noch bis zum Ngami-See und bis zum Quellgebiet des Lualaba stellenweise sehr wildreich, und dann, wie vorher schon erwähnt, im Norden Südwestafrika bis dicht zur Küste und im Süden weiter nach dem Innern zu.

Von den portugiesischen Besitzungen Westafrikas ist besonders Benguela und Mossamedes ein gutes Jagdland.

Im Gebiete des Kongo, den man mit der neuen Bahn und den vielen Dampfzügen, die seine Gebiete befahren, leicht erreichen kann, finden sich hie und da wildreiche Stellen, hauptsächlich mit Elefanten und Büffeln, nämlich der kleineren Art, dem „Kongobüffel“. Natürlich gibt es auch Antilopen, die feuchte Gebiete bevorzugen, wie der Wasserbock, die Sumpf- und Moor-Antilopen, und das Flußpferd, das noch im Kongogebiet in großer Anzahl vorhanden ist.

Im Nordwesten bin ich ziemlich unbekannt, doch weiß ich, daß man von Kamerun aus schon sehr weit ins Innere reisen muß, um Wild anzutreffen, und man dann stets nur wenige Arten und in nicht großer Zahl vereinigt findet.

In Asien ist natürlich in erster Linie Indien zu berücksichtigen, doch wird man dort nur jagen können, wenn man mit höheren indischen Beamten Beziehungen hat oder anzuknüpfen imstande ist, denn der Fremde, der nicht von indischen Verwaltungsbeamten oder Offizieren eingeführt wird, kann ruhig fortbleiben. Nur in Ceylon kann man lediglich nach Erlegung einer gewissen Summe Erlaubnis zum Jagen im Innern erlangen.

Im russischen Asien wird wunderbarer Weise wenig gejagt, obwohl die Jagd dort weder so außerordentlich beschwerlich, noch auch teuer ist.

Man kann heute mit der großen asiatischen Zentralbahn oder mit der vom kaspischen Meer bis Taschkend schon weit ins Innere kommen und dann durchfliegt man mit der Tarantaf die weiten Ebenen schnell bis an die Gebirge, die noch wundervolle Jagdgebiete bergen.

Es steht in dieser Beziehung der Altai wohl obenan, denn hier ist der starke Maralhirsch, der Riese unter den Wildschafen, das Ovis amon, der Steinbock, der wundervoll gehörnte Rehbock und der Wolf, und nur wenig nordöstlich vom eigentlichen Altai schon Elch- und Rentier Jagdwild.

Wählt man für diese Gegenden den Sommer oder Herbst, so kann man besonders hoch oben im Gebirge bis zum November hin auf prächtige Witterung rechnen.

Auch sämtliche Gebirge, die im Süden Turkistan begrenzen, der Alatau und die nördlichsten Ausläufer des Tienschan haben ebenso vielartiges Wild.

Das Bergschaf ist etwas geringer, wenn auch z. B. in dem Ovis polli mit noch schönerem Kopfschmuck ausgestattet, während der Steinbock stärker ist und der Hirsch sich in jedem Gebirge in etwas anderer Form präsentiert, und außerdem kommt dort auch der Bär zum jagdbaren Wild hinzu.

Von diesen Randgebirgen weiter in die kolossalste Gebirgswelt unseres Planeten, nach dem Himalaya hin, wird das Reisen einer Jagdexpedition schon sehr viel schwieriger und hört nach Tibet zu vollkommen auf, denn heute sind wohl das weite Tibet und das Innere Arabiens die größten unbekanntesten Länderkomplexe unserer Erde. Man kann wohl behaupten, daß in diesen Ländern das Wild viel weniger bekannt ist als in Afrika, das auf der Karte nach der Forscherarbeit von zwei Jahrzehnten kaum noch wiederzuerkennen ist. Der Jäger, Forscher und Zoologe haben in zwei Jahrzehnten das Wild des dunklen Kontinentes so bekannt gemacht, daß es uns viel näher gerückt ist als das Wild Asiens, besonders das des Daches der Welt, Tibet.

Leider bin ich über amerikanische Jagdverhältnisse nicht durch eigene Erfahrung unterrichtet. Fraglos ist aber in Amerika nur noch ziemlich hoch im Norden für den Jäger etwas zu machen, dann in wenigen Gebieten des Nordwestens der Vereinigten Staaten und besonders im Westen und Norden Kanadas.

Es würden dann noch die Gebirge und inneren Gelände der großen Insel Java, Sumatra und Borneo dem Jäger recht wenig bekanntes Wild bieten können. Doch auch in diesen Gebieten kann ich kein Führer sein und hier ist es zum Teil auch viel schwieriger, ins Innere vorzudringen, besonders in Borneo, als in dem so schnell beleuchteten dunklen Kontinent. Immerhin wird jedem, der Lust zu Jagden in der Wildnis hat, nirgends eine vielseitigere, interessante und aufregendere Jagd geboten als in Afrika, im Lande der unzähligen Arten von Antilopen und streitbaren Büffel, der großen Dickhäuter, schönen Wildpferde und gewaltigen Raubtiere. —

Von Jahr zu Jahr wird es durch das Vordringen der Kultur weniger schwierig, dort Jagdgebiete zu erreichen, zum Glück aber damit hoffentlich jetzt nicht mehr erleichtert, wie bisher in dem großartigen Tierleben zu wüsten, sondern nach den kürzlich international abgeschlossenen Jagdgesetzen wird es dort von jetzt an nur möglich sein, als gerechter Jäger, ich möchte sagen, anständig zu jagen.

Manche Enthaltensamkeit wird sich jetzt allerdings der Jäger in den afrikanischen Wildnissen aufzuerlegen haben, aber es bleibt doch noch unendlich viel für seine Büchse übrig, denn großartig ist noch die Verschiedenheit und Masse des edlen, schönen, mächtigen und wehrhaften Wildes, an dem er seine Freude im Bewundern und Erlegen haben kann.



Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Jägerfreuden.

Von Theodore Roosevelt,

Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Mit 48 Tafeln. In schönem Geschenkeinband, Preis 11 M.

Jagden in amerikanischer Wildnis.

Eine Schilderung des Wildes der Vereinigten Staaten und seiner Jagd.

Von Theodore Roosevelt,

Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dritte Auflage.

Mit einem Bildnis des Verfassers, 24 Tafeln und Textabbildungen.

In schönem Geschenkeinband, Preis 11 M.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, die interessante und sympathische Persönlichkeit des Präsidenten rein menschlich näher kennen zu lernen, und nichts anderes kann uns einen tieferen Einblick in sein innerstes Wesen gewähren, als diese von ihm selbst in spannendster Weise niedergeschriebenen Schilderungen aus seinem Jägerleben.

Mit der Büchse in fünf Weltteilen.

Von Paul Niedieck.

Mit 32 Vollbildern und 171 Textabbildungen nach Originalaufnahmen.

Zweite Auflage.

Ein starker Band. Elegant gebunden, Preis 12 M.

Fesselnd und amüsant schildert Niedieck seine Reise- und Jägerlebnisse in Japan, China, Indien, Südafrika, Australien, Ostafrika und entrollt dabei Bilder aus dem Tierleben voll Pikanterie und Reiz, voll Schönheit und Interesse. Die herrlichen Schilderungen der Fasanenjagd in Japan, der Besteigung des Puffjama, der Jagden in China, Manila, Ceylon, der Känguruhjagd in den Blauen Bergen, der Tigerjagd in Indien, der Jagd auf Rhinocerosse und Löwen, der Elchjagd in Alaska, der Bärenjagd in Nordamerika und vieler Jagdepisoden aus Sudan, Neufundland, Neuseeland usw. sind nicht nur spannend und amüsant, sondern auch in hohem Maße lehrreich.

Kreuzfahrten im Beringmeer.

Neue Jagden und Reisen

von Paul Niedieck.

Mit 32 Tafeln, 100 Textabbildungen und 1 Karte.

Elegant gebunden, Preis 10 M.

Paul Niediecks neuestes Werk schildert eine an Erlebnissen und Erfolgen reiche Expedition in die an das Beringmeer grenzenden Länder, namentlich Kamtschatka und Alaska, das Land der Zukunft, und enthält durch reichsten Bilderschmuck veranschaulichte Beschreibungen dieser selten betretenen Gegenden.

Eine Welt- und Jagdreise.

Von Dr. A. Berger.

Mit 143 Textabbildungen und 40 Tafeln.

Elegant gebunden, Preis 12 M.

Glühende Liebe zur Natur hat den Verfasser auf seine weiten, jahrelangen Reisen getrieben, und was er hier gesehen und erlebt hat, das schildert er lebendig und mit feinem Gefühl für alles Schöne. Was das Werk noch besonders anziehend macht, sind die wundervollen Photographien, die der Verfasser aufgenommen hat, und die in vollendeter Wiedergabe einen besonders schönen Schmuck bilden.

Deutsches Weidwerk unter der Mitternachtssonne.

Bilder aus dem nördlichen Norwegen und Spitzbergen.

Von Hauptmann J. Roth, Dr. A. Berger und O. Graf Zedlitz.

Mit zahlreichen Textabbildungen. Gebunden, Preis 8 M.

Auf einem winzigen Dampfboot haben die drei Verfasser ihre Reise ausgeführt, und wie nun trotz ungünstiger äußerer Verhältnisse, sogar trotz Bruches und Verlustes der Schraube, schließlich alles zu gutem Ende geführt wird, das wird in fesselnder, frischer Form erzählt und durch zahlreiche, treffliche Bilder anschaulichst geschildert.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Die Hohe Jagd.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Herausgegeben von

Oberstleutnant C. Alberti in Berlin, K. Brandt in Osterode, K. Eilers in Rostock, M. von Hohenberg, H. P. von Holdt in Hooge, Dr. O. Horn in Berlin, Professor J. Knotek in Bruck a. M., A. Martenson in Malup in Livland, Forstmeister Freiherr von Nordenflycht in Lödderitz, Forstmeister F. von Raesfeld in Born i. P., Forstmeister Seipt in Schillersdorf, Hauptmann A. R. von Spieß in Hermannstadt, Redakteur E. Stahlecker in Berlin, Forstmeister P. Wittmann in Komar, Hofrat Dr. W. Wurm in Teinach.

Mit 28 Kunstdrucktafeln und 215 Textabbildungen der ersten deutschen Jagdmaler.

In Prachtband gebunden, Preis 20 M.

Diezels Niederjagd.

Neunte (Original-)Auflage.

Herausgegeben von Gustav Freiherr von Nordenflycht,
Königlich preussischer Forstmeister zu Lödderitz.

Prachtausgabe.

Mit 16 farbigen Jagdhundbildern von H. Sperling, 24 Kunstdrucktafeln und 253 Textabbildungen.

In Prachtband gebunden, Preis 20 M.

Diezels klassisches Meisterwerk des praktischen Jagdbetriebes, von berufenster Hand dem neuesten Stande jagdlichen Wissens und Könnens angepaßt, ist der Lehrmeister ganzer Generationen gewesen und wird es auch für die kommende Generation bleiben. An lebenswahrer Darstellung, an Schönheit und Reichtum der Illustrierung steht es im Verein mit der neuen Auflage der „Hohen Jagd“ unerreicht da.

„Diezels Niederjagd“ in der Pareyschen Original-Ausgabe und ihr ergänzendes Gegenstück „Die Hohe Jagd“ gehören zusammen in den Besitz jedes echten Weidmannes.

Jagdtierkunde.

Naturgeschichte der in Deutschland heimischen Wildarten.

Von Dr. Ernst Schäff,

Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover.

Mit 168 Textabbildungen.

In Prachtband gebunden, Preis 15 M.

Schäff behandelt in der gründlichsten, aber dabei anregendsten Weise die Naturgeschichte aller in Deutschland jagdbaren Tiere. Er will kein Lehrbuch des Jagdbetriebes geben, wie es ja in „Diezels Niederjagd“ und der „Hohen Jagd“ in so unübertrefflicher Weise vorhanden ist, sondern er gibt eine genaue Schilderung des Körperbaues und der Lebensgewohnheiten aller Tiere, die wir als jagdbar anzusprechen gewohnt sind.

Jedem, der die Tiere seines Waldes liebt, wird es ein wahrer Genuß sein, in der Schäff'schen Jagdtierkunde von ihnen zu lesen, sich über ihre Lebensgewohnheiten, ihre zoologischen Verhältnisse zu unterrichten. Die Kritik hat das Werk den „Jagd-Brehm“ genannt, das höchste Lob, das man ihm erteilen konnte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Das Rehwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn.

Von **F. v. Raësfeld**,

Kgl. Preuß. Forstmeister in Born auf dem Darß.

Mit 324 Textabbildungen nach Zeichnungen von Karl Wagner.

Gebunden, Preis 15 M.

Das Rotwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelwildes in freier Wildbahn.

Von **F. v. Raësfeld**,

Kgl. Preuß. Forstmeister in Born auf dem Darß.

Mit 100 Textabbildungen und 6 Tafeln nach Zeichnungen von Karl Wagner.

Gebunden, Preis 14 M.

v. Raësfelds **Rehwild** und **Rotwild** sind von der Kritik als vollendete Darstellungen anerkannt worden und bilden zusammen eine wahrhafte Zierde jeder jagdlichen Bücherei.

Von deutschem Waidwerk.

Von **Dr. Oscar Horn**.

Mit zahlreichen Zeichnungen von Karl Wagner

Elegant gebunden, Preis 6 M. 50 Pf.

Oscar Horn ist ein jägdlicher Schilderer, wie es heute wenige gibt. Seine Erzählungen aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse sind so spannend und unterhaltend, daß es für Freunde des edlen Waidwerkes kaum eine liebere Lektüre geben dürfte.

Die Kunst des Schießens mit der Schrotflinte.

Winke und Erfahrungen aus Theorie und Praxis für Jäger zur Verbesserung ihrer Schießresultate nebst systematischem Lehrgang für das Schießen.

Von **Deinert**,

Major beim Stabe des Pommerschen Pionier-Bataillons Nr. 2.

Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 52 Textabbildungen. Gebunden, Preis 4 M.

Die Kunst des Schießens mit der Büchse.

Von **Robert Wild-Queisner**.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 43 Textabbildungen und 8 Tafeln. Gebunden, Preis 4 M.

Es gibt eine ganze Anzahl von Jägern, die sich gern im Schießen vervollkommen möchten; es fehlt ihnen aber an der richtigen Anleitung. Auch der alte, erfahrene Waidmann befindet sich oft noch über viele theoretische und ballistische Einzelheiten im unklaren und möchte sich gerne darüber unterrichten. Allen diesen sollen vorliegende Bücher ein Hilfsmittel sein: eine sachgemäße Auskunft, ein praktischer Wink helfen ja oft auf den rechten Weg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.



Illustrierte Jagdzeitung.

XIV. Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag. Jährlich 24 Kunstbeilagen.

Preis vierteljährlich 2 M. 40 Pf.

Bei Kreuzband-Bezug vierteljährlich: In Deutschland und Österreich-Ungarn 3 M. 25 Pf.,
im Weltpostverein 4 M.

Seit 13 Jahren erscheinend, hat „Wild und Hund“ von Jahr zu Jahr sich mehr und mehr an die Spitze aller Jagdzeitungen zu setzen gewußt. Sowohl durch die Qualität seiner Originalartikel wie seine künstlerisch hervorragenden Leistungen nimmt „Wild und Hund“ heute eine unbestritten führende Stellung ein.

„Wild und Hund“ bringt Abhandlungen aus dem Gebiete der Hege und Pflege des Wildes, Beschreibungen von Jagdausflügen deutscher Jäger in fremden Ländern, sowie Berichte über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schießtechnik, außerdem spannende Erzählungen aus dem Jäger- und Wildererleben, Jagdgedichte usw.

Unter „Aus Wald und Feld“ erscheinen kleine jagdliche und naturwissenschaftliche Schilderungen und Beobachtungen, Berichte über Wildstandsverhältnisse, Jagdresultate, Wilddiebsgeschichten.

„Lustige Birsch“ bringt heitere Erzählungen und Schwänke aus dem Jägerleben, Rätsel und Scherzfragen.

Über **Aufzucht und Pflege der Hunde, Hundekrankheiten usw.** erscheinen Aufsätze erster tierärztlicher Autoritäten und bekannter Züchter.

Der Dressur und Führung der Jagdhunde wird, ihrer heutigen Bedeutung gemäß, ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Über alle wichtigeren Prüfungssachen für Jagdhunde, Preisschließen und Ausstellungen etc. wird von erfahrenen Fachmännern eingehend berichtet.

Jagdrechtliche Fragen über Jagdpachtverhältnisse, Wildschadenersatz usw. werden den Abonnenten von sachverständiger Seite umsonst beantwortet.

Auf weidmännisch korrekte und künstlerisch vollendete Abbildungen, farbige Beilagen usw. ist besonderer Wert gelegt, und man darf behaupten, daß „Wild und Hund“ in dieser Hinsicht von keiner anderen Jagdzeitung erreicht wird.

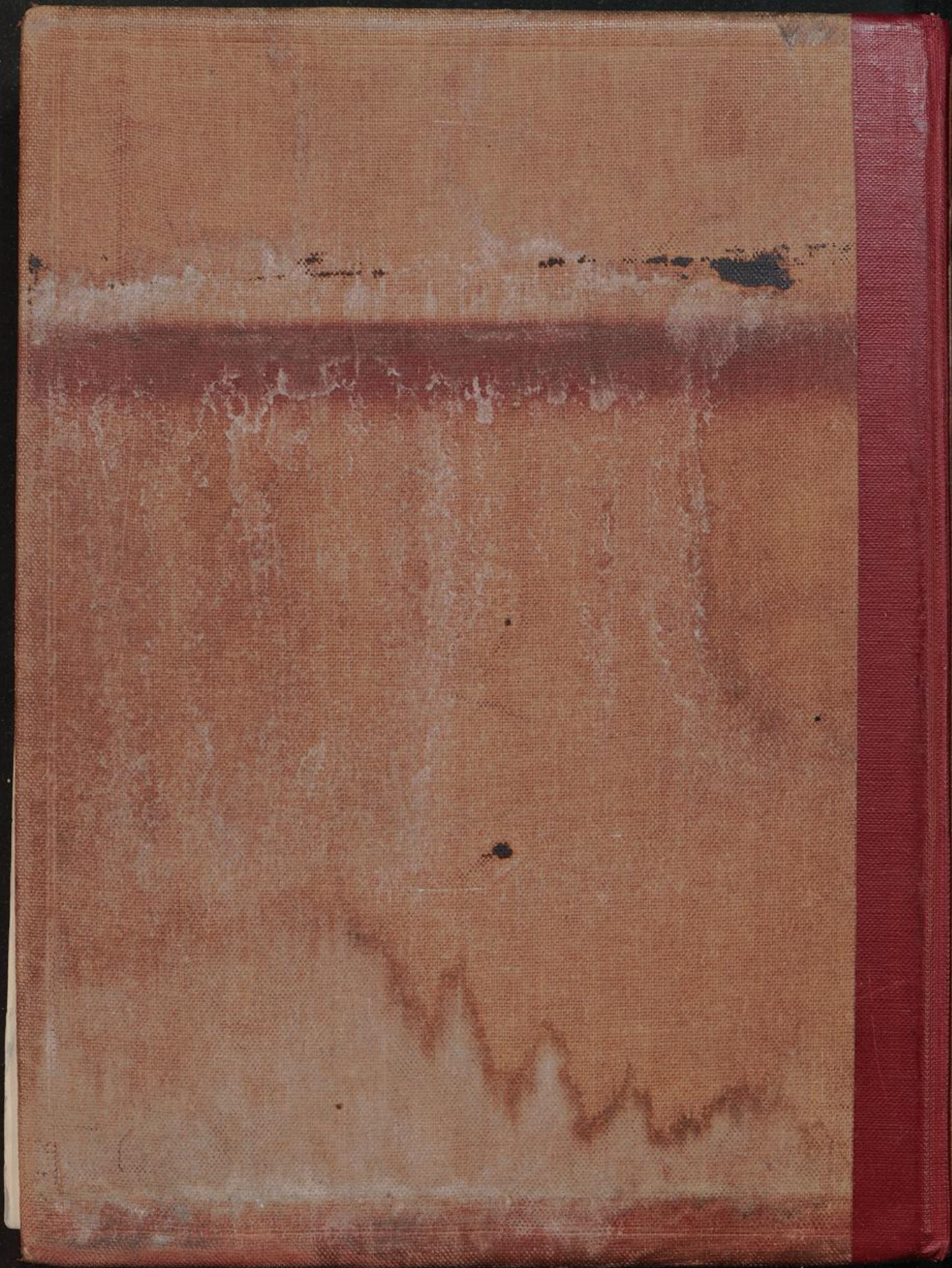
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

7-11.07

20.







WISSMANN
KÖHNERT
IM
WILDNISSEN
AFRIKAS
UND ASIENS
2. AUFLAGE



ERLÄSSELMANN
PAUL PAREY
BERLIN

V.2.a.
392.